

Göttingische gelehrte Anzeigen

volume: 1827

by unknown author

Göttingen; 1827

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

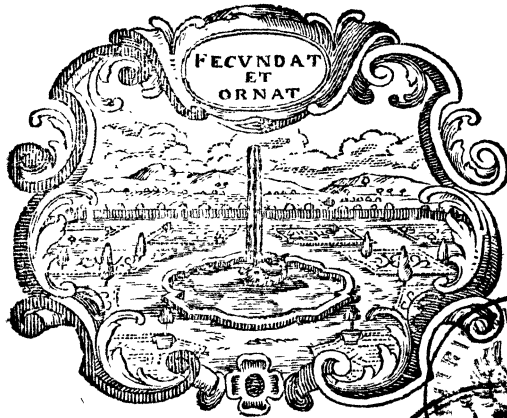
Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweite Band.
auf das Jahr 1827.



Göttingen
gedruckt bey Friedrich Ern





G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

53. Stück.

Den 2. April 1827.

B e r l i n.

Bey Rückert: Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie. Aus den Quellen bearbeitet von Dr. Ludwig Ideler, Königlichem Astronomen, ordentlichem Professor an der Universität zu Berlin, Mitgliede der Königl. Preussischen Academie der Wissenschaften und Correspondenten der Göttinger Societät. Erster Band 1825. VIII u. 583 Seiten. Zweyter Band 1826. IV u. 676 S. 8.

Gegenwärtige Schrift des Hrn. Prof. Ideler war für unsere Zeit ein wirkliches Bedürfnis, und ergänzt eine Lücke in unserer Litteratur. Gattner's Verdienste sind von dem Publicum anerkannt, aber seit der Erscheinung seines Abrisses hat sich manches geändert. Es sind durch die Kritik neue Entdeckungen gemacht worden, und die Fortschritte in den übrigen Wissenschaften haben auch hier zum Theil andere Resultate herbeigeführt, welche dem größeren Theile des gelehrten Publicums in einer klaren Uebersicht vorgelegt zu werden verdienen. Die Nothwendigkeit

A [3]

und Wichtigkeit einer solchen Arbeit, aber auch die Anstrengungen und das Mühevollle bey derselben, kann nur der lebhaft empfinden und richtig beurtheilen, welcher die Veranlassung gehabt hat, die voluminösen Werke von Scaliger, Petavius und Anderen zu durchsuchen, die Widersprüche und verschiedenen Hypothesen zu vergleichen und sich durch die zum Theil lästige Polemik in denselben durchzuarbeiten. Hr. Prof. Ideler verdient daher den Dank aller Freunde der Litteratur, besonders der Astronomie und der Geschichte, für diese mühevollen und gelehrten Untersuchungen, zu welchen er sich durch Bearbeitung einzelner Abschnitte gleichsam vorbereitet hatte, die in den Acten der Berliner Academie abgedruckt sind. So weit es die Grenzen unserer Anzeigen erlauben, will Ref. den Inhalt des interessanten Werks den Lesern vorlegen, wenn er auch, wo es auf Hypothesen ankommt, nicht überall mit Hr. Prof. Ideler übereinstimmen sollte. Das Werk führt den Namen eines Handbuchs der mathematischen und technischen Chronologie, weil zuerst der mathematische Theil der Wissenschaft zwar kurz (bis S. 58) aber umständlicher, als in astronomischen Schriften geschieht in demselben, und, wie Ref. hinzufügen muß, mit Bestimmtheit der Begriffe, faßlich vorgetragen ist, so daß auch der der Mathematik Unkundige befriedigt werden wird, und bey Beschäftigungen mit der Geschichte bey dem Nachschlagen hinlängliche Auskunft erhalten kann. Der Hr. Verf. besorgt, daß sein Werk einigen zu leicht, andern zu schwerfällig scheinen werde. Dieses fürchtet Ref. nicht. Es soll dem Gelehrten jeglichen Faches, den die astronomischen Wissenschaften weniger interessieren, nur ein Resultat zeigen und einen leichten Ueberblick von dem geben, was man in der Chronologie als Hülfsmittel

wissenschaft der Geschichte sucht. Dieser würde aber offenbar sich verlieren, wo die Untersuchung ins Breite gehen, und den Gegenstand bis in das Einzelne verfolgen würde. Wen das Bedürfnis zu genaueren Forschungen treibt, der mag alsdann immer zu den Quellen zurückgehen, die umständlich genug in den Noten angeführt sind. Aber auch zu schwerfällig gearbeitet kann ein richtig urtheilender Leser das Werk unmöglich finden. Es ist wissenschaftlicher Art, um gründliche Auskunft bey der Geschichte zu geben. Es ist also zur Belehrung, nicht zur Unterhaltung geschrieben. Wer diese sucht, darf das Buch nicht in die Hand nehmen. In der Einleitung (S. 59 — 92) zur technischen Chronologie werden zuerst die gewöhnlichen Definitionen gegeben, und die Begriffe von Sonnen- und Mondenjahre, von Cyklus u. dergl. erläutert. Den Namen technische Chronologie wählte Hr. J., um anzudeuten, daß sie als Hülfswissenschaft der Geschichte und nicht als ein bloßer gestaltloser Theil derselben betrachtet werden sollte, aus welchem also alles abgefondert werden müßte, was nicht unmittelbar auf die bey den verschiedenen Völkern gebräuchliche Zählungsweise der Tage, Monate und Jahre Bezug habe. Nach Hrn. J.'s Ansicht sind bekanntlich die Aegypten die ersten Pfleger der Wissenschaften, von welchen zugleich die Kenntniß des Sonnenjahrs zu 365 $\frac{1}{4}$ Tag ausgegangen sey. Deswegen wird hier der Anfang damit gemacht. Die Nachrichten von Eudorus, Varro, Diodor, Plinius, Plutarch, daß die Aegypten in der ältesten Zeit bloß Jahre von einem, oder nach Censorinus von zwey Monaten gehabt hätten, wird für eine bloße Hypothese erklärt, um die hohe Lebensdauer der Götter und Menschen anzuzeigen, welche sie gewiß sehr frühzeitig mit dem Sonnenjahr vertauscht haben würden, wegen

der periodischen Veränderungen, denen der Zustand ihres Landes unterworfen ist, und welche von den Jahreszeiten abhängen. Eben so sey das viermonatliche Jahr, welches nach Solinus und Augustinus das ursprüngliche gewesen seyn sollte, eine bloße Hypothese, oder es sey auch möglich, daß die Aegypter bey Einführung des Sonnenjahrs zuerst nach viermonatlichen Abschnitten gerechnet hätten. Darauf folgen weitere Untersuchungen über das bewegliche Sonnenjahr, über die Nabonassarische Aere des Ptolemäus und über die Frage, ob Ptolemäus dem bürgerlichen Gebrauche der Aegypter folge, wenn er die Epoche dieser Aere auf den Mittag setze. Der Verf. beantwortet die Frage dahin, daß dieses bloß aus astronomischen Gründen geschehen sey, und daß weder Aegypter, noch Chaldäer im bürgerlichen Leben nach Jahren der nabonassarischen und philippischen Aere, sondern nach Regentenjahren gerechnet hätten, wie die Inschrift von Rosette und Münzen zeigten, welche unter den Cäsarn in Aegypten geprägt worden sind, worin Ref. bestimmet. Der Hr. Verf. bemerkt dabey, daß Censorinus der einzige nicht astronomische Schriftsteller sey, welcher dieselbe anführe, und daß aus seinen Worten *ut a nostris, ita ab Aegyptiis, quidam anni in literas relati sunt* u. s. w. nichts weiter folge, als nur der wissenschaftliche Gebrauch, welchen Ptolemäus und andere Astronomen davon gemacht haben (S. 108). Dieser Bemerkung stimmt Ref. ebenfalls bey, und er kann sich nicht von der Ueberzeugung trennen, daß der unbestimmte Name Aegypter bey späteren Schriftstellern oft absichtliche Täuschung ist, aus welcher sich daher auch nie Folgerungen für die ältere Zeit ziehen lassen. Der Hr. Verf. glaubt indessen (S. 131), daß, wer die Spuren früher Cultur, die man überall

in Aegypten wahrnehme, zu einem Gegenstande ernster Betrachtung mache, könne es unmöglich unwahrscheinlich finden, daß die Aegypter schon 13 Jahrhunderte v. Chr. eine geordnete Zeitrechnung gehabt haben, zumal da sie ohne alle tiefere Einsicht, die wir ihnen beizulegen wenig berechtigt wären, zu derselben gelangen konnten." Dieses folgert er aus der Hundsternperiode, „von welcher die Alten wenig, die Neuern desto mehr reden (S. 124).“ Diese beruhe aber auf keiner genauen Bestimmung des Sonnenlaufs, sondern nur auf der einfachen Wahrnehmung, daß der Sirius mit jedem vierten Jahr um einen Tag später im ägyptischen Kalender aufging, gegen Freret's und Bailly's Behauptung, daß diese Periode von gleichem Alter mit dem ägyptischen Jahr sey. Das Bedürfnis einer festen bürgerlichen Aere habe gerade nicht auf sie geleitet. Deswegen sey sie wol erst späterhin von irgend einem sinnenden Kopfe gebildet worden, als man die Urgeschichte des Volks zu bearbeiten angefangen habe, wobey man einer weit zurückgehenden Aere nicht habe entbehren können. Dupuy glaubte aus dem Stillschweigen Herodot's und Plato's folgern zu müssen, daß die Aegypter bis zum vierten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung den Unterschied zwischen dem beweglichen und dem festen Sonnenjahre, oder den Vierteltag nicht gekannt hätten. Hr. J. glaubt dagegen die Hundsternperiode schon in der berühmten Stelle des Herodot zu finden, wo die Aussage der ägyptischen Priester erwähnt wird, daß ihr Volk schon 11340 Jahre oder 341 Menschenalter zähle, von Menes bis auf Sethon, in welcher Zeit die Sonne viermal an dem gewöhnlichen Orte aufgegangen, zweymal aufgegangen, wo sie jetzt untergeht, zweymal untergegangen, wo sie jetzt aufgeht. Hr. J. findet darin nichts weiter, als einen my-

stischen, von Herodot falsch aufgefaßten, Ausdruck für: In diesem langen Zeitraume hat sich die Hundsternperiode achtmal erneuet; weil achtmal 1461 Jahre = 11688, also beynah 11340 Jahre geben, wobey also angenommen werden müßte, daß der Grieche die Aussage der Priester falsch durch ἀνατελλαι und καταδύναι übersetzt hätte. Es folgen alsdann die übrigen in Aegypten ehemals gewöhnlichen Zeitrechnungen, die alexandrinische und die dio-cletianische, wie sich erwarten läßt, und Vorschriften, die eine in die andere zu verwandeln u. s. w., wobey aber Ref. auf das Werk selbst verweisen muß. Angehängt sind endlich noch Untersuchungen: 1) über die siebentägige Woche. Diese sey den Aegyptern sehr frühzeitig bekannt gewesen, aber auffallend daß Dio Cassius zuerst davon spreche. Sie sey wahrscheinlich astrologischen Ursprungs und durch die Ordnung entstanden, welche die Aegypter den Planeten angewiesen hätten (S. 178 u. f.). 2) Der Apiskreis von 25 Jahren. Hr. S. findet denselben in dem synodischen Monate, weil 309 mittlere synodische Monate nur um 1 St. 8', 33" kürzer sind, als 25 ägyptische Jahre, so daß dadurch die Mondphasen auf mehrere Jahrhunderte hinaus auf denselben Tag des ägyptischen Jahres hätten bestimmt werden können. Diese Bemerkung sey in Aegypten gewiß sehr frühe gemacht worden, weil die Kunde der mittlern Bewegungen des Mondes ent-schieden von hohem Alter sey. Wenn auch die Aegypter bey ihrer Zeitrechnung keine Rücksicht auf die Mondwechsel genommen hätten, so leide es doch keinen Zweifel, daß ihnen die Phasen des durch die Isis personificierten Gestirns von hoher Bedeutsamkeit gewesen seyn (S. 183). 3) Die Phönix-Periode von 500 Jahren. Es unter-liege keinem Zweifel, daß der Mythos vom Phönix ein Symbol eines großen Zeitkreises sey, der

mit dem Laufe der Sonne in irgend einem Zusammenhange stehe. Der Name könne nichts anders bedeuten als Pi-Enech saeculum (S. 184). Die Periode sey also wahrscheinlich nichts anders, als ein Symbol der großen Hundsternperiode (S. 158). Die Erneuerung dieser Periode sey für die Aegypter ein bedeutungsvolles Ereigniß gewesen, welches sie ohne Zweifel durch ein Symbol dargestellt haben würden. Indessen müsse man von den 500 Jahren abstrahieren. Ueber das Nähere dieser Ansicht müssen wir aber die Leser ebenfalls auf die Schrift selbst verweisen. 5) Die Periode von 36525 Jahren bey Syncellus, welcher auch höchst wahrscheinlich astronomische Ideen zum Grunde liegen sollen. Wahrscheinlich sey es, wie auch Syncellus glaubt, die 25malige Wiederholung der Hundsternperiode, oder (S. 193) die Dauer des großen Jahres, wie sie im Timäus des Plato vorkommt. Im zweiten Abschnitte folgt nun die Zeitrechnung der Babylonier mit den Untersuchungen über die Benennungen Saros, Neros, Soffos, worüber aber Ref. die Leser wieder auf das Werk selbst verweist, das, wie gesagt, mehr Sache des eignen, sorgfältigen Studiums der Natur der Sache nach seyn muß, als der bloßen Lecture, und welches man noch weniger aus einem bloßen Auszuge kennen lernen wird. Die Frage, ob die Astronomie ihren Ursprung den Aegyptern oder Chaldäern verdanke, beantwortet Hr. J. auch dahin, daß ein roher Anfang fast in jedem Lande einheimisch sey, daß aber die entwickelte Sternkunde offenbar früher bey den Chaldäern, als bey den Aegyptern zu suchen sey, weil Ptolemäus der Lehrern nirgends gedenke, dagegen 3 Beobachtungen aus dem achten Jahrhunderte v. Chr. von den erstern anführe, welche unmöglich die ersten von ihnen angestellten seyn könnten. Im dritten Abschnitte folgt die Zeitrechnung der Griechen, besonders

der Athener S. 227—392; im vierten, der Macedonier, der asiatischen Griechen und Syrer S. 393—476, mit den nothwendigen Untersuchungen und Erklärungen auch einzelner Stellen der Alten. Der fünfte (v. S. 477—583) handelt von der Zeitrechnung der Hebräer. Es bedarf hier ebenfalls keiner umständlichen Darstellung des Inhalts, eben so wenig, als einer Entschuldigung, daß die Zeitrechnung der Juden hier erst nach der der andern Völker folge und nicht vor denselben stehe, wie bey ältern Chronologen, weil sich das Wissenschaftliche darin erst spät ausgebildet habe (Vorrede S. V). Bemerket muß aber werden, daß außer den Mittheilungen vom Hn. Bendavid, Hr. F. durch einen jungen Gelehrten, Hrn. Baruch Auerbach zu Berlin, mehrere Stellen aus dem Talmud vergleichen ließ, und auch außerdem noch über viele Puncte des jüdischen Ceremonialgesetzes Aufschlüsse von demselben erhielt. Der zweyte Band enthält nun zuerst die Zeitrechnung der Römer im sechsten Abschnitte (v. S. 1—174) ebenfalls ausführlich, aber noch ausführlicher im siebenten die Zeitrechnung der christlichen Völker von der Entstehung des Christenthums an, bis auf die neueste Zeit, wo der Vollständigkeit wegen sogar noch der Calendar der französischen Republik angehängt ist, ob er gleich, wie der Hr. Vf. mit Recht hinzusetzt, eigentlich nicht auf den Namen eines christlichen Anspruch machen kann, da er vielmehr ganz auf die Zerstörung des Cultus berechnet gewesen sey (S. 175—470). Der achte Abschnitt handelt von der Zeitrechnung der Araber (S. 471—512), der neunte von den Persern (S. 513—558), der zehnte von den Türken (S. 559—578). Zuletzt folgen noch (S. 581—633) Erläuterungen und Zusätze, und ein vollständiges Register beschließt das mit vieler Belesenheit und Gründlichkeit gearbeitete Werk.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

54. Stück.

Den 5. April 1827.

P a r i s.

Nova Genera et Species Plantarum, quas in peregrinatione ad plagam aequinoctialem orbis novi collegerunt, descripserunt, partim adumbraverunt Amatus Bonpland et Alexander de Humboldt. Ex schedis autographicis Am. Bonplandi in ordinem digessit Carol. Sigism. Kunth. T. VI. 1823. S. 241 — 541. Tab. 516 — 600. T. VII. 1825. 506 S. Tab. 601 — 700. (Text und Kupfer in gr. 4.)

Synopsis Plantarum, quas in itinere ad plagam aequinoctialem orbis novi collegerunt Al. de Humboldt et Am. Bonpland. Auctore Carolo Sigism. Kunth, Phil. Dr., Prof. Regio, Ordin. Aquil. rubr. Equite; Acad. Berol. et Caes. Leop. Carol. Nat. Curios., Instit. Gall., Societ. Philom. et Hist. nat. Paris etc. T. IV. 1825. 528 S. in 8.

Von beiden, mit gebührendem Lobe in unsern Blättern (1825. 24 — 26 St.) erwähnten, Wer-

B [3]

ken haben wir das Vergnügen, unsern Lesern in den vorliegenden Theilen den Schluß derselben anzuzeigen; doch erlaubt der beschränkte Raum auch hier nur einen Ueberblick des Ganzen. — Der sechste Band der *Nov. Genera plant.* ist von S. 247 an ganz den zahlreichen Leguminosen gewidmet. Herr Prof. Kunth, dessen vertraute Bekanntschaft mit dieser Familie sich durch ein über dieselbe von ihm herausgegebenes Prachtwerk (*Mimosae et autres plantes légumineuses du Nouveau-Continent. Livrais. I — XIV.*) hinlänglich bewährt hat, theilt diese Gewächse in drey Sectionen: 1. in die *Mimosaeae*, mit polygamischen, regelmäßigen Blumen, getrennten Staubfäden u. s. w.; *Mimosa*, *Schrankia*, *Desmanthus*, *Acacia*, *Prosopis* (womit außer einigen *Acacien* auch sehr passend *Lagonychium* M. B. vereinigt wird) und *Adenantha*. 2. In die *Caesalpineae*, mit unregelmäßigen, meistens Zwitterblumen, gewöhnlich getrennten Staubfäden u. s. w., *Caesalpinia*, *Poinciana*, *Parkinsonia*, *Haematoxylum*, *Cassia* (wovon über 50 größtentheils unbekante Arten beschrieben sind), *Bauhinia*, *Pauletia* Cav., *Casparea* als besondere Gattung aus *Bauh. pes caprae* gebildet, doch vielleicht passender mit *Pauletia* als Abtheilungen der *Bauhinia* zu betrachten. Zu dieser Abtheilung gehört auch *Caulteria*, eine neue der *Caesalpinia* verwandte Gattung, die darin besonders abweichend, daß das untere größere Kelchblättchen fiederspaltig gezähnt ist, was der Blume ein besonderes Ansehen gibt, und in der Abbildung von *C. tinctoria* (t. 569) sehr gut ausgedrückt ist. Beyläufig wird noch eine neue Art dieser Gattung erwähnt, welche von Bertero bey St. Martha entdeckt und dem Verf. unter *Adenocalyx racemosa* mitgetheilt wurde. 3. In die *Papilionaceae*, von be-

fanter Bildung, welche auch hier den größeren Theil der Familie ausmachen. Die Gattungen folgen, ohne besondere Abtheilungen, in einer Ordn. N. am natürlichsten scheinenden Ordnung. Unter der Menge derselben wollen wir auf einige der neuen und weniger bekannten aufmerksam machen: *Bowdichia*, gleichsam als Mittelgattung von *Virgilia* und *Cercis* zu betrachten; *Lonchoearpus*, wohin mehrere bisher zu *Dalbergia* und *Robinia* gerechnete Arten gehören, zeichnet sich durch eine länglich-lanzettförmige, zusammengedrückte, häutige, eine-zweysamige, nicht auffpringende Hülfse aus; *Cologonia* den Merkmalen nach *Ternatea* und *Clitoria* ähnlich, aber mit keiner derselben zu verbinden; *Dioclea* der Gattung *Dolichos*, *Eysenhardtia* der *Robinia*, *Amicia* der *Poiretia* Turp. und *Brognartia* und *Peraltea* dem *Lupinus* zunächst verwandt. *Andira* Pis. trennt der Verf. nach *Samarc* von *Geoffroea*, mit welcher sie bisher nicht sehr zweckmäßig vereinigt war. *Clitoria* Linn. theilt er in drey besondere Gattungen, *Clitoria*, *Ternatea* Tournef. und *Galactia* Rich. Pers.; eben so *Pterocarpus* in *Pterocarpus*, *Hecastophyllum* Rich. Pers. und *Drepanocarpus* Meyer. Von *Hedysarum* werden *Zornia* Gmel. und *Desmodium* Desv. abgefondert; doch scheint ihm der Unterschied der letztern nicht wesentlich. Außerdem haben noch viele der bekannten Gattungen eine genauere Bestimmung erhalten, welche indeß, wie viele andere, oft nur beyläufig mitgetheilte Bemerkungen und Berichtigungen in dem Werke selbst nachgesehen werden müssen. Zu den herrlichen Vorstellungen der *Mimosées et autres plant. legum.*, wodurch besonders die Abtheilung der Mimoséen anschaulich gemacht ist, kommen hier noch 34 (Tab. 566 — 600) mit trefflichen Analysen der Fructificationstheile begleitete

Kupfertafeln, auf welchen die neuen Gattungen und andere merkwürdige Arten vorgestellt sind.

Im siebenten Bande werden zuerst die Terabinthaceen abgehandelt, über welche Herr Prof. Kunth in den Annales des Scienc. natur. T. 2. einen schätzbaren Aufsatz mitgetheilt hat, den wir als bekannt voraussetzen. Unter den hier aufgeführten Gattungen, und zwar der eigentlichen Terabinthaceen oder der Anacardieae R. Br. kommen vor: Anacardium, Mangifera, Rhus, Schinus, Pistacia und einige andere bekannte. Neu sind: Mauria, von der ihr verwandten Rhus durch größere Zahl von Staubfäden und durch die Beschaffenheit der Narbe und Frucht verschieden; und Cyrtocarpa, von der aber die weiblichen Blumen noch unbekannt sind. Beide Gattungen sind hier sehr gut vorgestellt; jene t. 605. 606, diese t. 609. Elaphrium Jacq. und Icica Aubl., aus der Abtheilung der Burseraceen, haben einen bedeutenden Zuwachs erhalten, unter denen einige indeß Hrn. K. selbst noch zweifelhaft bleiben. Dieser Familie folgen die Rhamneen R. Br.; von Rhamnus selbst werden mehrere, schon aus Roem. und Schultes bekannte Arten beschrieben und zum Theil abgebildet. Bey Ziziphus, wovon nur havanensis erwähnt wird, bemerkt der Verf., daß Z. ignaneus Lam. und commutatus Schult. zu seiner Mertensia (Celtis L.) gerechnet werden müssen. Zu Colletia horrida zieht Hr. K. polyacantha R. et Schult. als Synonym, und glaubt, daß Ventenat's C. obcordata und Ephedra als eine besondere Gattung betrachtet werden könne. — Die Celastrineen R. Br., welche die Reihesfolge schließen, enthalten Maytenus Feull., Myginda und Ilex. Bey Maytenus, wovon Haenkea R. et Pav. nicht generisch verschieden seyn soll, beyläufig die Be-

merkung, daß unter allen zu *Celastrus* gerechneten Arten, scandens nur allein dem Gattungscharacter entspreche; *Pyracantha* macht daher nebst einigen verwandten, nach dem Wf., eine besondere Gattung aus, deren Unterschied allerdings nicht unwesentlich ist. Alle übrigen, deren Frucht nicht bekannt sind, bleiben bis dahin zweifelhaft. Zunächst verwandte Gattungen sind, außer *Rhaplostylum* Humb. et Bonpl., *Perottetia* und *Dulongia*, beide neu und ausgezeichnet.

Von S. 83 — 278 folgen „Supplenda“ zu den ersten sechs Theilen, nach der Ordnung der Familien. Vorangeht die bereits im 1sten Th. der Synopsis mitgetheilte Uebersicht der Algen, Schwämme, Lichenen, Lebermoose und Moose, welcher hier einige Kupfertafeln beygefügt sind. Unter den zahlreichen Nachträgen zu den Dicotyledonen erwähnen wir zuerst die eingeschalteten Familien: die *Hydrochariden* (*Elodea* Rich. Mich.); die *Chlorantheen* R. B., mit *Hedyosmum* Sw.; die *Coriariaceen* Decand., deren Character berichtigt wird, worüber t. 636 zu vergleichen; die *Santalaceen* R. Br. (*Cervantesia* R. et Pav.); und die *Marckgraviaceen* Suß., mit *Marcgravia* Plum. Linn., *Norantea* Aubl. (wohin *Marcgrav. spiciflora* Juss., *Ruyschia clusiaefolia* Jacq. und vielleicht auch *Marcgrav. coriacea* Vahl. gehören) und *Souroubea* Aubl., nach Hrn. R. aber von *Norantea* nicht hinreichend verschieden. *Begonia*, welche gleichfalls als neu hinzukömmt, und nach Bonpland als besondere Familie betrachtet wird, zerfällt in drey sehr natürliche Abtheilungen, unter welchen 13, meistens bisher unbekannte Arten vertheilt und mehrere derselben abgebildet sind. Die bekannten *Begonien* hat Hr. R., wie in ähnlichen Fällen, bey jeder Abtheilung bemerkt.

Unter den nachgetragenen Gattungen und Arten verdienen besonders bemerkt zu werden: *Styloceras* Ad. Juss. (Euphorbiaceen), wohin *Trophis laurifolia* Willd. Spec. gehört, worunter zwey sehr verschiedene Arten, *St. Kunthianum* Juss. (t. 637) und *laurifolium* K. (t. 638) begriffen sind. Aus derselben Familie: *Ditaxis dioeca* t. 639. (*Ditaxidis species tertia marañonensis* Ad. Juss.); und *Siphonia brasiliensis* Willd. Msc. et Herb., in v. Humboldt's Relat. T. 2. p. 24 — 26 unter *Heveae species* aufgeführt. *Boussingaultia* (Xenopodeen), eine der *Basella* und *Anredera* verwandte Gattung, welche sich von beiden durch einen siebentheiligen Kelch, durch den verlängerten ausdauernden, mit einer dreylappigen Narbe versehenen Griffel, außerdem von letzterer durch eine häutige (nicht beerenartige) Frucht unterscheidet. Die einzige bekannte Art, *baselloides* t. 645, ist ein windender Strauch, mit wechselweise stehenden fleischigen Blättern und achselständigen Trauben. Zu *Tamonea spicata* Aubl. gehört nach dem Verf. *Leptocarpus chamaedrifolius* Willd. Herb. Link. Jahrb. — *Hydrantheium* (Schrophularineen), vom Ansehen einer *Callitriche* oder der *Elatine hexandra*, der *Vandellia* sehr nahe verwandt; doch haben — was bey dieser Familie ungewöhnlich ist — die Blumen drey, nicht, wie dort, vier Staubfäden. Eine Vorstellung derselben, mit beigefügter Analyse der Blüthen- und Fruchtheile, gibt t. 649. *Saccellium* Humb. et Bonpl. wird den Boragineen zugezählt, entspricht diesen aber nicht; auch verdienen die Blumen noch genauer verglichen zu werden. *Curare* auch *Bejuco de Mavacure* Humb. Relat. hist. 2. p. 547, ein klimmender Strauch, dessen Rinde voll eines gelben giftigen Saftes, scheint Hr. K. zu

Lasiostoma zu gehören; doch sind Blumen und Frucht unbekannt. Eine andere zweifelhafte Pflanze derselben Familie (Apocynen) ist *Psychotria lucida* Willd. Mss. Röm. et Schult., welche zu *Tabernaemontana* gezogen wird. Mit *Palava* R. et Pav. (Ternströmiaceen) verbindet Hr. K. *Saurauia* Willd., die wir doch lieber mit *Decandolle* als eine besondere Gattung ansehen möchten, wenigstens müßte der Name geändert werden, da *Palava* Cav. eine ältere Bezeichnung ist. Sehr willkommen sind aber die beiden hierher gehörigen Kupfertafeln (t. 648. 649), besonders der genauen Analyse der Frucht wegen, welche nicht hinreichend bekannt war. Von *Cochlospermum* derselben Familie scheint dem Verf. *Wittelbachia* Mart. (Nov. gener. Fasc. 3.) synonym zu seyn. *Odontandra* Willd. Herb. Röm. et Schult. steht zweifelhaft bey den Meliaceen, da die Structur des Ovarii noch unbekannt ist. — *Hasseltia* t. 651., eine ausgezeichnete Gattung der Etiliaceen, mit denen sie der Frucht nach, der Blume (bey welcher doch vielleicht passender die vier inneren Kelchblättchen für Blumenblätter zu nehmen) und dem Außern nach mit den Birneen übereinkömmt. Zu dieser letzten Familie gehört eine gleichfalls neue Gattung, *Kuhlia*, der *Azara* ähnlich, aber doch sehr abweichend. Die beiden hier beschriebenen Arten (*glauca* und *ulmifolia*), sind auf t. 652 und 653 vorgestellt. Zu *Conora* (Biolcen) rechnet der Verf. zweifelhaft *Cuspa* Humb. Rel. 2. p. 366, welche nach *Wongland* ein hoher Baum seyn soll, dessen Rinde und Blätter einen sehr bitteren, herben Geschmack besitzen und als fiebertreibendes Mittel in großem Ruf sind. Mit *Pilocarpus* ist *Esenbeckia* t. 655 verwandt, von der sie, außer andern Merkmalen, besonders durch ein kaum fünfhäusiges, freyes, nicht der Scheibe

eingesenktes, Osarium abweicht. Die Combretaceen erhalten durch *Lunguncularia* Gaertn. fil. und *Ramatuela* t. 656 einen Zuwachs, welche letztere aber, wie die den Leguminosen noch einzuschaltende *Riveria* t. 659, nur der Frucht nach bekannt ist. — Angehängt sind diesem Abschnitt noch „genera incertae sedis“, nämlich: *Lacistema* Sw., deren Character, nach einigen von St. Hilaire mitgetheilten Arten, genauer bestimmt wird; *Liquidambar* Linn., mit der vorigen bisher den Umentaceen, und *Desfontainea* R. et Pav. den Solaneen zugezählt; endlich *Corallophyllum* t. 660, von so ungewöhnlicher Bildung, daß der Verf. hier wohl nicht mit Unrecht eine *planta monstrosa* vermuthet.

Den Schluß macht von S. 279 — 479 eine interessante Uebersicht der geographischen Verbreitung der hier beschriebenen Gewächse, welche in sieben besondern Floren — von Neuandalusien, des Orinoco, von Neugranada, von Quito, der Peruanischen Anden, von Mexico und der Insel Cuba — zerfällt, und wo bey jeder derselben die Lage, die Erhöhung über der Meeresfläche, der Boden, das Wasser und das Klima genau berücksichtigt worden. Außer der Erklärung der zugleich nachgetragenen Kupfertafeln für die Farne, Kräuter, Gräser u. e. a. Familien, und dem gewöhnlichen Inhaltsverzeichnisse, ist diesem Bande noch ein vollständiges Register über alle in den sieben Theilen vorkommenden Familien-, Gattungs- und Landesnamen nebst Synonymen beygefügt, und somit ein Werk vollendet, das als ein unvergängliches Denkmal deutscher Gelehrsamkeit und Gründlichkeit zu betrachten ist.

Schr.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

55. Stück.

Den 7. April 1827.

L o n d o n.

Published by Rodwell and Martin: Travels in various countries of the East; more particularly Persia. A work wherein the author has described, as far as his own observations extended, the state of those countries in 1810, 1811 and 12; and has endeavoured to illustrate many subjects of antiquarian research, history, geography, philology and miscellaneous literature, with extracts from rare and valuable oriental manuscripts. By Sir William Ouseley, Knight, LL. D. private secretary to his excellency Sir Gore Ouseley, Baronet, K. L. S. his Majesty's ambassador extraordinary and plenipotentiary at the court of Persia. Vol. II. 1821. S. 544. Vol. III. 1823. S. 600. in 4.

Ueber den Plan und die Anlage dieses Werkes gibt der lange Titel schon Auskunft; ausführlich handelt davon die Vorrede zum ersten Bande, der von uns im 80sten St. Jahrg. 1821 dieser

G [3]

Blätter angezeigt wurde. Der eigentliche Reisebericht bildet auch in gegenwärtigen beiden Bänden bey weitem den kleinsten Theil des Inhalts derselben; die Reiseroute dient gewissermaßen nur als Leitfaden, an welchem sich die ausgedehnte und tiefe Gelehrsamkeit des Verfs. hält und verbreitet. In dem ersten Bande sahen wir die Gesandtschaft, mit welcher Sir William D. reiste, bis Schiras gelangt; Bd. II enthält die Fortsetzung der Reise bis Ispahan. Kap. 7 (das 1ste des 2ten Th.) führt die Ueberschrift: Erster Aufenthalt zu Schiras. Die Stadt ist oft besucht und beschrieben, das wichtigste was H. D. über sie beybringt, besteht daher unstreitig in seinen Berichten nach orientalischen Schriftstellern. Schiras selbst enthält kein Monument hohen Alters, und der Ursprung der Stadt steigt nicht über das siebente Jahrh. unserer Zeitrechnung hinauf. Unter den Denkmälern der nächsten Umgegend ist Meschid-Madri-Soliman (nicht zu verwechseln mit einem gleichnamigen Monumente bey Murghab) aus der Achämeniden-Periode, und ein Relief aus der Sassaniden-Zeit, das wichtigste. Beide sind nicht von H. D. zuerst entdeckt, aber genauer beschrieben, und letzteres (Tab. 29) richtiger abgebildet als früher. — Der Aufenthalt der Gesandtschaft verzögerte sich in Schiras, und diesem Umstande verdanken wir Kap. 8. u. 9, welche H. D.'s Reise über Fasa nach Darab, und auf einem nördlichern Wege zurück nach Schiras enthalten. Dadurch ist dem Geographen ein Strich Landes in Farsistan bis zu einer Ausdehnung von beynah 30 geogr. Meilen, von Schiras östlich, bekannt geworden, der früher ziemlich terra incognita war. Große historische Bedeutsamkeit scheint jedoch diese Gegend im Alterthum nicht gehabt zu haben. Hr. D. unternahm mit großen Erwartungen diese Er-

curfion auf von frühern Reisenden unbetretenen Pfaden; fand sich aber selbst in seinen Hoffnungen sehr getäuscht S. 96. Seine Aufmerksamkeit mußte besonders gespannt seyn auf die Städte Fasa und Darab: denn dort suchte man früher gewöhnlich das alte Pasargada (so noch Kinneir nach seiner Karte), und in Darab oder Darabgherd vernahm man, und dieß vielleicht mit mehrerm Rechte, Anklänge des Namens Darius. Der Stadt Fasa schreiben freylich neuere orientalische Schriftsteller ein hohes Alter zu; doch dieß will bey ihrer bekannten Aufschneiderey in solchen Dingen wenig sagen; weder Spuren alter Monumente noch sonstige Umstände sprechen hier für einen Ort von ehemaliger Wichtigkeit. Darab scheint eher Ansprüche auf ein hohes Alter zu machen: ein Felsenrelief findet sich hier, freylich nicht aus Darius Zeit, aber doch der Sassaniden Periode angehörig. Bey dem bedeutsamen Namen Darabgherd, bey dem bekannten Bestreben der Fürsten aus der Dynastie der Sassaniden, ihres Namens-Gedächtniß in der Nähe der Achämeniden-Denkmalen zu stiften, ist die Beschreibung S. 147 und die Zeichnung, Tab. 35, dieses früher unbekanntes Monumentes von Wichtigkeit. Durch die Sorgfalt, mit welcher H. D. seinen Weg Schritt vor Schritt machte, und durch die umsichtige Aufmerksamkeit desselben auf alles, was nur einigermaßen Spuren des Alterthums verrieth, sind wir jezt bey den übrigen vom Verf. durchreisten Orten wenigstens zu negativen Resultaten gelangt, und jeder weiß, daß auch diese in geographischer und historischer Hinsicht oft von Wichtigkeit sind. Cyrus Grabmal und Pasargada darf man sicher jezt nicht mehr in der von Hr. D. durchreisten Strecke suchen. Kap. 10. Zweyter Aufenthalt zu Schiras, erzählt zum Theil höchst Unwichtiges, und hätte

können entweder ganz wegbleiben, oder doch sehr zusammengezogen werden. Kap. 11 beschäftigt sich ganz mit Persepolis. Der Reisende besuchte zweymal diese Monumente und wandte im Ganzen 5 Tage auf ihre Untersuchung an Ort und Stelle, but if those days, gesteht er selbst S. 228, had been prolonged to as many weeks or even months, this space of time would scarcely have sufficed for such a survey and delineation of those stupendous monuments as in my opinion they deserve. Die Kenntniß dieser Monumente konnte von Hr. D. wegen der Kürze seines Aufenthalts wenig gefördert werden. Zu dem Wichtigsten was der Vf. gibt gehört die Abschrift von ein paar Pelvi-Inschriften, Tab. 42. Auch die Denkmähler von Nadschi Rüstam, und andere in der Umgegend wurden von Hr. D. besucht und beschrieben. Für die orientalische Litteratur von Wichtigkeit sind die Auszüge aus dem reichen Handschriftenschatz des Verfassers. Der Leser bekommt hier alles vereinigt, was die orientalischen Schriftsteller über jene Monumente enthalten; aber leider! die Erklärung jener Denkmähler wird durch alles dieß um nichts weiter gefördert. Kap. 12. Reise von Persepolis nach Ispahan. Der Weg führte bey Murghab vorbey, und Hr. D. untersucht, freylich nur flüchtig, das bekannte Monument Meschid-Mabri-Soliman; Tab. 53 gibt die Zeichnung desselben. Dem zweyten Bande sind 16 Appendices beygegeben. Ihr Inhalt fällt meistens unter die Rubrik antiquarian research. Der dritte Band dieses Werkes beginnt mit dem 13ten Kap., welches Nachrichten über Ispahan nach orientalischen Schriftstellern liefert. Kap. 14. folgt die Beschreibung dieser Stadt, „der halben Welt“ wie sie die Perfer hyperbolisch zu nennen pflegen. Die Gesandtschaft wohnte

hier in den königlichen Gärten von Saadetabad, d. h. der residence of felicity, also im Elysium. Ispahan, wie die meisten Städte Persiens, befindet sich jetzt sehr im Verfall. Noch zu Charbins Zeiten (1666) ward die Volksmenge nach einer sehr mäßigen Schätzung auf 600,000 angegeben; D. zweifelt, ob jetzt die Stadt nur 200,000 Einwohner enthalte. Kap. 15. Reise von Ispahan nach Teheran, dessen Beschreibung wie die Audienz der Gesandtschaft beym Perserkönige das 16te Kap. liefert. Unser Verf. that wohl, sich hierüber nicht umständlicher auszulassen, da das persische Hofceremoniel und Audienzscenen mit großer Ausführlichkeit von frühern Reisenden satzsam beschrieben sind. D. besuchte die in der Nähe von Teheran befindlichen Ruinen von Rai, dem ehemaligen Rhaga. Die alte Stadt war aus Backsteinen erbaut, und dieß ist der Grund, wenn sich kein Monument von Bedeutung erhalten hat. Nur ein Denkmahl fand Hr. D. hier, welches über die muhamedanische Periode hinaufsteigt. Es ist dieß ein bisher unbekanntes Felsenrelief aus der Sassanidenzeit, wovon die 65te Kupfertafel eine kleine Abbildung liefert. Nach der Beschreibung der Ruinen verbreitet sich dann Hr. D., wie gewöhnlich, mit seiner bekannten occidentalischen und orientalischen Belesenheit über die Geschichte von Rhaga. Von mehr geographischem Interesse ist das 17te Kap., welches die Excursion des Verfs. von Teheran durch die Provinz Maganderan nach dem Kaspiischen Meere, und dessen Rückreise auf einem westlichen Wege enthält. Die dritte Karte gibt die genaue Reiseroute, und wird dem Geographen ein willkommenes Geschenk seyn. Durch die Auszüge aus orientalischen Schriftstellern ist dieser Abschnitt zu einem bedeutenden Umfang angeschwollen; zu dem Wichtigsten gehört was H. D.

sowohl hier als Append. 11. über die Kaspiſchen Thore beybringt. Kap. 18. Zweyter Aufenthalt zu Teheran und Reise nach Tabris. Die Geſandtschaft hielt ſich noch 10 Wochen in der Hauptſtadt auf; während welcher Zeit das Noruzfeſt gefeyert wurde, welches Hr. D. beſchreibt und aus orientaliſchen Schriftſtellern erläutert. Am 25ten May reißt die Geſandtschaft nach Tabris ab; hier trennt ſich von ihr unſer Verf. Reise über Erivan, Erzurum, durch Vorderaſien nach Konſtantinopel; von hier nach Smyrna, und dann an Bord der Eſpoir nach London zurück. Drey Indices, in keinem Buche erwünſchter als in dieſem, beſchließen das Ganze.

Hey einem Werke wie das vorliegende, iſt es unmöglich alles Wichtige hervorzuheben. Wir mußten uns begnügen, die Reiſeroute anzuzeigen, und einige von den Puncten anzudeuten, auf welche der Verfaſſer vorzugsweiſe ſeine Aufmerkſamkeit wandte. Hrn. D's. Werk iſt keine Reiſebeschreibung nach gewöhnlichem Zuſchnitt. Die eigentliche Beſchreibung der Reiſe wird ſehr oft unterbrochen durch umſtändliche gelehrte Unterſuchungen. Aber man kann doch auch nicht ſagen, daß der Verfaſſer den Beobachter und Beſchreiber über dem gelehrten Orientalen verzißt. Das Werk enthält ſehr wichtige geographiſche Details, ferner manches treffliche über Sitten und Gebräuche, wobey die Vergleichung mit dem Alterthum lehrreich iſt. Soviel iſt freylich klar, wer ſich durch Reiſebeschreibungen bloß ergehen will, der wird bey D's. 3 ſtarken Bänden ſeine Rechnung ſchlecht finden. Allein der Gelehrte vom Fach, deſſen Studium der heutige und ehemalige Orient iſt, wird in dieſem *classical tour* einen reichen Schatz der mannigſchaften, vorzüglich antiquariſchen und hiſtoriſchen, Belehrung finden.

T ü b i n g e n.

Joannis Frider. Flattii, Theologi nuper Tubingensis, Opuscula academica, Collegit, indicibusque locorum et rerum instruxit M. Car. Frid. Süskind, Diaconus ecclesiae Weinbergensis. 1826. 574 S. in 8.

Es ist ein wahres Verdienst, das sich Hr. Diac. Süßkind durch diese Sammlung der kleineren, meistens academischen Gelegenheitschriften des noch nicht lange, und leider! zu früh verstorbenen Tübinger Theologen nicht nur um unser theologisches Publicum, sondern um unsere Wissenschaft selbst erworben hat. Sie enthält neunzehn Aufsätze, unter denen kein einziger ist, der sich nicht durch einen überraschenden Beweis von gelehrter Gründlichkeit, oder von philosophischem Scharfsinn und logischer Consequenz im Schließen, oder auch von liberaler Billigkeit gegen Andersdenkende — meistens aber durch alle diese Vorzüge zusammen auszeichnete. Die größere Anzahl der Aufsätze ist ergetischen Inhalts, bey denen man sich besonders auch durch die äußerst zarte Gewissenhaftigkeit und durch die heilig-religiöse Ehrfurcht, womit der Verf. das Heilige behandeln zu müssen glaubte, erbaut fühlen wird. Die anziehendsten Beweise seines philosophischen Scharfsinns geben die Observations quaedam ad comparandam Kantianam disciplinam cum christiana doctrina pertinentes (VII. p 245 — 264) wenn man sich nur dabey erinnert, daß sie im J. 1792 also gerade zu der Zeit geschrieben wurden, wo der Enthusiasmus für die neue Philosophie die höchste Stufe unter uns erreicht, und auch so manche unserer besseren Köpfe um etwas verrückt hatte. Eine mehrfache Theilnahme von ganz eigener und doch auch verschiede-

ner Art mag hingegen die Abhandlung N^o. VI. p. 135 — 244 erregen, worin von ihm aus Veranlassung des von dem hochseligen Könige, Georg III., ausgesetzten Preises die symbolische Lehre unserer Kirche von der Gottheit Christi dargelegt und vertheidigt wurde. Wir wünschten sehr, daß sich die Aufmerksamkeit unseres Publicums wieder auf diese Abhandlung richten möchte, und wir wünschten es auch deswegen, weil es jetzt gewiß unbefangener als vor 28 Jahren beurtheilt werden kann, warum ihr der Preis nicht zuerkannt werden konnte, wiewohl sie unter der Menge von eingegangenen unstreitig die vorzüglichste war. Das Resultat der Abhandlung lief nämlich darauf hinaus, daß unsere symbolisch-kirchliche Vorstellung von der Gottheit Christi unter allen, welchen sie entgegen gestellt wurde, und welche sich ihr entgegenstellten, noch die wenigsten exegetischen und logischen Schwierigkeiten habe: damit aber konnte der Aufgabe nicht genug gethan scheinen, wiewohl sie vielleicht in einer andern Beziehung eben deswegen gerechtere Ansprüche auf den Preis machen konnte. — Noch dürfen wir nicht unterlassen hinzuzusetzen, daß der Herr Herausgeber jeder einzelnen Abhandlung eine sehr gedrängte und doch sehr genaue Analyse ihrer Disposition und ihres Inhalts vorangeschickt hat, denn wir wünschen sehr, daß unsere jungen Theologen ein Muster davon absehen, und es bey jedem wissenschaftlichen Werke, das sie zu studieren haben, nachahmen möchten. Der Nutzen davon würde nicht nur für sie, sondern selbst für die Wissenschaft unermesslich seyn.

G ö t t i n g i f c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

56. Stück.

Den 7. April 1827.

C o m m e r c y.

Imprimerie de Cl. Fr. Denis; Recherches d'Anatomie et de Physiologie pathologiques sur plusieurs Maladies des Enfants nouveau-nés, par Prosper-Sylvain Denis, Dr. Ex-Interne en Med. et en Chirurgie à l'Hôtel-Dieu de Paris, aux Hospices de la Vieillesse et à l'Hospice des Enfants Trouvés de la même Ville. 1826. 800 S. in 8.

In einer kurzen Vorrede die einige flüchtige Betrachtungen über die beste Bearbeitungsart der Medicin, und eine nicht weniger flüchtige Geschichte der Medicin des frühesten kindlichen Alters, auf zwey Seiten von Hippocrates bis auf Andry enthält, verspricht der Verf. seine Untersuchungen über die Krankheiten dieses ersten Zeitraumes des menschlichen Lebens auf treue Beobachtungen am Krankenbette und auf die im Lichte der Physiologie aufgefaßten Erfunde der angestellten Leichensectionen zu stützen, wozu er auch nach der Stelle die er begleitete, hinreichende Gelegenheit hatte. Nach einer kurzen Einleitung,

D [3]

die allgemeinen Betrachtungen über den Organismus lebender Wesen überhaupt und besonders des Menschen während seiner ersten Lebens-Periode gewidmet ist, und die beste Art der Darstellung anatomisch- und physiologisch-pathologischer Untersuchungen entwickelt, handelt er in fünf Abschnitten von den Abweichungen in den Verdauungs-Organen Neugeborner; von denen die gleichzeitig in ihnen und im Zellgewebe vorkommen, (Zellgewebs-Verhärtung); von den im Gefäßsysteme, den Organen der Empfindung, Bewegung und der Stimme sich ereignenden; und zulezt von den an den Geschlechtstheilen gefundenen. Der letzte Abschnitt gibt einen Ueberblick sämtlicher Resultate, dem eine synoptische Tabelle aller im ersten Kindes-Alter eintretenden Krankheiten beygefügt ist.

Nach den aufgestellten Resultaten besitzt das Kind während vier, fünf bis sechs Monate nach der Geburt eine eigenthümliche Organisation von der die Aeußerungen seines gesunden und kranken Zustandes hauptsächlich abhängen. Dieser wegen heißt es ein neugebornes, das von einem eben gebornen (naissant), und von einem zahnenden zu unterscheiden ist. Die der Ernährung dienenden Verrichtungen, als die Verdauung, die Bereitung und die Vertheilung des Blutes durch den ganzen Körper, sind bey ihnen sehr entwickelt, die Nerventhätigkeit nur in soweit als sie jene unterstützt, Bewegung, Empfindung und Sprachfähigkeit aber erst in ihren Grundlagen, ohne Vermögen auf ihren Zweck gerichtete Uebungen vorzunehmen. Die Centralorgane der Verdauung, der Blutbereitung und des Blutumlaufs, und der Nerventhätigkeit sind vorherrschend, und sie müssen daher, wenn die Gesundheit erhalten werden soll, unverletzt seyn. Sie werden bey eintretenden Krankheiten vorzugsweise angegriffen,

und auf ihre Herstellung ist dann hauptsächlich zu sehen. Auch den Sitz der Krankheiten zeigten sie uns an, und durch ihre Mitleidenheit erkennen wir auch die Abweichungen in den nicht vorherrschenden Verrichtungen. Diese sind an sich nicht heftig, und selten gefährlich, falls sie sich nicht, was oft geschieht, mit den Krankheiten jener verbinden. Entzündungen sind die häufigsten Krankheiten dieses Alters; die von Schwäche oder von unbekannter Natur dagegen äußerst selten. Die organischen Veränderungen, von denen jene Krankheiten abhängen, entstehen in den Gebilden neugeborner Kinder sehr leicht durch Ueberreizung, und ihre Ursachen sind meistens aufregende, reizende. Ihre Natur erkennt man deshalb wohl, ihren Sitz dagegen aber öfters mit großer Schwierigkeit. Herabstimmende und schwächende Mittel, die bey entzündlichen Zuständen in jedem Alter so hilfreich sind, sind es besonders auch im kindlichen, sie müssen darin aber schnell und kräftig angewandt werden, weil jene hier rasch in Zerstörung übergehen, und selten chronisch werden. Die passendsten Heilmittel sind örtliche und allgemeine Blutausleerungen, Bäder, Waschungen und Einspritzungen, mildernde und besänftigende Getränke, und eine sparsame Diät. Ableitende Mittel, als die Haut rothmachende und Blasenziehende sind selten anwendbar. Stark reizende Mittel müssen auch bey Krankheiten aus Schwäche vermieden werden, weil durch die lebhaftere Gegenwirkung leicht ein entzündlicher Zustand entsteht. Mechanische Schädlichkeiten gehören zu den wichtigsten Ursachen der Krankheiten Neugeborner, die jedoch einer leichten und einfachen Behandlung bald weichen. Bildungsfehler sind keine eigenthümliche Krankheiten sondern nur die Folgen von Krankheiten im Mutterleibe. — Die Summe dieser Resultate, die, wenn der Vf. sich nicht bloß

D [3] *

immer nur, wie wir Deutschen es jetzt auch wohl machen, an Entzündung gehalten, und die wesentlichen Verschiedenheiten der Zustände, die unter diesen Begriff, nach Maaßgabe gewisser allgemeiner Kennzeichen, recht eigentlich zusammengezwängt werden, unbeachtet gelassen hätte, viel bedeutender ausgefallen seyn würde, entspricht dem Umfange und der Gründlichkeit seiner Untersuchungen über die einzelnen Gegenstände nicht. Bey dieser geht in jedem Abschnitte der Darstellung der einzelnen Krankheiten und ihrer Behandlung, die er enthält, beständig eine anatomisch-physiologische Beschreibung der Theile, die davon befallen werden, voran, worauf sodann das Pathologische und die Erfunde der Leichen-Sectionen, und zulezt das Therapeutische, aber nur ganz kurz folgen. Die Abhandlungen über die Digestions- und Sanguifications-Organen und ihre Krankheiten nehmen bey weitem den größten Raum ein. Die Untersuchung über die erstere (S. 16 — 285) beginnt mit einer Schilderung des Baues, der Entwicklung und der Verrichtungen des Nahrungskanals und der damit in Verbindung stehenden Theile in den verschiedenen Lebensperioden. Sie nähern sich ihrer Vollendung um die Zeit der Geburt, wachsen schnell, bleiben lange in ihrer Kraft, und werden erst mit dem Eintreffen des Todes gänzlich unthätig. In der Beschreibung der Entwicklung des Darmkanals, der seinem Ursprunge nach mit der Nabelblase, seiner Substanz nach aber mit der Haut und dem Zellgewebe in wesentlichem Zusammenhange stehen soll, ist er hauptsächlich unserm großen Haller gefolgt, bey der Leber, Milz, dem Pankreas u. s. w. zum Theil aber Meckel und Walter. Mit den bisherigen Beschreibungen der Krankheiten der Verdauungsorgane ist er sehr unzufrieden, und behauptet, daß sie völlig verkannt und ganz

unzweckmäßig behandelt worden wären. Nach seiner Meinung sind alle ihre idiopathischen, primären Krankheiten entzündlicher Natur, und die auf Schwäche beruhenden immer nur sympathisch oder secundär. Er sucht dieß an den einzelnen Krankheiten nachzuweisen. Was ihren Sitz in den einzelnen Organen anbelangt, so ist dieser, wegen der Gleichheit ihres Baues weniger auf einzelne davon beschränkt, als er sich vielmehr, gleichsam kriechend, stets über mehrere verbreitet. Es lassen sich deshalb ihre speciellen Formen bey Neugeborenen nicht so gut unterscheiden, als bey Erwachsenen. Die vorherrschende ist die Magen-Darm-Entzündung (gastro-entérite). Die Ursachen dieser Krankheiten sind theils vorbereitende theils gelegentliche, die zwar gut und vollständig angegeben werden, von denen man aber zum Theil nicht recht einsieht, wie sie sogleich einen entzündlichen Zustand sollen bewirken können. Offenbar wird hier jede Reizung sogleich für eine Entzündung gehalten, was ohne Zweifel falsch ist. Die Behandlung ist nichts desto weniger im Ganzen recht zweckmäßig angegeben, und auf alles Wesentliche dabey gesehen. In der Darstellung der einzelnen gastrischen Krankheiten ist der Vf. mit vieler Sorgfalt und Genauigkeit zu Werke gegangen. Als durch Mitleidenheit von der Magen-Darm-Entzündung entstehende entzündliche Krankheiten sieht er Schwämmchen, Gelbsucht, Zellgewebs-Verhärtung, Rose, einige Hautausschläge, gewisse Arten von Convulsionen, Pleuro-Pneumonien, Entzündung des Herzens und des Herzbeutels, und Bauchfeß-Entzündung an. Eine von den Verdauungs- Werkzeugen unabhängige idiopathische Entstehungsart dieser neun Krankheiten ist zwar möglich, aber höchst selten.

Die chronischen Zustände, in welche die aus Ueberreizung entstandenen Unterleibskrankheiten über-

gehen, bilden zwey Ordnungen, deren erste durch eine örtliche übermäßige Ernährung (*Hypertrophie locale*), die andere aber durch örtliche Abzehrung (*Atrophie locale*) bezeichnet wird. Die erste hat nur eine Gattung, Verdickung, die aber unter vier Gestalten, als bleibende Anfüllung der Gefäße (*injection*) mit Ausschüßung, als Ergießung in die Zwischenräume, als Entartung, mittelst rother und weißer Verhärtung und Verdickung, und als Zerstörung durch Eiterung und Verschwärung erscheint: die zweyte aber zwey, die weiße Umwandlung, und die gallertartige Erweichung, von denen jede sich wieder unter vier verschiedenen Formen darstellt. Bey allen diesen wichtigen Fehlern können die abgemagerten und geschwächten Kinder oft lange leben, ja sogar ihre Gesundheit wieder erhalten, lebensgefährlich werden sie aber, wenn die Ernährungs-Organe in einer großen Ausdehnung verändert sind; wenn ein Punct durchgreifend entartet ist; und wenn sich eine sympathische Phlegmasie in einem wichtigen Organe entwickelt. Indem der Vf. die angegebenen chronischen Zustände einzeln genauer betrachtet, zeigt er gewöhnlich mit Glück, daß die vorangegangenen Schriftsteller, die ihrer erwähnen, meistens darüber im Irrthume waren. In der Beschreibung der Erweichung des Magens und der Gedärme, die er die weiße und gallertige nennt, folgt er jedoch hauptsächlich *Cruveilhier*, indessen kennt er auch die Abhandlung von *Jäger* (in *Hufelands Journal* Jahrg. 1811), ist aber mit Ersterem hinsichtlich der Behandlung ganz einstimmig. Nachdem er auch die besten Heilmethoden gegen die aufgestellten Krankheitszustände angegeben hat, die freylich bey allen ziemlich die nämlichen sind, gegen die nach dem jetzigen Standpuncte der Wissenschaft jedoch nichts Bedeutendes zu erinnern seyn möchte, liefert er, zum Beweise des Vorge-

tragenen, vier und zwanzig Beobachtungen, nebst Leichen-Berichten, die alle interessant sind, und, vorausgesetzt daß man den allgemeinen Ausdruck des Entzündlichen zur Erklärung der Entstehung aller dieser Krankheits-Zustände für genügend hält, auch in der That das was sie beweisen sollten, beweisen. Der dritte Abschnitt (von 145 bis 185) ist ganz allein der Zellgewebs-Verhärtung (*Endurcissement du Tissu cellulaire*) gewidmet, von der eine vollständige Monographie gegeben wird. Der Verf. beginnt mit der Benennung dieser Krankheit bey andern Schriftstellern, und geht sodann zu der Geschichte der sie betreffenden wissenschaftlichen Bemühungen und zur Litteratur derselben über, wobey er auch ausländische, und namentlich deutsche Schriften, und selbst Abhandlungen in Journalen nicht außer Acht läßt, und sogar die Namen der Verfasser wenig verunstaltet. Er beschreibt sodann die Krankheit nach ihren beiden Varietäten, als seröse oder odematöse, und als fettartige, auf Verdickung beruhende (*adipeux ou concret*) Verhärtung, nach Ursachen, Character, Zeichen, Verlauf und Ausgang, und wendet sich so zu einer sorgfältigen und genauen Prüfung desjenigen was andere Aerzte über alle diese Punkte vorgetragen haben. Nachdem er gezeigt hat, daß ihre Ansichten nicht mit der Natur übereinstimmen, entwickelt er die sehnigen, und stellt zugleich eine neue Theorie dieser Krankheit auf. Nach dieser besteht sie in einer Reizung (*irritation*) des Zellgewebes, als deren Erzeugniß sich bald Serum bald Fett in seinen Zellen anhäuft. Man sieht sie allein bey dem Fötus und dem Neugeborenen, weil die Bildung des Zellgewebes bey ihnen vorherrscht, und es zu wichtigen Zwecken dient. Störung des Ernährungsprozesses ist bey ersterem die zureichende Ursache davon, bey letzterem hat sie dagegen nicht

immer den nämlichen Ursprung. Ein auch nach der Geburt fortdauerndes Uebergewicht der Zellgewebs-Bildung scheint jedoch stets die vorbereitende Ursache dieses Uebels zu seyn, die durch jede Ueberreizung, die sich von den Verdauungs-Organen auf das Zellgewebe fortpflanzt, in Wirksamkeit gesetzt werden kann. Bey Neugeborenen ist diese Krankheit daher immer aus einer primären der Verdauungs-Workzeuge, und aus einer secundären des Zellgewebes zusammengesetzt. Von ihren beiden Varietäten findet man die seröse, wobey die Zellen des Schleimgewebes mit einem dem Eyrweiß ähnlichen, röthlichen oder gelblichen Serum angefüllt sind, hauptsächlich im Umfange der Muskeln, und unter der Spinnwebenhaut des Gehirns. Die Drüsen sind dabey zwar ein wenig verdickt, aber gewöhnlich farblos und nicht injiciert. Bey der zweyten, einer Anhäufung von Fettmasse in den Säckchen des Fettgewebes, sind die lymphatischen Drüsen oft, wenn gleich nicht beständig, entzündet, roth und verstopft, oder blaß aber auch verstopft und erweicht. Beide Arten kommen häufig vermischt mit einander vor. Da das Hirn durch die Wirkung einer entzündlichen Beschaffenheit des Darmkanals vorzugsweise zu leiden pflegt, geräth es mit seinen Fortsetzungen bey dieser Krankheit leicht in einen Zustand der Ueberreizung, woraus eine Art von Starrkrampf entsteht. Die Fortpflanzung der Zellgewebs-Verhärtung geschieht übrigens auch durch eine wahrhaft mechanische Verschließung der Blutgefäße, vermöge deren das Blut in ihre größeren Aeste und so nach den wichtigen inneren Eingeweiden zurückgetrieben wird. Daraus entspringen die Lungen-Entzündungen, die so oft durch Erstickung tödten, und die Blutanhäufungen im Gehirne von denen Schwäche und Betäubung abhängen. Auch das Herz und die gro-

ßen Blutgefäße sind oft entzündet, doch verräth sich dieß, während des Lebens durch kein einziges Kennzeichen. Kein mechanisch, als Folge der Anschwellung, ist auch die Muskelbewegung gehindert, und das Saugen, das Niederschlucken, und der Stuhlgang sind beschwerlich. Man findet sogar bisweilen eine Art Verrenkung der Gliedmaßen, besonders der unteren, die von einer Erschlaffung der Muskeln abzuhängen scheint. Die Stimme ist auf eine eigenthümliche Weise verändert. Der Zustand der Haut geht vermöge der Unterdrückung ihrer eignen Thätigkeit, und der des angefüllten Zellgewebes in eine indirecte Atrophie über, die wenn sie durch irgend eine Reizung aufgehoben wird, eine Rose, und damit eine andere sehr üble Verwickelung zur Folge hat. — Die Auflösung der Verhärtung und die darauf folgende Herstellung, geschieht mit einer allmählichen Abnahme der Krankheits-Erscheinungen. Oft folgen indessen Schwäche, oder eine andere Krankheit. Der Tod hängt bald von der Anhäufung von Blut im Gehirne und in seinen Häuten ab; bald von Blut-Congestionen nach den Lungen, und deshalb von Sticfluß oder von Pneumonie und Pleuresie; bald vom Uebermaaß der Reizung der Organe der Verdauung; bald von einer Entzündung des Herzens und des Herzbeutels, und endlich von der Rose. — Der Vf. warnt hierbey indessen, die Erscheinungen in der Leiche, die der Tod bewirkt, nicht mit denen durch die Krankheit während des Lebens erststandenen zu verwechseln. Zu den ersteren rechnet er auch eine allgemeine Röthe der Schleimhaut des Magens und des Darmkanals, die gleichsam wie mit Blut eingesprüht ist; zu den letzteren aber eine stellenweise Röthung an Puncten, die mit den, der Lage der Leiche nach, meist abhängigen nicht unmittelbar in Verbindung stehen.

Zur Vorbauung der Krankheit muß alles was die Verdauungswerkzeuge angreifen kann, als große Kälte und Wärme, feuchte und verdorbene Luft, schmutzige und zu fest anliegende Windel, und jede andere Nahrung als gute Muttermilch vermieden werden. Da man jedoch die vorbereitende Ursache nicht wegschaffen, und in Hospitälern nicht für jedes einzelne Kind die nöthige Sorge tragen kann, so gelingt die Vorbeugung der Krankheit sehr selten. Bey der therapeutischen Behandlung hat man theils auf den Nahrungskanal und das Zellgewebe, und theils auf die zugleich, sey es secundär, oder bloß zufällig leidenden Eingeweide Rücksicht zu nehmen. Lauwarme Bäder, schleimige Getränke und ein oder zwey Blutigel auf die Oberbauchsgegend gesetzt, sind die nöthigen Heilmittel, wobey man jedoch die secundären Zufälle noch besonders zu berücksichtigen hat. Sobald die Krankheit sich vermindert, muß man zur Milch einer guten Amme seine Zuflucht nehmen.

Die wichtigste Zugabe zu diesem Werke sind drey tabellarische Uebersichten, von denen die ersten beiden die Resultate der anatomischen Untersuchung von siebenzig Neugeborenen die an der serösen, und von fünfzehn die an der adipösen Zellgewebsverhärtung in den vier ersten Monaten des Jahres 1823, in dem chirurgischen Saale der Findlinge zu Paris, gestorben sind, enthalten; die dritte aber eine vergleichende Ueberschrift der Länge des Darmkanals bey hundert in den ersten Monaten des nämlichen Jahres im Findlings-Hospitale daselbst durch diese Krankheit umgekomenen. Die erstere zeigt, daß auch nicht ausgetragene Früchte von der serösen Form befallen wurden, und daß unter vieren von diesen bey dreyen der Nahrungskanal gesund war, das Hirn, die Lungen, das Herz und die großen Gefäße

aber krank. In allen übrigen Fällen waren immer die Verdauungsorgane und die mit ihnen in Verbindung stehenden angegriffen, und zeigten die Merkmale entzündlicher Beschaffenheit, oder ihrer Folgen. Das Hirn, die Athmungswerkzeuge und das Gefäßsystem waren dagegen in einigen Fällen gesund, in den meisten aber auch krank. — In der zweyten Uebersicht ist, ihrer Größe nach zu urtheilen, nur von ausgetragenen Kindern die Rede. Unter den fünf Kranken dieser zweyten Art war bey dreyen das Gehirn bedeutend krank, und bey eben so vielen die Lungen, bey viere fanden sich starke Blutanhäufungen im Herzen und in den großen Gefäßen. Die Unterleibs-Gingeweide litten bey allen fünfen, aber nicht immer die nämlichen, und auch nicht stets in gleicher Art und in gleichem Grade. Nach der dritten Tabelle belief sich die größte Länge des Darmkanals auf elf Fuß, die mittlere am häufigsten vorkommende auf $7\frac{1}{2}$ bis 8 Fuß und die geringste auf 4 Fuß 6 Zoll, woraus der Vf. beweisen will, daß nicht, wie man behauptet hat, ein Fehler in der ersten Bildung des Darmkanals an der beschriebenen Krankheit Schuld sey. Uebersehen wir jetzt die Theorie des Verf. von der Zellgewebs-Verhärtung, so überzeugen wir uns daraus sowohl als auch aus dem Vorhergehenden leicht, daß wir es mit einem wenn gleich nicht blinden Anhänger Broussais zu thun haben, bey dem die meisten Krankheiten vom Darmkanal ausgehen, und alle Krankheiten des Darmkanals entzündlich sind. — Daß die Zellgewebs-Verhärtung Neugeborner hauptsächlich mit Fehlern des Darmkanals und der Unterleibs-Gingeweide im Zusammenhange stehe, hat der Verf. bewiesen, keinesweges aber daß sie immer primär seyen, und noch weniger stets wahrhaft entzündlich. Es war eine glückliche Idee von ihm,

die im Fötus-Alter vorherrschende Zellgewebs-Bildung als Anlage und vorbereitende Ursache zu dieser Krankheit anzusehen, nur hätte er dabey bedenken müssen, daß die Dauer dieses Uebergewichts in dem späteren Fötus-Alter und nach der Geburt, nicht bloß ein Stehenbleiben auf einer niederen Bildungsstufe, sondern ein Fortbilden in dieser niederen Richtung anzeige, und daß damit also ein Zurückbleiben in der eigenartigen Entwicklung der übrigen organischen Theile nothwendig verbunden seyn müsse. Finden diese nun nach der Geburt in ihrer Umgebung nicht gerade die äußerlichen Bedingungen die ihrem niederen Bildungszustande entsprechen, und seine fortschreitende Vervollkommnung befördern, so müssen sie, besonders auf den Einfluß einer so unzureichenden Ernährung und Verpflegung, als in Hospitälern, und namentlich in dem Pariser Findlingshause durchaus anzunehmen sind, erkranken und entarten, und dieß muß dann auf die vorherrschende Erzeugung des Zellgewebes, daß nun ebenfalls in seiner Thätigkeit und Umbildung mehr und mehr gestört und krankhaft umgeändert wird, und so ein wahres Schmaroger-Gewebe abgibt, und auf die der darin enthaltenen Lymphe zurückwirken. So entsteht nach Rec. Meinung die Zellgewebs-Verhärtung der Neugeborenen, bey der immer Leiden wichtiger innerer Eingeweide und besonders auch des Nahrungskanals angetroffen werden müssen, von denen aber keins für sich allein als Ursache jener Krankheit anzusehen ist, und noch weniger eine wahrhaft entzündliche Natur besitzt.

Der vierte Abschnitt hat es mit den Abweichungen in den Sanguifications-Organen zu thun. Die allgemeinen Betrachtungen über sie bey Neugeborenen im gesunden Zustande enthalten nichts Neues, mit Ausnahme derjenigen die sich auf den

Nabelstrang und den Nabel beziehen, deren Veränderungen nach der Geburt wohl niemals vorher so genau beobachtet wurden. Einiges davon theilte zwar schon Orfila mit, doch nur das, was er durch Mr. Léger von unserm Verf. Beobachtungen erfahren hatte. Eine tabellarische Uebersicht zeigt die Umwandlung dieser Theile bey dreyn und funfzig an verschiedenen Krankheiten gestorbenen Kindern vom ersten Augenblick nach der Geburt bis zum dreyhundert und dreßßigsten Tage darnach, und gibt zugleich die Länge ihres ganzen Körpers, so wie die vom Vorderscheitel bis zum Nabel, der dünnen und der dicken Gedärme und des ganzen Nahrungskanals an. Wenn der Verf. Beclard die Ehre zuschreibt, zuerst lymphatische Gefäße im Nabelstrange gefunden zu haben, so irrt er zwiefach, einmal, weil der verstorbene Oslander sie schon vor vielen Jahren nicht bloß gesehen, sondern sogar mit Quecksilber eingesprützt haben wollte, und zum andern, weil es auch schon längst bewiesen ist, daß dieser berühmte Mann sich geirrt hatte. Zu den Anhängen der Sanguifications- und Respirations-Organe werden die Leber und die Milz, die aber auch denen der Verdauung eben so viel angehören, die lymphatischen und Mesenterial-Drüsen, die Schild- und Brust-Drüse, die Nieren, Nebennieren und Blase gezählt. — Unverlettheit des Gehirns ist eine nothwendige Bedingung ihrer Thätigkeit, ihrer Seits aber stehen sie wieder mit den Schleimhäuten und der Haut in einem sympathischen Verhältnisse. Ihre Abweichungen sind von nicht geringerer Wichtigkeit als die der Verdauungswerkzeuge. Sie werden auf vierfache Weise herbeygeführt, durch Ueberreizung, durch Schwäche, durch eine besondere unbekante Veränderung, und durch mechanische Einwirkung. In der Ueberschrift der näheren Betrachtung dieser Krankheiten heißt es durch einen Druckfehler,

organes de la digestion statt de la sanguification. Die Beschreibung der einzelnen von jenen Ursachen abhängigen Krankheiten, und vorzüglich der organischen Veränderungen die sie bewirken, ist durchgehends aus der Natur geschöpft, und daher sehr lehrreich. Genau ist auch die Schilderung der krankhaften Abweichungen des Blutes von seiner regelmäßigen Beschaffenheit, wobey auf alles dahin Gehörige Rücksicht genommen ist. Nachdem die Krankheiten der Athmungs- Werkzeuge des Herzens und der Blutgefäße und die Veränderungen im Blute selbst abgehandelt sind, werden auch die krankhaften Zustände der mit ihnen, gleichsam als Anhänge, im Zusammenhange stehenden Organe (les annexes des organes vasculo-pulmonaires) dargestellt. Zwey und zwanzig Krankheitsgeschichten nebst Sectionsberichten dienen zum Beweise des Vorgetragenen. Der fünfte Abschnitt begreift die Abweichungen der Sinne, der Nerventhätigkeit (innervation) überhaupt, der Ortsbewegung und der Stimme. Die Darstellungsart ist die nämliche wie in den vorhergehenden Abschnitten. Hinsichts der Natur der Krankheiten dieser Theile hält der Verf. die primären durchaus für entzündlich, und die aus Schwäche entstandenen, die er, ohne klare Begriffe davon zu haben, stets als die den entzündlichen gerade entgegengesetzten ansieht, nur für secundär. So lesen wir hier auch durchgehends nur von Entzündungen. Die Haut wird zu den organes sensitifs gerechnet, und daher gehören auch die Ausschlagskrankheiten zu denen dieser Werkzeuge, und mit den Ohren- und Augen-Entzündungen u. s. w. in eine Reihe. Letztere, die Augen-Entzündungen, werden nach allen ihren Formen besonders genau abgehandelt. Auch die Lustseuche gehört zu den ideosthénies des organes sensitifs. Entzündung des Gehirns, des Rückenmarks, der Nerven und der diese Theile

umgebenden Häute sind die idiopathischen Krankheiten der Werkzeuge der Nerventhätigkeit. Ueber die Krankheiten der Organe, der Ortsbewegung und der Stimme schlüpft der Verf. leicht weg. Zwölf Beobachtungen werden zur Bestätigung des Vorgetragenen mitgetheilt. —

Die Krankheiten der Geschlechtstheile werden auf vier Seiten kurz abgefertigt, doch werden auch hier zwey Beobachtungen nebst Leichenberichten beigelegt.

Diese kurze Anzeige mag hinreichen auf das sie betreffende Werk aufmerksam zu machen. Der Verf. hat über seinen Gegenstand in manchen Stücken mehr geleistet als seine Vorgänger. Auf zwey Unvollkommenheiten muß man jedoch aufmerksam seyn, die theils von der Behandlungsart des Gegenstandes, namentlich von der gewählten Eintheilung, und theils von der Grundansicht des Vf. ausgehen. Indem die Krankheiten bloß nach ihrem Sitze geordnet werden, stehen sie als lauter fertige, abgeforderte und selbstständige Formen da, die nach ihrer Entstehung und nach ihrem Zusammenhange mit dem allgemeinen Lebensproceß, und daher ihrem eigentlichen Wesen nach völlig im Dunkeln bleiben; da deshalb, um doch Etwas über ihre Natur zu bestimmen, bloß zu den organischen Veränderungen die sie in einzelnen Theilen nach dem Tode zurücklassen und die man in den Leichen findet, die Zuflucht genommen wird, diese aber nur Abweichung in der Bildung seyn können, als deren Uebergangsstufe immer das Entzündliche erscheint, - so werden sie durchgehends als entzündliche angesehen, was sie doch keinesweges sind. Wer indessen den Spuk, der, vorzüglich seit *Marcus* Lehre, mit dem, des wahren Begriffes ermangelnden Ausdrucke, Entzündung auch in Deutschland getrieben wurde, mit angesehen hat, wird diese Ansicht dem Vf. nicht eben so übel deuten; wer indessen weiß, daß das

Entzündliche nur ein Inbegriff von Erscheinungen ist, der auf hundertley Weise zu Stande kommen kann, und der daher von sehr verschiedener Natur und Beschaffenheit ist, der wird sich dadurch auch nicht zum Irrthume verleiten lassen. Die Beobachtungen über die einzelnen bey neugebornen Kindern vorkommenden Krankheiten, und die Sectionsbereichte sind das Beste in dem Buche; mit der Theorie ist es dagegen überall nur schlecht bestellt.
Mde.

H a n n o v e r.

C. F. C. Reinecke: De constante et aquabili Jesu Christi indole et ingenio, doctrina ac docendi ratione, sive Commentatio de Evangelio Joannis cum Matthaei, Marci et Lucae Evangeliiis conciliato. 1827. p. 76. in 8. Eine gelehrte Erstlings-Schrift von einem unserer jüngern academischen Mitbürger, die bey der Preis-Vertheilung des vorigen Jahres von der hiesigen theologischen Facultät einer besondern Auszeichnung für würdig gehalten wurde. Der Inhalt der Schrift wird durch den Titel, welchen sie hier erhalten hat, weder ganz bestimmt noch ganz erschöpfend angegeben; wenigstens erhält er erst seine volle Bestimmtheit durch die Frage, welche darin zum Gegenstand der Untersuchung gemacht werden sollte, und durch die besondern Beziehungen, auf welche in dieser hingedeutet ist. In der Schrift selbst hingegen ist wirklich keine dieser Beziehungen unbeachtet geblieben, und der Hauptgegenstand selbst ist nicht nur ganz richtig aufgefaßt, sondern auch mit so verständigem Fleiße, mit einem so genügenden Maaße der dazu erforderlichen Sach- und Sprachkenntniß und mitunter auch mit einem so glücklichem Scharfsinne behandelt, daß sich auch der billige Leser zu einem günstigen Urtheil über diese Erstlings-Arbeit geneigt fühlen, und die ihrem Vf. zu Theil gewordene Aufmunterung gewiß nicht unverdient finden wird.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

57. Stück.

D e n 9. A p r i l 1 8 2 7.

G ö t t i n g e n.

Bei Wandenböck u. Ruprecht: Ueber die Vermögen der menschlichen Seele und deren allmälige Ausbildung. Herausgegeben von Dr. Friedrich Eduard Beneke. 1827. gr. 8. Auch unter dem Titel: Psychologische Skizzen. Zweyter Band u.

Das Verhältniß des hier folgenden zweyten Bandes der „Psychologischen Skizzen“ zum ersten ist schon bey der Anzeige des letzteren in diesen Blättern (m. vgl. Jahrg. 1825. №. 109) angedeutet worden. Wie der erste Band das Veränderlichste in der menschlichen Seele, die in jedem Augenblicke wechselnden Gefühle und das, in flüchtigem Tausche, von einer Seelenthätigkeit auf die andere fortgepflanzte Bewußtseyn, so unternimmt dagegen dieser zweyte Band das Bleibendste in der Seele, die wesentliche Natur und den inneren Bau derselben, darzustellen. Man sieht leicht, wie diese beiden Unter-

G [2]

suchungen bey jedem Schritte erläuternd und ergänzend in einander greifen müssen. Alles Bleibende in der menschlichen Seele, die einfachen Urvermögen ausgenommen, geht ja hervor aus dem Wechselnden, und auf der anderen Seite wieder in dieses ein als dessen vorzüglichster Bestandtheil. Der Verf. hat daher auch um diese erläuternde Vergleichung zu erleichtern, bey der vorliegenden Untersuchung, so viel irgend der Gegenstand derselben verstattete, die gleiche Reihenfolge, wie bey jener früheren, beobachtet. Als eine für beide ergänzende Abhandlung ist im vorigen Jahre die Schrift über „das Verhältniß von Seele und Leib“ erschienen (m. vergl. den Jahrg. 1826 dieser Blätter, N^o. 95).

Das Hauptbestreben des Verfs., wie bey seinen psychologischen Arbeiten überhaupt, so vorzüglich bey der hier mitgetheilten, war darauf gerichtet, mit der Methode der übrigen Naturwissenschaften, auch die gleiche Bestimmtheit und Klarheit der Erkenntniß und die gleiche Macht über die Natur für die Wissenschaft von der menschlichen Seele zu erwerben. Die meisten unserer psychologischen Lehrbücher enthalten wenig mehr, als was, ein Erbtheil des gesunden Menschenverstandes, in der Sprache des gewöhnlichen Lebens schon mehrere Generationen einander übertragen haben. Die Erklärungen der den psychischen Erscheinungen zum Grunde gelegten Vermögen sind bloße Worterklärungen; die Annahme dieser Vermögen aus einer durch nichts begründeten Substanziirung ganzer Klassen von ähnlichen Erscheinungen hervorgegangen; und die Erkenntniß des eigentlichen Entwicklungsprocesses bey den alltäglichsten psychischen Erfolgen hat man noch nicht einmal als Problem ernstlich ins Auge gefaßt.

Im Gegensatz hiermit nun stellen sich die hier vorliegenden Untersuchungen die Aufgaben, über die Erscheinungen unseres Seelenseyns durch wahrhaftige Sacherklärungen Licht zu verbreiten; das innere Seyn der Seele zu erforschen vermöge einer umfassenderen und sorgsameren Vergleichung der Erfahrungen; bey jeder Entwicklung die genaueste Rechenschaft sich abzulegen über die hinzugekommenen oder entschwundenen Elemente; und auf diese Weise für die parallelen psychischen Zustände und Thätigkeiten klare und bestimmte Unterscheidungen, für die auf einander folgenden eine wohl begründete und vollständige Ableitung derselben aus einander zu gewinnen. Der Verf. schließt sich hiebey eng an das allgemeine menschliche Bewußtseyn an; nur glaubt er das durch dieses Verbürgte nicht bloß nachsprechen, sondern auch erklären zu müssen. Seine Philosophie soll durchaus eine Philosophie des gesunden Menschenverstandes, aber soll eine Philosophie desselben, eine Wissenschaft seyn. Es ist gewiß ein sehr augenscheinlicher, wenn auch sehr verbreiteter, Irrthum, was wir im unmittelbaren Bewußtseyn unserer ausgebildeten Seele wahrnehmen, auch als absolut unmittelbar und als einfach zu betrachten: da doch dasselbe vielmehr unendlich zusammengesetzt, unendlich vermittelt, und meistens auch seiner ganzen Eigenthümlichkeit nach unendlich verschieden ist von demjenigen, aus welchem es durch diese unendlich vielen Vermittelungen sich hervorgebildet hat.

Für den bezeichneten Hauptzweck dieser Abhandlung kam es vor Allem darauf an, im Gegensatz gegen jene falschen, die wahren Ele-

mente unseres Seelenfeyns aufzufinden. Hiemit beschäftigt sich die Einleitung. Der Verf. gibt hier zuerst eine Kritik der bisherigen Vermögenslehre: indem er die Annahme von Vermögen im Allgemeinen gegen einige neuere Angriffe rechtfertigt, zugleich aber zeigt, wie man nicht berechtigt sey, weder für ganze Klassen ihrer Form nach einstimmiger Seelenthätigkeiten ein einziges Vermögen anzunehmen, noch diese Vermögen als angeboren zu setzen; und wie jene Lehre durchaus keine Anschaulichkeit gewähre für das Verhältniß der Vermögen zu den bewußten Seelenthätigkeiten. Die Schwierigkeit bey der Lösung dieser Aufgabe liegt vorzüglich darin, daß die einfachsten Entwicklungen unseres Seelenfeyns vor allem Bewußtwerden der Seele liegen. Wie also sollen wir dessenungeachtet die Erkenntniß von denselben in unseren Bereich bringen? — Auf die gleiche Weise wie der Astronom eine Erkenntniß gewinnt von den Bewegungen der Himmelskörper vor mehreren Tausenden von Jahren, welche kein Menschenauge beobachtet hat. Wir müssen die psychischen Entwicklungsgesetze so bestimmt und so allgemein fassen, daß wir durch rückgängige Constructions von dem bewußten Seelenfeyn aus bis zu den vor allem Bewußtseyn liegenden zu bringen in den Stand gesetzt werden.

Zu diesem Behufe geht der Vf. von den sinnlichen Wahrnehmungen aus, als den einfachsten Thätigkeiten der ausgebildeten Seele. Er zeigt aus der Beschaffenheit derselben bey angespanntem Nachdenken, bey Säuglingen, bey Blindgeborenen, welchen die Augen geöffnet sind, daß die Einfachheit derselben nur scheinbar ist. In dem er dann ihre Entwicklung im ausgebilde-

ten Seelenfeyn unter ein scharf-bestimmtes allgemeines Gesetz faßt, erkennt er, vermöge jener rückgängigen Constructionen, als Elemente der sinnlichen Wahrnehmungen sinnliche Empfindungen, von gleicher Art mit den Wahrnehmungen, aber unendlich schwächer, und eben deshalb noch ohne Bewußtseyn. Das Bewußtseyn wird aus dem Unbewußtseyn, indem von diesen einfachen Empfindungen innere Angelegtheiten zurückbleiben, und, zu den späteren gleichartigen Empfindungen hinzuließend, allmählig immer vielfacher und vielfacher sich ansammeln. Die noch unerfüllten Vermögen für die sinnlichen Empfindungen bilden die der menschlichen Seele angeborenen oder die Urvermögen für diesen Stamm psychischer Thätigkeiten. Aus einer genaueren Betrachtung der verschiedenen, zwischen diesen Urvermögen und den sie erfüllenden Reizen, sowohl bey der Reizung selbst, als bey dem auf dieselbe folgenden Entschwinden des Reizes, möglichen Verhältnissen ergibt sich ferner, daß diese Urvermögen zugleich und in demselben psychischen Seyn auch Gefühlvermögen und Strebung- oder Begehrungsvermögen sind. — Hierauf geht der Verf. zur Darlegung der individuellen Verschiedenheiten dieser Urvermögen über. Es werden denselben gewisse Grade der Reizempfänglichkeit, der Lebendigkeit und der Kräftigkeit angeboren; und zwar so, daß diese Grundeigenschaften in jeder ursprünglich besondern Thätigkeitgattung auf eine eigenthümliche Weise gegeben, und überdieß in einem und demselben Vermögen in den verschiedensten Graden zusammen seyn können. Ihre Gesammtheit bildet das **T e m p e r a m e n t** eines Menschen.

Nachdem so der Verf. analytisch die Urvermögen der menschlichen Seele und deren Grundeigenschaften aufgefunden, kann er nun, von diesen aus stätig zu den zusammengesetzteren Gebilden fortschreitend, die gesammte psychische Entwicklung synthetisch construieren. Er zeigt demnach, wie aus den sinnlichen Empfindungsvermögen Wahrnehmungvermögen, aus diesen letzteren Vermögen zu Einbildungthätigkeiten, aus beiden, vermöge des Abstractionprocesses und der an denselben sich anschließenden Prozesse, Vermögen zu Begriffen, zu Urtheilen, zu Schlüssen und zu den höheren Denkwickelungen werden. Dann wird die parallele Entstehung der Neigungen und Leidenschaften, der Vermögen zu Wißderstrebungen und Affecten, so wie das Verhältniß dieser Gebilde zur Vorstellungform, und ihr Eingehen in diese betrachtet. Der nächste Abschnitt zeigt, wie auch zwischen ungleichartigen Thätigkeiten Verknüpfungen sich bilden, und wie hierdurch die Vermögen zu Gesamtvorstellungen von Dingen mit mehreren Eigenschaften, zur Vorstellung des Causalzusammenhanges, zum Selbstbewußtseyn, zur Vorstellung einer Außenwelt, wie endlich die auf unser Verhältniß zu unseren Nebenmenschen sich beziehenden Neigungen und moralischen Eigenthümlichkeiten entstehen. Für alle hier bezeichneten Vermögen werden die zu ihnen zusammenfließenden Elemente, der Grund und die Natur des unter diesen angeregten Bildungsprocesses, die hieraus hervorgehenden eigenthümlichen Bildungsformen, das Verhältniß dieser Entwicklungen zu den Uranlagen und zu den äußeren Einflüssen, und bey jedem Gliede der Entwicklung durch sorgsame Zergliederung nachgewiesen, daß das Product nichts mehr enthalte, als seine Factoren.

Durch das Bisherige waren die verschiedenen Grundformen der psychischen Entwicklung vollständig aufgezeigt; im Folgenden werden die vorzüglichsten, in der Erfahrung uns vorliegenden zusammengesetzten Gebilde auf diese Grundformen zurückgeführt (S. 329 ff.). Zuerst die allgemein-menschlichen. Nachdem der Verfasser die Wurzel des Geistigen in der psychischen Entwicklung aufgedeckt, widerlegt er ausführlich die Hypothese von dem Angaborenseyn gewisser Begriffe oder anderer zusammengesetzteren psychischen Gebilde. Schon die Vermögen zu den einfachen sinnlichen Empfindungen sind geistiger Natur; in Folge der Zusammenbildung derselben steigert sich das Geistige; bey dem Abstractionenprocessen können, gleich anderen Elementen, auch die sinnlich-aufgenommenen wieder ausgeschieden werden: und so von allem Empirischen reine Begriffe entstehen: welche insofern allgemein-gültig sind, als sie durch die, in dem Verhältnisse der Urvermögen begründete, allgemein-gleiche Natur der psychischen Entwicklung mit Nothwendigkeit bedingt werden. Dieß wird ausführlich an den Begriffen des Wahren, des Seyns und des Zusammenseyns, des ursächlichen Zusammenhanges, des Erhabenen und Schönen, des Sittlich-Guten u. s. w. gezeigt; und zugleich die Entstehung der sittlichen Gesetze und des Gewissens, der Vernunft, der sittlichen Freyheit u. s. w. dargelegt; dabey auch die Streitfragen über die metaphysische Freyheit, die Zurechnung u. s. w. behandelt.

Hierauf geht der Verfasser zu einer genetischen Begründung der hauptsächlichsten individuellen Verschiedenheiten der psychischen Bildung über. Die Unterschiede zwischen flüß-

figeren und festeren Seelengebilden, zwischen der beschränkten und der ausgedehnteren und reicheren Bildung, zwischen den verschiedenen Graden und Arten geistiger und thierischer Empfänglichkeit, zwischen den auf das Theoretische und den auf das Practische gerichteten Menschen u. s. w. werden entwickelt, und auf ihre Ursachen in den angeborenen Anlagen und in den bildenden Einflüssen zurückgeführt. Eine gleiche Betrachtung wird dem Ueberwiegen des Gedächtnisses, der Einbildungskraft, des Verstandes und des Willens, dem Genie, den Verschiedenheiten in den Gefühlanlagen und in den moralischen Eigenschaften zugewandt. Den Schluß dieses Abschnittes machen Bemerkungen über die Entstehung des Bösen.

Der dritte und letzte Hauptabschnitt (S. 532 ff.) überblickt noch einmal das Ganze der psychischen Entwicklung. Er faßt zuerst das Verhältniß des Angeborenen zu den bildenden Einflüssen unter einen allgemeinen Gesichtspunct, weist dann den Grundcharacter nach für den Fortschritt der psychischen Ausbildung, und leitet aus diesem Grundcharacter die Nothwendigkeit des sinnlichen Todes ab. Die Fortdauer unseres geistigen Seyns nach dem Tode wird aus psychologischen Gründen, wenn auch nicht mit vollkommener Gewißheit, doch mit der höchsten Wahrscheinlichkeit dargethan.

Angehängt sind, wie dem ersten, so auch diesem zweyten Bande ausführlichere Anmerkungen, welche theils historisch und kritisch über die Ansichten früherer Forscher sich verbreiten, theils einzelne besonders wichtige psychologische Erörterungen weiter ausführen.

F. C. B.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

58. 59. S t ü c k .

D e n 12. A p r i l 1827.

P a r i s .

Wir fahren mit der Anzeige der Fortsetzung der Collection des mémoires relatifs à la révolution française fort, welche bey den Gebrüdern Baudouin erscheint, von welchen uns folgende Lieferungen zugekommen sind:

Livraison XIX^{me} 1. Journal de Clery suivi des dernières heures de Louis XVI., par Mr. Edgeworth de Firmont; du récit des événemens arrivés au temple par Madame royale, fille du roi; et d'éclaircissemens historiques tirés de divers mémoires du temps. 1825. S. 344. in 8.

Die beiden Hauptwerke sind früher erschienen und Allen, die an dieser Geschichte Theil nehmen, längst bekannt. Indes wollen wir die Leser auf den S. 329 erfolgten Abdruck einer kleinen Flugschrift aufmerksam machen, welche dem Rec. bisher unbekannt war, die über die königlichen Kinder im Temple Aufschlüsse gibt, und eine Anschauung gewährt, die man nirgends sonst findet. Der Aufsatz ist von Harmand de la Meuse, Com-

F [3]

missair des Wohlfahrtsausschusses, und betrifft seinen Besuch im Temple zu Anfang d. J. 1795, zu einer Zeit, wo die Lage der Unglücklichen schon sich etwas gebessert hatte. Harmand erzählt, wie der junge Prinz von seinem frühern Diener und Wächter, dem Schuhflicker Simon, behandelt ward. Er rief ihn verschiedentlich des Nachts aus dem Schläfe auf: Capet, approche que je te voie, und wenn das unglückliche Kind nun vor Simons Bett kam, so streckte dieser das Bein aus demselben und trat es mit den Worten: „Va te coucher, louveteau.“ Auf alle freundliche Zureden Hermands, welche der Prinz aufmerksam anhörte, antwortete er aber keine Sylbe. Der Unglückliche, mit Scrofeln bedeckt, war zu dem Entschlus gekommen, da man ihn, durch grausame Behandlung zur Beglaubigung der lügenhaften und empörenden Aussagen gegen seine Mutter gezwungen hatte, nie mehr zu reden, und so ist er gestorben. Die Prinzess besorgte die Reinlichkeit ihres Zimmers selbst. Als Harmand sie fragte, warum sie vom Feuer entfernt am Fenster sitze und friere, so sagte sie: dort kann ich nicht sehen, — weil es zu dunkel ist. — Und warum denn nicht mehr einheizen? Weil man mir kein Holz gibt.

Dies ist genug, es bedarf nichts weiter; aber wenn man schaudert und das Feuer des Himmels auf die Bösewichter herabrufen möchte, so wird man durch die Milde der Prinzess wunderbar von einer andern Seite ergriffen, die in ihren Mémoires kaum ein hartes Wort sich erlaubt, man kann sich der Frage nicht erwehren, ob irgend Jemand dasselbe in ähnlicher Lage würde leisten können, der nicht gleichmäßig von der Religion der Liebe durchdrungen wäre, die auch solchen Feinden vergibt.

Livraison XIX. 2. Histoire de la conven-

tion nationale par Durand de Maillane; suivi d'un fragment historique sur le 31. Mai, par le Comte Lanjuinais, pair de France. 1825. S. XII u. 388. in 8.

Diese Denkwürdigkeiten waren bisher ungedruckt, so wie der Aufsatz von Lanjuinais, und beide dürfen nicht übersehen werden. Durand de Maillane, zum Advocaten erzogen, ward Mitglied der Convention, ohne große Kraft, und weil er rechtlich gefinnt war, auch ohne Einfluß; aber man hört ihn doch gern, wiewohl er in die Geheimnisse nicht eingeweiht ward, dagegen seine Geistesunabhängigkeit sich stets erhielt. Er hat selten gesprochen. Als Robespierre zurückgestoßen von den Dantonisten sich der Seite zuwandte, wo die dem Mordbeile am 31. May entgangenen Abgeordneten saßen, und mit den Worten zu ihnen sprach: Tugendhafte Männer, die ich von der Wuth Derer, die mich nun verfolgen, einst gerettet, steht mir bey, oder ihr werdet mit mir sterben müssen; so erhob sich eine Stimme also: Scélérat, la vertu dont tu profanes le nom doit te traîner à l'échafaud; dieß sprach Durand und nun erhob sich die ganze ungeschliffene rechte Seite, und die Anklage gegen Robespierre ward beschlossen. So finden wir den Verfasser immer, Feind der Heuchelei, fremd dem Laster, aber selten redend; seine Geschichte der berühmten Versammlung behält durch diesen seinen Character, und die ruhige Erzählung meist bekannter Thatsachen, doch ihren Werth.

Belehrender ist der kurze Anhang von Lanjuinais, viel mehr Republicaner als Durand, aber auch mit mehr Geist und Kraft versehen. Man erfährt von ihm, wie der kleinere Haufe der Mörder aus Furcht zu neuen Mordthaten schritt, denn die Todten lehren nicht wieder. Wenn Pitt und das englische Gold in dem Aufsätze vorkommen,

so war das eine Redensart jener Zeit, welche sich das damalige Conventsglied erlaubte, dessen der nachmalige Pair wohl nicht gedacht haben würde.

Livr. XX. 1. Mémoires du marquis d'Argenson, ministre sous Louis XV., avec une notice sur la vie et les ouvrages de l'auteur; publiés par René d'Argenson. 1825. S. 484. 8.

Diese mémoires waren bisher ungedruckt, aber sie gehören nicht zur Geschichte der Revolution, auch hat der Marquis d'Argenson kein bedeutendes Ministerium geführt. Ganz übersehen dürfen sie doch nicht werden, aber wir denken hier nicht dabey zu verweilen, da sie auf eine frühere Zeit sich beziehen.

Livr. XX. 2. Le vieux cordelier, journal politique, rédigé en l'an II. par Camille Desmoulins, député à la convention nationale; Causes Secrètes de la journée du 9 au 10 thermidor An II, suivies des mystères de la mère de Dieu dévoilés, par Vilate, exjuré au tribunal révolutionnaire. Précis historique inédit des événemens de la soirée du 9 Thermidor An II. par C. A. Méda, gendarme, chargé de reduire la commune de Paris et les conventionnels insurgés; avec une notice sur la vie de l'auteur, mort général et baron. 1825. S. 394. 8.

Die beiden ersten Aufsätze sind längst bekannt und gedruckt. Méda erzählt, wie er durch Zufall an jenem verhängnißvollen Tage vom Gendarmen zum Anführer eines Haufens erhoben ward, wie er gedrängt von Andern allein in den Saal der Commune gelang und die Entscheidung herbeiführte. Da man verschiedene Nachrichten darüber hat, so mögen die wenigen Worte des Verfs., die entscheiden, hier stehen: Je reconnois au milieu d'une cinquantaine d'hommes

Robespierre aîné; il était assis dans un fauteuil, ayant le coude gauche sur les genoux, et la tête appuyée sur la main gauche. Je saute sur lui, et, lui présentant la pointe de mon sabre au cœur, je lui dis: Rends toi, traître. — Il relève la tête et me dit: „C'est toi qui es un traître, et je vais te faire fusiller." A ces mots je prends de la main gauche un de mes pistolets, et, faisant un à droite, je le tire. Je croyais le frapper à la poitrine, mais la balle le prend au menton et lui casse la mâchoire gauche inférieure; — (also nicht wie einige erzählen, hat er sich selbst entleiben wollen) — il tombe de son fauteuil. L'explosion de mon pistolet surprend son frère, qui se jette par la fenêtre. En ce moment il se fait un bruit terrible autour de moi, je crie vive la république! mes grenadiers m'entendent me répondent; alors la confusion est au comble parmi les conjurés, ils se dispersent de tous les côtés, et je reste maître du champ de bataille." Was ein entschlossener Mensch in solcher Zeit zu leisten vermag! Aber die großen Belohnungen erfolgten nicht, er ward zwar Lieutenant, dann Hauptmann; erst unter Napoleon ging es rascher, denn er war ein tapferer Soldat; in dem J. 1804 ward er Commandant der Ehrenlegion, zwey Jahre darauf Oberst des ersten Jägerregiments, 1808 Baron; in der Schlacht an der Moskowa verlor er ein Bein und ward im Sterben zum Brigade-General ernannt.

Livraison XXI. Mémoires sur la convention et le directoire par A. C. Thibeaudeau T. I. Convention. 1824. S. 400. T. II. Directoire. 1824. S. 420.

Der Verfasser, ein Rechtsgelehrter, war ein rechtschaffener Mann, Mitglied des Convents,

und schrieb in Deutschland 1815 dieses Werk, das man nicht ohne Belehrung lesen wird, und das bisher noch nicht gedruckt war. Ohne eine der ersten Rollen in dem großen Trancerspiele gespielt zu haben, stand er doch den Machthabern nahe genug, um sie kennen zu lernen, seine Urtheile über Personen sind verständig und einsichtsvoll, wir halten dafür, das Buch allen Denen mit Recht empfehlen zu können, welche eine genauere Kenntniß der Zeit und dieser Begebenheiten sich verschaffen wollen. Th. war Republicaner und bewahrte, umgeben von Bösewichtern, auch auf dem Berge seine rechtliche Gesinnung, seine der wahren Freyheit zugewandte Neigung. Wir müssen hier dem Leser es überlassen, die Erzählung bekannter Begebenheiten von einem solchen Manne selbst nachzulesen, wir sind ihm mit Theilnahme gefolgt, und haben manche Belehrung aus dem Buche geschöpft. In mehr denn einer Beziehung mag hier das Ende seiner politischen Laufbahn stehen, wie er dasselbe (II. chap. 33. p. 349 ff.) erzählt.

Aus dem Convente war Thibeauveau in den Rath der 500 gekommen, im Prairial d. J. VI. ward er von den Directoren ausgeschlossen; da von ihnen keine Anstellung zu erwarten stand, und er sich nicht reich gestohlen hatte, so kehrte er zu seiner alten Advocaten-Praxis nach Poitiers in seine Vaterstadt zurück. Allein hier, im Verlaufe von sieben bis acht Jahren, hatten Jüngere seine alten Kunden ihm genommen, deshalb ging er wieder nach Paris, zur Betreibung desselben Geschäfts; die Schwierigkeiten, die er hier fand, haben ihn öfters beweinen lassen, daß er seine nächsten Landsleute aufgegeben, und die Bande der Freundschaft aufgelöst hatte.

Zuerst mußte er sein Domicilium zu Paris begründen, deshalb mußte er sich bey der Munici-

palität melden, er erhielt zur Antwort, dazu sey die Autorisation des Polizey=Ministers erforderlich. Das forderte nun zwar kein Gesetz; aber es mußte doch seyn. Allein ich hatte, fährt er fort, meinen Mantel eines Repräsentanten nicht mehr, und hätte ich gegen jene Vorschrift gesprochen, so konnte man mich fortjagen; er mußte daher sich fügen. Nun ging er dreyimal zum Minister, er erhielt nicht die Gnade ihn zu sprechen. Seyd ihr Repräsentant, sagte der Huissier; — Nein — so müßt ihr wiederkommen. Ich war noch vor acht Tagen Repräsentant, und will nun Citoyen werden; das rührt den Huissier, er meldet ihn; Th. erklärt dem Minister seinen Wunsch. „Citoyen, me dit le ministre, remettez moi votre demande par écrit, j'y repondrai. — Mais citoyen ministre, je ne suis ni un vagabond, ni un aventurier. — C'est égal, c'est la règle.“ Vier Tage nachher erhielt er eine Antwort mit dem Siegel des Polizey=Ministers, er öffnet schnell, und findet, daß ihm verwiesen wird, den Stempelbogen vergessen zu haben; er verbessert den Fehler, und läßt seine Bitte von Neuem durch die Beyzeichnung der Deputirten seines Departements unterstützen, Einer derselben geht mit ihm ins Ministerium. Sie melden sich im Bureau, der Chef erklärt, er könne die Bittschrift nicht annehmen, bevor sie nicht einregistrirt worden. Sie gehen hinab in das bureau de l'enregistrement, der Thürhüter verzagt ihnen einzutreten; darauf sagte der Begleiter: ich bin Repräsentant — Ah! cest différent, entrez.“ Darauf wurden sie in das General=Secretariat gewiesen; der General=Secretair las die Bittschrift mit Würde, und sagte: laßt sie da, man wird euch antworten. Nach einigen Tagen erfolgt die Antwort dahin, der Minister habe die Erlaubniß, in Paris zu bleiben, bewil-

ligt, und solle der Bittsteller sie daselbst abholen; er geht, sie war noch nicht aufgesetzt; er erhält sie endlich, und wird von da nach der Municipalität gewiesen, um sie daselbst eintragen zu lassen. Die Schildwache sagt ihm, da es quintidi sey, so wäre Niemand in dem Bureau; den folgenden Tag wiederkehrend wird er von den Commis angeschnauzt, erhält endlich, was er will, und bittet um seine Sicherheits-Karte; er wird weiter gesandt um sich zuvor als National-Gardist einschreiben zu lassen, und erhält nach neuen Grobheiten endlich auch jene, und somit ist er endlich Bürger von Paris. Er endigt diese ganz nach dem Leben gezeichnete Darstellung mit folgenden Worten (S. 353): Voilà donc ces institutions dont nous sommes si fiers! Nous nous disons libres, et nous sommes entravés par une foule de petites chaînes. Depuis dix ans nous parlons de liberté, nous nous en sommes gargarisés tout à notre aise, mais nous n'en avons pas avalé une goutte! Il y a une constitution, et un Français ne peut résider dans la capitale qu'avec le bon plaisir d'un ministre! Il est responsable, inattaquable! Nous avons combattu pour établir la sureté de nos personnes, et ma sureté dépend de la carte que je porte dans ma poche! Législateurs, directeurs vous descendrez à votre tour de cette situation privilégiée, d'où vous insultez à la dignité de l'homme; vous sentirez alors le droit accablant de vos propres lois, les tracasseries humiliantes de vos mesures arbitraires! Qu'attendre du Directoire ou des jacobins? Irons nous dans nos temples, par des prières sinistres, par des vœux impies, solliciter pour Othon ou Vitellius des triomphes qui n'aboutiraient qu'à nous éclairer

davantage sur la perversité de celui, qui aurait vaincu. — Nachmals fand er wie verändert der Advocatenstand in Paris gegen vormals war, die Klienten kamen nicht mehr wie vordem zu ihnen, die Sachwalter blieben nicht beschränkt auf den Rath, den sie bey sich ertheilten, und auf die öffentlichen Reden. Eine Menge nannte sich rechtsgelehrt, lief als Mäkler umher, und schnappte den wirklichen Advocaten das Brot weg. Gleichwohl fühlte er sich glücklicher als zuvor in den Sälen des Convents oder des Rathes der Fünfhundert, er war still und bescheiden und überließ es seinem Collegen Cambacères, den er als einen braven Mann sonst schildert, die kleinen Mittel anzuwenden, die ihn freylich weiter gefördert haben, als es je unserm Verf. gelang. Von Jenem heißt es S. 358: Il consultait beaucoup, et ne se passionnait non plus pour la chose publique, mais il avait accepté un grade de capitaine dans la garde nationale, et, en habit bourgeois, il portait à son chapeau un pompon de grenadier. Comme on le plaisantait un jour sur ce bizarre accoutrement, il répondit: Dans ce monde il faut toujours s'appuyer sur quelque chose, il ne faut rien mépriser, on ne sait pas où peuvent mener ces bagatelles.

Livr. XXXII et XXXIII. Guerres des Vendéens et des chouans contre la république française, ou annales des départemens de l'ouest pendant ces guerres, d'après les actes et la correspondance du comité de salut public, des ministres, des représentans du peuple en mission, des agens du gouvernement, des autorités constituées; des généraux Berruyer, Biron, Cauclaux, Rossignol, Santerre, l'Echelle, Kleber, Marceau, Tur-

reau, Moulin, Hoche etc. et d'après les règlements, proclamations et bulletins du conseil supérieur et des chefs des Vendéens et des Chouans; par un officier supérieur des armées de la république, habitant dans la Vendée avant les troubles. T. I. S. 463. T. II. S. 515. T. III. S. 588. T. IV. S. 508. 1824. in Octav.

Wir stehen nicht an dieß Werk für das wichtigste, besonders in Bezug auf die Führung des Kriegs unter den vielen, die bereits erschienen sind, zu erklären. Meister seiner Kunst, im Besitze der reichsten Hülfquellen, wie die Beilagen beweisen, läßt der Vf. kaum in Bezug auf den republicanischen Theil, etwas anders zu wünschen übrig. Erschiene ein solches gleich vortreffliches Werk von der andern Parthey, so bedürfte man weiter Nichts; aber freylich wird dieß viel schwieriger seyn, da auf dieser Seite die Einheit der Unternehmungen, nach gewöhnlicher Redensart der Centralpunct fehlte. Zu welcher Parthey der Verfasser gehörte, erkennt man auf dem ersten Blatte, aber das kann den Leser, selbst von der andern Seite, nicht berechtigen, ihm den Glauben zu versagen; er ist ein Republicaner, und wenn die Royalisten das nicht vergeben können, so sollten die Vernünftigen unter ihnen doch anerkennen, daß er keiner der Tollen und Wüthenden ist, wie man denn dieses von einem so gebildeten Manne auch nicht zu besorgen hatte.

In unserer bewegten Zeit, in welcher eine große Weltbegebenheit die andere drängt, ist der denkwürdige Krieg in der Vendée aus der Erinnerung zurückgeschoben worden, eine spätere Zeit wird darauf zurückkommen, für diese ist das Werk geschrieben, nicht für die Lesewelt, und jener, wie wir hoffen wollen, friedlichen Zukunft, bleibe das

Urtheil über den Ursprung und Zweck dieses Kampfs,
und der gebrauchten Mittel vorbehalten.

G. S—s.

B r e s l a u.

Bey dem Verfasser: *Basilicorum titulus de diversis regulis juris antiqui*, nunc demum integer, e Codice Coisliniano edente **Carolo Witte** Prof. Vratislav. 1826. XXVI und 46 S. in gr. 4, mit einem lithographierten Specimine scripturae.

Die Gewohnheit, einzelnen Ausgaben der Institutionen, die Pandectentitel *de verborum significationibus* und *de diversis regulis juris*, als Zugabe beyzufügen, veranlaßte es, daß **Denys Godefroy** seiner Ausgabe des **Theophilus** auch jene Titel nach den ältern Griechischen Uebersetzungen anhängte, und die einzelnen Stellen derselben, aus der *Synopsis Basilicorum*, und andern Griechischen Rechtslehrern, als dem **Theophilus** und **Harmenopulus** zusammentrug und zu ordnen suchte. Ergänzt wurde seine Ausgabe durch **Fabrot**, welcher in seiner Ausgabe des **Theophilus**, noch mehrere Stellen aus dem **Michael Attaliota** und **Theodor Hermopolita** (nicht dem berühmten Interpreten des **Coder** und der **Novellen**, sondern einem, gegen 500 Jahre später lebenden ungedruckten Commentator zu einzelnen Abschnitten der **Basiliken**) wiederherzustellen versucht hat. Neun Jahre später erschienen dieselben Titel, aber auf gleiche Weise wiederhergestellt in **Fabrot's** Ausgabe der **Basiliken** selbst, und zwar vermehrt, aus dem **Codice regio**, wodurch der Zuwachs bey dem Titel *de regulis juris*, fast auf ein Viertel stieg. **Wisfenbach** lieferte nur einen bloßen Abdruck aus jener Ausgabe, **Reis**, der dieselben Titel hinter

seiner Ausgabe des Theophilus gleichfalls aufnahm, benutzte dieselben Quellen, und so hatten wir bis auf diesen Augenblick keine echte und vollständige Ausgabe dieser Titel, so wie sie von den Verfassern der Basiliken übersezt worden waren. Dagegen hatte schon Montfaucon in s. Bibliotheca Coisliniana S. 216, von einer Handschrift Nachricht gegeben, woraus nicht nur Varianten und ein vollständiges Verzeichniß aller Titel, sondern auch Ergänzungen für zwey und mit Lücken gedruckte Bücher der Basiliken, das zwente (worin gerade jene Titel enthalten sind) und das sechste nämlich, zu nehmen wären. Eine Abschrift derselben hatte in der neuesten Zeit, Hr. Pilat, damals Secretair des Oesterr. Ministers F. von Metternich, und jetzt Herausgeber des Oesterreichischen Beobachters, bey seinem damaligen Aufenthalte in Paris genommen, aber auch unser Verf. hat sich den Titel de regulis juris, aus dieser Handschrift, gleichfalls abgeschrieben, und gegenwärtig diese Ausgabe besorgt. Wir erhalten in derselben, mithin zum erstenmale, den echten und vollständigen Text jenes Titels, dem die Keitische lateinische Uebersetzung zur Seite gesetzt, und welcher mit critischen Anmerkungen begleitet ist, in denen zunächst eine Vergleichung mit dem Texte der frühern Herausgeber, angestellt, und zugleich angezeigt ist, aus welchen Quellen dieselben jenen Text genommen haben. Auf die Vollständigkeit bezieht sich das den einzelnen Stellen vorgesezte Sternchen, nämlich um anzudeuten, daß die Stelle bey den frühern Herausgebern fehlt, auf die Echtheit, ein Kreuzchen, um diejenigen zu bezeichnen, welche jetzt echt gegeben sind, wogegen die frühern Herausgeber sie in unechter Gestalt lieferten. Daß die solchergestalt besorgte

Ausgabe, höchst dankenswerth sey, bedarf kaum einer Erwähnung; wohl aber daß der Hr. Verf. nach S. XIV. auch nun in den Besitz der Pilat'schen Abschrift der übrigen Ergänzungen der gedachten Basilikenbücher gelangt ist, und derselbe versprochen hat, auch diese bald zur öffentlichen Kunde zu bringen. Möge er mit der Erfüllung dieses Versprechens nicht zu lange säumen!

D r e s d e n.

In der Arnoldschen Buchhandlung: Dr. J. A. Reum's Forstbotanik. Zweyte sehr verbesserte und vermehrte Auflage. 1825. VIII u. 486 S. in Octav.

Viele und mancherley Anleitungen, Handbücher und Lehrbücher der Forstbotanik sind in den letzten 30 — 40 Jahren erschienen, und unter diesen gute und brauchbare, doch besitzen wir bis jetzt kein solches Werk, das allen aus dem jetzigen Stande der Wissenschaften hervorgehenden Forderungen genügend entspräche. Hr. Dr. Reum ist auf dem rechten Wege gewesen, jenem Bedürfnisse abzuhelfen, denn die innere Einrichtung seines Buchs, die Wahl und Anordnung der Gegenstände, der Grad der Ausführlichkeit in der Behandlung u. m. a. zeigen, daß es ihm klar und deutlich bewußt sey, was man unter Forstbotanik verstehen und von einem Lehrbuche dieser Disciplin fordern müsse: aber die Ausfüllung seines Fachwerks hat mehr als eine schwache Seite und so dürfte auch von ihm das vorgesteckte Ziel keineswegs ganz erreicht seyn. Ref. möchte es dem Verf. nicht eben hoch anrechnen, wenn hin und wieder die Kennzeichen einer Gattung (es sollen z. B. die weiblichen Blüthen der

Eiche mit einem einblättrigen, ungetheilten und rauhen Kelche versehen seyn) oder einer Art nicht ganz richtig oder ausreichend angegeben sind, was sich freylich leicht hätte vermeiden lassen, auch hält er die Naturgeschichte der einzelnen abgehandelten Gewächse im Ganzen für gelungen, unmöglich aber kann er die physiologischen Ansichten des Verf. in allen Puncten billigen, was er um so mehr bedauert, da die Pflanzen-Physiologie für den Forstmann unstreitig der wichtigste Theil der Botanik ist. Mehreres hat der Verf. als unumstößliche Wahrheit dargestellt, was bis jetzt höchstens vermuthet werden kann oder doch noch durch vielfache Untersuchungen geprüft werden muß, und manchen Satz geradezu behauptet, der entweder offenbar irrig ist, oder dessen Gegentheil wenigstens mit eben so triftigen Gründen vertheidigt werden kann. Man sehe nur das nach, was der Verf. über das Wachsen, über die Ernährung der Pflanzen und ähnliche Gegenstände sagt und man wird des Ref. Meinung nicht für unbegründet halten, zu deren Bestätigung hier indessen eine Stelle des Buches Platz finden mag. In dem §, der vom Wachsen der Pflanzen überhaupt handelt, S. 8 sagt der Verf.: „Durch die Luft, als Element, wird bey dem Einathmen jedes Leben der Pflanzen (und Thiere) erhalten, und wenn durch ihre Einwirkung, wegen ihrer großen Leichtigkeit, auch die Pflanzenmasse nicht sehr vergrößert wird, so müssen, zum Belebteyn, doch alle Theile von ihr stetig durchdrungen und umgeben seyn. Die Grundlage der Luft ist das Stickgas; da dieses aber nicht einfach, sondern mit dem Sauerstoff gemengt, erscheint, welche luftförmige Verbindung denn Wasserstoff genannt wird (weil sie bey dem Zersehen des Wassers in einer glühenden

eisernen Röhre entsteht!), so kann man sagen, die Luft bestehe aus Sauerstoff, Wasserstoff (Stickstoff) und Kohlenstoff, und der Wasserstoff macht einen wesentlichen Bestandtheil der Pflanzen aus. (Die Farbe der Luft ist blau).“

Das Buch zerfällt in drey Abtheilungen. Die erste handelt in vier Abschnitten vom Nöthigsten aus der allgemeinen Pflanzenkunde, von den Holzpflanzen und ihren Theilen, besonders in anatomischer und physiologischer Hinsicht, vom Verhalten der Holzpflanzen, besonders in forstlicher Hinsicht und von der Zucht, Pflege und Benutzung der Holzpflanzen. Auf diese Abtheilung bezieht sich also hauptsächlich das oben über die physiologischen Ansichten des Verfassers Gesagte, doch muß Referent, um gerecht zu seyn, bekennen, daß er auch neben Irrigem und Unbewiesenem hier vieles Wahre und Treffliche angetroffen hat, und daß Stellen, wie die oben angeführte oder Definitionen, wie die der Frucht S. 9 keinen ansehnlichen Theil des Textes ausmachen. Zu welcher Schule übrigens der Verfasser gehören möchte, läßt sich schon daraus abnehmen, daß er die Intercellulargänge Adern, die Schraubengänge Drosseln nennt u. s. w. und daß er eine Uebersicht des Linnischen Pflanzensystems, als des einzig wahren natürlichen Systems gibt, ohne auch nur mit einem Worte die auf die sorgfältigste und ausgebreitetste Beobachtung der Natur gegründeten, eben so bewundernswürdigen als bescheiden auftretenden Arbeiten eines Jussieu, Batsch, Sprengel, DeCandolle und Brown zu erwähnen.

Die zweyte Abtheilung umfaßt die Aufzählung und Betrachtung der deutschen und forstlich-wichtigen fremden Holzarten. Referent hält diesen Theil, wie er schon andeutete, für den

besten des Werks, und hat sich besonders darüber gefreut, daß jede unnöthige Weitläufigkeit bey den einzelnen Gewächsen vermieden, das wirklich Wichtige aber um so mehr hervorgehoben ist.

Die dritte Abtheilung enthält die Aufzählung und Betrachtung der Forstkräuter und zwar nicht allein der Gewächse, die man gewöhnlich Kräuter zu nennen pflegt, sondern auch der Farren, Moose, Flechten und Pilze. Referent muß dem Verfasser vollkommen beystimmen, wenn er die Kenntniß der häufiger auf Forstgründe vorkommenden Pflanzen in das Gebiet der Forstbotanik zieht, er muß ihm seinen ganzen Beyfall schenken, wenn er an vielen Stellen es hervorhebt, welchen Einfluß so viele selbst anscheinend unbedeutende Gewächse auf das Gedeihen oder Mißrathen der Holzpflanzen ausüben, welche schätzbare Aufschlüsse sie dem denkenden Forstmann über die Beschaffenheit des Bodens und Klimas, und welche beachtungswerthe Winke sie diesem über den Weg geben, den er bey der Behandlung seiner Forsten einschlagen soll. Möchte doch kein angehender Forstmann sich zu der Meinung verleiten lassen, daß es hinlänglich sey, die Kennzeichen und die Naturgeschichte der nutzbaren Holzarten inne zu haben, möchte doch jeder es beherzigen, daß die meisten Mißgriffe in der Forstwirthschaft aus einseitigen und unrichtigen Vorstellungen von der Natur der Gewächse hervorgegangen sind, und daß nur derjenige das Wesen der Eiche unter allen Umständen richtig beurtheilen kann, dem das Leben und der Bau einer Zwiebel oder eines Grasmurzelstocks nicht fremd geblieben ist.

Bg.

G e t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

60. Stück.

Den 14. April 1827.

P a r i s.

Chez Avril de Gastet 1826: Histoire des campagnes de 1814 à 1815, en France; par le Général Guillaume de Vaudoncourt. Auteur des campagnes d'Anibal en Italie, d'Allemagne en 1813, et d'Italie en 1813 et 1814, Directeur du Journal des sciences militaires. Tome I. 358, Tome II. 384, Tome III. 164 und 184, Tome IV. 333 und Tome V. 300 Seiten in 8.

Ueber die Feldzüge von 1814 und 1815 in Frankreich ist beynah schon eine Bibliothek vorhanden, die wir abermals mit einem aus fünf dicken Bänden bestehenden Werke vermehrt sehen. Nicht unbekannt ist der Name des Verfs. in der gelehrten Werk; das Titelblatt bemerkt die Werke, die er hat drucken lassen. Das Publicum hat seine militärischen Bemerkungen nicht ungünstig aufgenommen; seinen politischen weniger Beyfall gezollt. Neue Daten liefert Vaudoncourts Geschichte nicht. Er hat die vorzüglichsten Werke, die bis jetzt über die gedachten Feldzüge heraus-

G [3]

gekommen, benutzt und in den Noten angeführt. Nur bey einzelnen Fällen bezieht er sich auf handschriftliche Mittheilungen Französischer Officiere. Er commentirt und recensirt seine Vorgänger, letzteres oft mit einiger Schärfe und Bitterkeit. Eine Vorliebe für Napoleon, die Französischen Truppen und Frankreich, ist unverkennbar; er will sich gern den Anstrich der Unparteylichkeit geben, und Napoleon selbst entgeht nicht immer seiner Geißel, jedoch nur anscheinend, desto schwerer trifft sie aber die Anführer der Allirten und unter diesen vorzugsweise Blücher.

Der Feldzug von 1814 liefert in Bezug auf die Ausdehnung des Kriegs-Theaters vier abge sonderte Feldzüge, denn die vier Armeen der Coa- lition standen, sobald sie den Rhein überschritten hatten, in keiner directen Verbindung mit einan- der. Die Nord-Armee blieb an den Grenzen Bel- giens; die des Südens hatte ihr Theater zwischen Genf, Macon und Lyon; die Spa..ische (Wel- lingtonsche) die im October 1813 in Frankreich eindrang, blieb zwischen den Pyreneen und der Garonne. Dagegen mußte die große Französische Armee unter Napoleon fast allein der ganzen Coa- lition die Spitze bieten; ihre Niederlage entschied. Die Beschreibung der Ereignisse zwischen der Meuse, Seine und Marne hat daher, als der Punct der Entscheidung vorzüglich die Geschicht- schreiber beschäftigt. Der Verf. wählt einen an- dern Gang: dieser Krieg, sagt er, war ein Inva- sions-Krieg; sein, für die Coalition glücklicher Erfolg hing theils von politischen Umständen, die einen Hauptfehler der Allirten wenn nicht rechtfertig- ten, ihm doch einen Mantel umhingen, ab; theils war es eine Folge des Umstandes, daß Frankreich dasjenige Bertheidigungs-System nicht annahm, das es hätte organisieren und befolgen können. Ein solcher Invasionskrieg kann für Frankreich

wiederkehren. Der Verf. ist der Meinung, Frankreich habe in sich innere Stärke genug gegen das ganze verbundene Europa seine Grenzen zu vertheidigen, wenn die Franzosen dieses bestimmt wollen (fortement). Er will daher den Feldzug von 1814 in seinem strategischen Ganzen darstellen. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, liefert dieser vier Epochen, die der Verf. in den ersten vier Büchern beschreibt. Das erste Buch enthält eine Darstellung der Lage von Europa im Allgemeinen, am Ende des Feldzugs von 1813, ferner die Entwicklung der politischen und militärischen Mittel der Coalition zum beabsichtigten Einfall in Frankreich, und derer die die Franzosen zu ihrer Vertheidigung vorbereiteten. Der Vf. untersucht die gegenseitigen Operationspläne und stellt einen Operationsplan auf, den die Franzosen unter ähnlichen Umständen befolgen könnten. Im zweyten Buche sind die Bewegungen der Coalirten, nach dem Uebergange über den Rhein am 10. Dec. 1813, nachdem die Vereinigung ihrer Colonnen zwischen der Aube und Marne statt gehabt und ihr rechter Flügel in die alte Grenze Frankreichs, der linke aber bis Lyon vordrang, beschrieben. Die Operationen der Armee in Spanien, beschreibt er vom Uebergange über die Bidassoa im Oct. 1813, an. Das dritte Buch ist an kriegerischen Ereignissen am reichhaltigsten, es begreift in sich den Zeitraum vom 1. bis 26. Febr. 1814. Nach der Schlacht von Brienne beging die große Armee der Coalirten die Unvorsichtigkeit sich zu sehr auszudehnen, sie wurde en detail geschlagen und gezwungen sich hinter die Marne und Aube zu ziehen, wo sie sich in einer sehr kritischen Lage befand. Die Nord-Armee war zwischen Lille und Valenciennes stehen geblieben; die Süd-Armee hatte die Coalirten bis Genf und über Macon hinaus zurückgetrieben, die Fran-

zöfische Armee in Spanien hatte unglücklicherweise die Stellung von Bayonne verlassen. Die Ereignisse vom 16. Febr. bis 16. März machen den Inhalt des vierten Buchs aus. Die Russisch-Preussische Armee machte eine Lateral-Bewegung um ihre von Norden kommenden Verstärkungen an sich zu ziehen; dieß konnte nicht verhindert werden. Aber während Napoleon diese Armee an der Aine festhielt, machte er plötzlich eine Bewegung auf die Flanke der Oesterreich-Russischen, die sich hinter Troyes zu concentriren suchte. Die Nord-Armee blieb während dessen immer unbeweglich stehen. Die Coalirten hatten die Süd-Armee verstärkt, und waren bis Lyon vorgerückt. Die Armee in Spanien war, nachdem sie bey Dretz eine Niederlage erlitten hatte, im weiteren Rückzuge begriffen. Das fünfte Buch beschäftigt sich mit dem Zeitraume vom 17. März bis zum Ende des Krieges. Der Vf. holt in diesem Buche nach, was während des Feldzugs sich bey den noch von den Franzosen in Deutschland besetzt gehaltenen Festungen Merkwürdiges zugetragen hat.

Unser Raum ist zu beschränkt unsern Lesern die oft reichhaltigen militärischen Bemerkungen des Vfs. über die militärischen Ereignisse selbst auch nur in beschränktem Auszuge, mitzutheilen; nur von demjenigen was er über die Mittel, die die Coalirten zu einer Invasion und Napoleon zur Vertheidigung Frankreichs anwandten, als den Geist des Werks, und die Tendenz seines Werks bezeichnend, sagt, glauben wir die Haupt-Ideen nicht unbemerkt lassen zu dürfen.

Die Möglichkeit einen Invasionskrieg gegen Frankreich zu führen, mußte das Werk der Politik seyn; auf die militärischen Mittel allein beschränkt, waren die Hülfquellen Frankreichs zu groß, wenn sie nicht durch die Politik gelähmt wurden. Während die Coalirten den Krieg bey

sich national machten, mußten sie verhindern, daß er es in Frankreich nicht ward; diesen Zweck zu erreichen, amüßigten sie Napoleon durch Unterhandlungen, die ihn abhielten zu den äußersten Verteidigungsmitteln, die allein ihn retten konnten, zu schreiten. Als erstes Mittel den Krieg national zu machen bedienten die Alliirten sich des Tugendbundes. Diese Association war ursprünglich aus zwey ganz heterogenen und einander entgegengesetzten Theilen zusammengesetzt; der aristocratische Theil hatte durch Vorspiegelung des Drucks den die siegreich gewesenen Franzosen in Deutschland ausübten, den liberalen zu einer Coalition vermocht. Die Aristocraten übersahen damals die Gefahr, die diese Verbindung in der Folge herbeiführen würde; sie wollten, die regierenden Herren an ihrer Spitze, die Wiederherstellung alter Feodal-Institutionen und die frühere Föderativ-Verbindung der deutschen Staaten; die Liberalen wollten dagegen alle Feodal-Verhältnisse abgeschafft wissen, und ein reines système représentatif populaire einführen. Aber über das was demnächst aus Deutschland werden sollte, waren die Liberalen in ihren Ansichten wieder in zwey Theile getheilt: der eine wollte die Unabhängigkeit der einzelnen deutschen Staaten, aber in ein Bündniß, dem der Schweiz ähnlich, der andere ganz Deutschland in einen Staat vereinigen; diese letztern erbachten das Ideal der Deutonia. Aber die Fürsten und die Aristocraten wollten sich der Liberalen nur als ein Mittel, das sie, als der Zweck erreicht war, wegwarfen, bedienen. — „Faut-il s'étonner que plus tard, lorsque les gouvernemens ont voulu paralyser et même briser les instrumens, dont ils s'étaient si avantageusement servis; lorsque la partie aristocratique du Tugend-Bund eut jeté la masque et eut séparé sa cause de

celle de la nation; qu'alors, disje, l'effervescence ait continué et même augmenté par le mepris ouvert qu'on faisait de promesses dont l'accomplissement avait été acquis au prix de tant de sang?" Nachdem der Vf. nun dem Mörder Kogebues eine Schutzrede hält, ruft er pathetisch aus: „Hommes qui gouvernez gardez vous d'allumer des passions violentes, en excitant des espérances que vous ne voulez pas accomplir, votre destruction en serait la consequence presque inévitable; et dussiez-vous y echapper, le sang qui coulerait irait vous accuser au pied de l'Éternel, et retomberait sur vos têtes!" — Bekannt wie die Ereignisse, von denen der Vf. hier redet, selbst actenmäßig der Welt vorliegen, brauchen wir wohl nur zu bemerken, daß die Aushebung aller wehrfähigen Männer, und der allgemeine Haß den der Druck der Franzosen überall, wohin das Waffenglück sie führte, erzeugt hatte, die wahre und einzige Ursache, der physischen und moralischen Ueberlegenheit der Alliierten, war, wogegen das Geklapper einiger sogenannten Tugend-Bündler, die wohl nur unter den Preußen zu Hause gehörten, und folglich möglicherweise nur auf einen kleinen Theil der Streitkräfte hätten wirken können, sich wie der Tropfen am Eimer verhält. Weder Russen, noch Oesterreicher, noch Engländer und selbst der größte Theil der deutschen Völker, die gegen Frankreich in die Schranken traten, wußten von den Tugend-Bundes-Umtrieben etwas. Und selbst die Preußen wurden durch strenge gesetzliche Verfügungen zu den Waffen gerufen. — Die Eitelkeit verleitet die Schriftsteller zu dem Wahn, daß sie durch ihre Schriften das Volk leiten. Nur ein sehr kleiner Theil der Gebildeten liest die politischen Broschüren, und dieser ist nicht der, der in Reih und Gliedern

sicht. Der größte Theil einer Nation liefert gar nicht. — Doch wir wenden uns nun zu demjenigen was er über die Französischen Vertheidigungsanstalten sagt. „Der erste Fehler Napoleons war: nicht schon im Anfange November den gesetzgebenden Körper zusammengerufen zu haben; sein zweyter: nicht gleich Anfangs die öffentliche Meinung über die Grenzen des Zwecks seiner Vertheidigung zu beruhigen; die Franzosen waren der Angriffskriege müde. Napoléon devait briser d'abord toutes les entraves qu'il avait lui même mises à la liberté, rendre au corps législatif la dignité et la force, dont lui même allait avoir besoin, consulter l'opinion publique dans la choix de ses premiers agens, et enfin rendre à la garde nationale son organisation primitive, et l'armer. Als vorzügliche Bedingung setzt der Vf., daß die Auswahl und Anstellung der Officiere der Nationalgarde nicht von der obersten Macht, sondern vom Volke hätte ausgehen müssen. Im Gefolge dieser Maaßregeln hätte Napoleon schon im December 1813 unter den Waffen haben können: 300,000 Linien-Truppen, eine erste Reserve-Armee von 300,000 und eine zweyte von 600,000 Mann. Aber Napoleon fürchtete die Rückkehr der Revolution, und wollte sein Heil von einer regulären Armee erwarten, zu deren Organisation keine Zeit mehr war; die Coalirten hatten den Krieg national gemacht, Napoleon veräumte es ihnen gleiche Waffen entgegen zu setzen. — Nach dieser Darstellung des Vfs. was Napoleon 1814 hätte thun sollen, läßt sich leicht sein Plan zur Vertheidigung Frankreichs bey einem künftigen Kampfe gegen das vereinigte Europa, im Voraus sehen. Er will eine reguläre Armee von 200,000 Mann auf den Beinen haben, aber die eigentliche Vertheidigung des eignen Grund und Boden beruht nach ihm

auf der National-Garde; bitter tabelt er den Marschall St. Cyr, der diesem Corps einst auf der Tribune allen Muth und alle Brauchbarkeit im Kriege absprach. Aber wir möchten fragen: wann die Französischen National-Garden wirklich im Felde wesentliche Dienste geleistet haben? Wir übergehen um so mehr den projectierten Vertheidigungsplan Frankreichs, in Betreff der Zusammenziehung und verschiedenen Aufstellungen der Französischen Kriegsmacht bey einem Invasions-Kriege, die der Vf. weitläufig entwickelt, und der, ohne ihm auf der Karte zu folgen, nicht verständlich ist, als seine Ideen im Ganzen mit denen des Gen. Vient. Tarayre, (de la force des Gouvernemens, Paris 1819) übereinstimmen. — Der Hauptfehler, den der Vf. im Eingange seiner Schrift dem Operationsplan der Coalirten vorwirft, war, daß sich ihre beiden Haupt-Armeen, ehe sie den Rhein passierten, über 80 Lieues von einander trennten, und folglich den Franzosen völlig Spielraum ließen, sie einzeln zu schlagen, wozu gegen aber eingewandt werden kann, daß den Allirten der elende Zustand der Französischen Armeen hinlänglich bekannt war, um eine solche gewagte Operation unternehmen zu dürfen.

Die Geschichte des Feldzugs von 1815 fängt in der zweyten Hälfte des dritten Theils an. In einer sehr langen Einleitung entwickelt der Verf. noch klarer als in dem vorhergehenden, den revolutionären Geist, der ihn beseelt; indem er von der Vergangenheit spricht, scheint er das Gegenwärtige ins Auge fassen zu wollen. Nichts kann abschreckender seyn; als das Gemälde, das er von Ludwig XVIII. kurzer Regierung, vom Frieden 1814 bis zur Wiedererscheinung Napoleons, entwirft. — Eine constitutionelle Verfassung hatte den Franzosen für so viele Aufopferungen und Leiden wenigen Ersatz gewährt; aber nach sehr

kurzer Zeit gelang es den Aristocraten eine Contrerevolution zu bewirken; wie 1789 zogen sie eine undurchdringliche Barriere um den Thron, zu dem Wahrheit und patriotische Tugenden keinen Zugang hatten. Die Tapfern der Armee wurden erniedrigt und gemißhandelt, von Personen, die die Waffen gar nicht, oder doch nur in den feindlichen Reihen geführt hatten; Jacobiner, Bonapartisten, dieß waren die Namen mit denen Jedermann bezeichnet war, der dieser Faction der Emigranten nicht angehörte. Die Unvorsichtigkeit und Gleichgültigkeit der Minister hatte wüthende Aristocraten in allen Stellen im ganzen Königreiche angestellt; diese untergruben ohne Scheu die eben beschworene Verfassung. Ueberall reclamirten sie das alte Feodalsystem, unterstützt von religiösem Fanatismus, Intoleranz und Bedrückungsgeist, längst aufgegebene Feodal-Rechte. Zerrütet und höchst unglücklich in seinen innern, ohne Einfluß und ohne Achtung in seinem äußern Verhältnissen, sich vornehmlich seiner Vertheidigungsmittel (der Armee) beraubend, war in Frankreich eine baldige Explosion, einzig herbeigeführt par la conspiration des hommes féodaux, voraus zu sehen. Die Rückkehr Napoleons von der Insel Elba warf den Thron der Bourbons, weil er nicht mehr die Constitution zur Stütze hatte, um so leichter über den Haufen, als sich das französische Volk der Hoffnung überließ, que Napoléon instruit par le malheur, sachant que les idées libérales l'avaient renversé se soumettrait cette fois aux besoins et à la volonté de la nation. Dieser Wille der Nation insofern von ihrer Vertheidigung die Rede war, soll folgende zwey Maaßregeln verlangt haben: „les fédérations de 1789 et 1790 comme les bases de la monarchie constitutionnelle et l'organisation primitive de la garde nationale, et son

emploi en grandes masses." Heißt dieß aber nicht mit andern Worten: die Revolution von 1789 mit allen ihren Schrecknissen wieder ins Leben rufen? Hatte sich Napoleon in einem solchen Lichte gezeigt, daß die Revolutionairs solche Schritte von ihm erwarten konnten? Der Verf. behauptet: „Napoléon, au milieu de la révolution, vint en arreter le cours, et institua un ordre de choses intermédiaires, qui, sans renverser directement les droits des peuples, favorisait cependant l'aristocratie." Wir dächten Napoleon habe als Kaiser, einige äußere Formen abgerechnet, der Wirklichkeit nach eben so unumschränkt über Frankreich regiert, als der Kaiser von Rußland über sein ausgedehntes Gebiet. Eine zweyte Frage ist: waren die Gemüther in Frankreich geneigt, das große Trauerspiel einer Revolution noch einmal aufzuführen? — Mit nicht geringeren Uebersreibungen schildert Waudoucourt im Verfolge das Betragen und die Verhandlungen der coalirten Mächte auf dem Congreß zu Wien. „Die vier großen Mächte, Rußland, England, Oestreich und Preußen dachten einzig auf eigene Vergrößerungen; der Zweck der Coalition nun erfüllt, lassen sie die Maske fallen, au lieu de voir l'Europe rendue à son vrai équilibre par l'indépendance des nations, il fallut s'attendre à la voir partagée entre ses quatre dominateurs; soit par le fait, soit par l'épée d'esclavage, ou allaient se trouver tous les états du second et troisième ordre. Ueber einen Punct, den Untergang Frankreichs, waren alle einig. Es lag zu sehr in dem Systeme dieser Mächte, die bürgerliche Freyheit und gesetzmäßige Gleichheit, die den Franzosen durch die Charte zugesichert war, zu zerstören, um ein für ihre Völker gefährliches Beyspiel aufkommen zu lassen. — Der Verf. beschreibt nun

das Schrecken, das den Congreß in Wien bey der Nachricht von Napoleons Landung in Frankreich ergriff. Die Fürsten besorgten er werde ihren Völkern das Glück entreißen, qu'une exactitude mathématique leur avait assuré par âme et par demi âme, pour les entrainer dans de nouvelles guerres et de nouveaux hazards. Man darf leicht erwarten, daß der Vf. den Schritt der Coalirten, einen Nationalkrieg gegen die Person Napoleons zu erklären, mit größter Bitterkeit tadelt. Diesen mit Erfolg zu führen, standen den Coalirten zwey große Mittel zu Gebote: la force et la déception; sie waren noch unter den Waffen geblieben, um ihre Ansprüche auf Erwerbungen kräftiger unterstützen zu können; die innere Lage von Frankreich gab der Volkstäuschung (Déception) in diesem Lande ein weites Feld.

Bey der Bearbeitung der Geschichte des Feldzugs von 1815, befolgt der Vf. den nämlichen Gang, als bey der des vorhergehenden Jahrs. Im ersten Kapitel entwickelt er das Angriff- und Vertheidigungs-System, und die Streitkräfte, die die im Kampf begriffenen Theile ins Feld stellten. Wir bemerken, daß unter den drey Vertheidigungsplanen, die nach dem Werke des General Gourgaud, Napoleon vorgelegt wurden, Baudoncourt sich für den zweyten, als mit seinen Ideen, wie Frankreich in der Folge zu vertheidigen sey, am meisten übereinstimmend zu seyn, erklärt. Dieser bestand nämlich darin: alle feste Grenzplätze Frankreichs (nicht weniger als vierzig an der Zahl) in den Belagerungszustand zu setzen, sie zu dem Ende mit allem Erforderlichen auszurüsten und ihre Garnisons mit Bataillons der National-Garde zu verstärken; Stellungen in der Umgebung von Paris und Lyon zu verschanzen; die Bataillons der Nationalgarde in

Paris und Lyon, verstärkt mit Bataillons de fédérés, zur Vertheidigung beider Städte zu verwenden; mit den Französischen Armeen sich langsam von den Grenzen Frankreichs zurückziehen, um den Nationalgarden Zeit zu ihrer Ausbildung zu geben, und sich dann in Masse in der festen Stellung vor Paris und Lyon zu concentriren. — Der Vf. liefert für diesen Feldzug nicht eine Analyse der strategischen Märsche, zu schnell unterbrach die Catastrophe bey Mont St. Jean, (diesen Namen gibt er der Schlacht bey Waterloo) den Lauf desselben. Die Beschreibungen der Schlachten bey Ligny und Waterloo ist umständlich und ziemlich unparteyisch. Dann werden die Operationen der großen Armee, bis zur Convention vor Paris erzählt. Die folgenden Kapitel erwähnen der Unternehmungen der Armeen des Rheins, des Jura und der Alpen. Nur die kriegerischen Ereignisse in der Vendée übergeht er ganz mit Stillschweigen; die Schande seiner Nation will er nicht aufdecken.

Eine eigentliche Characteristik der großen Männer, die sich einen Namen in diesen Feldzügen erworben, oder den schon gehabt, behauptet haben, finden wir in diesem Werke nicht. Aber der Verf. erlaubt sich oft mit wenigen Worten seine Meinung über ihren Werth anzudeuten, die, insofern sie die Quintessenz seiner Kritik bilden, und wir sie als herrschende Ansichten bey der Bonapartistischen Armee ansehen dürfen, interessant sind. Vom Prinz Schwarzenberg heißt es: *On voit dans ses dispositions l'empreinte du stratégeicien timide, qui marche en tatonnant, et ne sait pas prononcer un mouvement.* Von Blücher: *il ne fait que suivre constamment un système decousu, d'opérations sans but et de mouvemens sans but et de mouvemens sans resultats.* Der Zufall

allein soll Blüchers Ruhm begründet haben. Von der Schlacht von Waterloo heißt es: Le Blücher de Waterloo était encore celui de Champ-Aubert et de Vauchamp. Si les ordres expédiés par Napoléon au Marechal Grouchy eussent été exécutés, Blücher aurait porté la peine de sa témérité; le hasard l'a servi, et ce hasard a consolidé la réputation que ses partisans lui donnent. — Von Wellington: le Duc a déployé à Toulouse et dans bien d'autres occasions les qualités qui plaisaient si éminement au Cardinal de Richelieu, celles d'un Général heureux. — Der glückliche Ausgang einer Schlacht mag Werth des Zufalls seyn; von dem Oberbefehlshaber der mehrere Treffen gewonnen, mehrere Feldzüge mit Erfolg führte, darf man voraussetzen, daß er die Kunst, die herrschenden Verhältnisse zu benutzen, vielleicht gar sie herbeizuführen, verstand. — Wir sehen, daß selbst ein fortdauernder glücklicher Erfolg die militärische Kritik nicht entwarfnet. Erwägen wir die Widersprüche in den Beurtheilungen der militärischen Geschichtsschreiber der nämlichen Ereignisse; wie der eine tabelt, wo der andere des Lobes voll ist, wie eine Bewegung die zum Siege führte, nach den Regeln der Kunst, eine Niederlage hätte zur Folge haben müssen, wenn das unerklärbare Wesen: Zufall genannt, nicht mächtiger wäre, als die Kunst selbst: so möchte man sich der Vermuthung überlassen, daß die hochgerühmte Kriegskunst wenig Positives in sich begreife, und für die Benutzung der vorausgesehenen, oder zufällig eintretenden Verhältnisse der Character des Feldherrn mehr, als sein Gelehrsamkeit entscheide. Wir sind jedoch weit entfernt, der militärischen Kritik allen Werth absprechen zu wollen; nur, scheint uns, muß man bey ihr immer den Ausspruch der

Schrift. beherzigen: prüfet alles — und behaltet das Beste. Warum können sich unsere militärischen Schriftsteller aber noch immer nicht von jenem spöttischen, schneidenden Corps de Garde-Ton entfernen, der sich im Munde eines Gentleman, geschweige denn in dem Werke eines auf höhere Bildung Anspruch machenden Schriftstellers so übel ausnimmt? Unser Verf. scheint diesen Ton zu lieben; er erwähnt beinahe keiner Relation oder Kriegsgeschichte aus der Feder der gegenseitigen Partey, ohne nicht irgend eine satyrische Bezeichnung hinzuzufügen. Wenn z. B. der General Sneyenau in seiner Relation der Schlacht von Wigny sich des Ausdrucks bedient: „la cavalerie française se glissait dans l'obscurité, sans être aperçue, so setzt Baudoucourt hinzu: cela aurait pu se faire avec une patrouille, il valait mieux ne pas y mettre tant d'amour propre. Dem General Müßling wird wiederholt seine zu große Vorliebe für seinen Helden und seine Nation vorgeworfen; die ihn absichtlich zu falschen Darstellungen verleitet haben soll. — Bitter kritisiert der Vf. den Marschall Wrede. Als dieser am 13. Jun. 1815 an der Sare ankam, machte er seinen Soldaten in einer pompösen Proclamation bekannt: der Sieg habe sie in drey Tagen vom Rhein nach der Sare geführt, und bald würden sie die gegenüber stehenden Armeen vernichten. Noch war aber kein Gefecht vorgefallen, und alles was den Bayern an Truppen entgegen gestellt war, bestand aus vier Douaniers-Compagnieen. Zehn Douaniers hielten zu Neufkirchen eine viertel Stunde von der Sare einen Vorposten. Diese zogen sich bey Annäherung der Bayern in eine pallisadierte unbedeutende Verschanzung, die die Brücke von Sarquemines deckte, zurück, und behaupteten sich hinter den Pallisaden, während der Rest der Doua-

niers am linken Ufer der Sare zur Deckung der Brücke aufgestellt war. Brede ließ das was er einen Tête de pont nannte, mit 25 schweren Geschützen kanonieren, und dann die zehn Douaniers Battailonsweise im Sturmschritt angreifen. Die Douanier-Compagnie zog sich zurück, ohne einen Mann zu verlieren. Brede machte aber aus diesem unbedeutenden Scharmüßel, in welchem er 40 Douaniers mit 10,000 Mann angreifen ließ, ohne einen derselben zu tödten, oder zu verwunden, oder gefangen zu nehmen, einen herrlichen Sieg. Das Bayerische Bulletin spricht von einem großen Sieg bey Sarquemines und einer großen Anzahl gemachter Gefangenen. — Wir zweifeln, daß ein solches Bayerisches Bulletin wirklich vorhanden sey, und halten das Ganze für eine von jenen Erdichtungen, die sich die Soldaten zur Unterhaltung auf den Vorposten auszudenken pflegen. — Höchst ungegründet ist der Vorwurf, den der Verf. dem Herzog von Wellington macht: er hätte in seinem officiellen Berichte über die Schlacht von Toulouse seinen Verlust nur auf 4700 Mann angegeben, während derselbe über 10,000 Mann betragen hätte; er setzt sogar hinzu: „nous qui savons comment le Duc de Wellington modifie ses états de perte.“ Es ist aber bekannt, daß gerade die officiellen Rapporte über erlittenen Verlust bey der Englischen Armee, im Gefolge der eingeführten Conterolle, und der Aufmerksamkeit des Parlaments, mit der strengsten Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit aufgestellt werden müssen, und daher sind die Englischen Berichte in dieser Hinsicht immer als Muster aufgeführt worden. —

Der fünfte Band liefert unter dem Titel: Pièces justificatives, viele auf diese beiden Feldzüge Bezug habende Proclamationen, Notizen, Correspondenzen u. s. w., fast sämmtlich aus den Zeitungen entlehnt. Dem Werke sind vier Pläne

von Schlachten, nämlich von der bey Brienne, bey Toulouse, bey Waterloo und bey Leipzig angehängt. Die Terrain-Zeichnung ist so schlecht ausgefallen, daß sie Merians Schlacht-Pläne wieder ins Gedächtniß ruft.

P a r i s.

Bey Treuttel und Würz: Origine astronomique du Jeu des Echecs expliquée par le Calendrier Egyptien, par F. Villot, Garde des Archives de la ville de Paris etc. 1825. S. 88. mit einer Tafel. Eine sonderbare Phantasie, die wirklich, wie der Titel besagt, dahin strebt zu zeigen, daß die Gesetze des Schachspiels im grauen Alterthume nach einem in einem Quadrat von 64 Feldern entworfenen Kalender, welcher die sieben-tägige Woche, der dreyfachen Aegyptischen Zeitrechnung gemäß darstellte, bestimmt worden sind, so daß z. B. der König die Sonne, die Königin den Mond repräsentiert, das Roquieren in Gesetzen der Gothischen Periode seinen Grund hat u. dgl. mehr.

W i e n.

Aus der Druckerey von Anton Strauß: Scarabées Egyptiens figurés du Musée des Antiques de sa Majesté l'Empereur. 1824. S. 8. mit 4 Kupfertafeln in 4. Champollion's und besonders Quintino's Untersuchungen und Vermuthungen haben auch den Scarabäen ein neues Interesse zugewandt, und es ist dankenswerth, daß uns dieß Werkchen, wie es scheint, recht genaue Abbildungen von 319 geschnittenen Steinen dieser Classe mittheilt, welche theils bildliche Vorstellungen theils Hieroglyphen enthalten. Auf vielen begegnet man gewöhnlichen Bildern und Zusammenstellungen von Zeichen, die durch die neuen Forschungen als Götter- oder Königs-Namen bekannt geworden sind; manche Figuren und Compositionen aber sind dieser Gattung von Denkmälern ganz eigenthümlich. R. D. M.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

61. Stück.

Den 16. April 1827.

P e n z a n c e.

Transactions of the Royal Geological Society of Cornwall; instituted February 11 th, 1814. Volume the second. 1822. XIV u. 462 Seiten in 8.

I. On some Advantages which Cornwall possesses for the Study of Geology, and on the use which may be made of them. By John Hawkins, Esq. pag. 1—13. Cornwall bietet für das Studium des primären Gebirges viel Lehrreiches dar und gewiß nicht mit Unrecht legt der Verf. auf eine gründliche Erforschung der älteren krystallinischen Gebirgsformationen einen besonderen Werth. — II. u. III. On the Temperature of Mines. By Robert W. Fox, Esq. p. 14—28. Nach den hier mitgetheilten Beobachtungen nimmt in den Cornwall'scher Gruben die Wärme mit 10 bis 12 Klafter Tiefe, etwa um 1 Grad Fahrenheit zu. Der Verf. ist geneigt, die Erhöhung der Temperatur in den Gruben, dem Aufsteigen warmer Dämpfe zuzuschreiben und anzunehmen, daß ihre Wir-

H [3]

lung größer oder geringer sey, je nachdem das Aufsteigen derselben mehr oder weniger erleichtert werde; daher z. B. die von mächtigen Erzgängen kommenden Wasser, besonders hohe Wärmegrade zu zeigen pflegen. Der Verf. hat die Beobachtung gemacht, daß in derselben Tiefe die Wärme in einem Erzgange etwa um 3 Grad höher ist, als die Temperatur davon entfernter Orte einer Grube. Er sucht zu erweisen, daß, wenn gleich mancherley Nebenumstände z. B. chemische Zersetzen, das Athmen der Arbeiter u. auf die Grubentemperatur Einfluß haben, davon doch auf keine Weise die allgemeine Zunahme der Wärme abgeleitet werden könne. — IV. On the stratified deposits of Tin-stone, called Tin-floors, and on the diffusion of Tin-stone through the mass of some primitive rocks. By John Hawkins, Esq. p. 29 — 48. Die reichen Zinngänge in Cornwall ließen bisher das Vorkommen des Zinnsteins auf Lagern, so wie das eingesprengte Vorkommen im Gebirgsgestein, fast ganz übersehen. Der Verf. macht darauf aufmerksam und theilt zugleich Nachrichten über die Zinnsteinlagerstätten in Sachsen und Böhmen mit. — V. On the relative Age of the Veins of Cornwall. By Joseph Carne, Esq. p. 49 — 129. Bey Bestimmung des relativen Alters der Gänge richtet sich der Verf. dieser lehrreichen Abhandlung nach dem bekannten Wernerschen Lehrsatz: daß ein von einem andern Gange durchsetzter Gang älter sey als der, von welchem er durchsetzt wird, und unterscheidet übrigens 1) mit dem Gebirgsgestein gleichzeitig gebildete Gänge; 2) zweifelhafte und 3) wahre, d. h. später als die Gebirgsmasse gebildete Gänge. Zur ersten Abtheilung rechnet er Granitgänge im Granit, Gänge von Feldspath, von Glimmer, Schörl, Schörlfels,

Quarz, Strahlstein, Thallit, Arinit u. m. A. Zu den zweifelhaften Gängen zählt der Verf. die Granitgänge im Thonschiefer, die zu so manchen geologischen Erörterungen und Hypothesen Veranlassung gegeben haben und über welche der Vf. besonders schätzbare Beobachtungen mittheilt. Unter den Gängen welche er entschieden für später als die Gebirgsmasse gebildet ansiehet, werden von ihm, nach ihrem verschiedenen relativen Alter, acht Klassen unterschieden. Außerdem führt er mehrere Gangformationen auf, die mit andern Ganggebilden gleichzeitig sind und gewissermaßen Gänge in Gängen darstellen. — VI. Observations on the Submersion of part of the Mounts Bay; and on the inundation of Marine Sand on the north coast of Cornwall. By Henry Boase, Esq. p. 129 — 144. Ein Beytrag zur Kunde der geschichtlich nachzuweisenden Veränderungen, welche das Land durch Einwirkung des Meeres erlitten. — VII. On the Nomenclature of the Cornish Rocks. By John Hawkins, Esq. p. 145 — 158. Die Gebirgsart, welche man in Cornwall Killas nennt, wurde vom seligen Werner, dem der Verf. eine Folge von Exemplaren derselben mittheilte, für Thonschiefer angesprochen; so wie eine andere Felsart, die bey dem Cornwaller Bergmann den Namen Elvan führt, nach Werner's Bestimmung feinkörniger Granit ist, dem der Granitgänge von Eybenstock und Johann Georgenstadt im Sächsischen Erzgebirge ähnlich. — VIII. On the Temperature of Mines. By John Forbes, M. D. p. 159 — 217. Der Vf. sendet in dem ersten Theile der Abhandlung einige Bemerkungen über die Art voraus, wie die Cornwaller Gruben betrieben werden und reizet daran einen genauen Bericht von den zahlreichen, über die Temperatur derselben von ihm

angestellten Beobachtungen. Der zweyte Theil enthält eben so gründliche als scharfsinnige Untersuchungen über die Ursachen der Wärmezunahme in den Gruben, wodurch wenigstens einer künftigen Theorie dieser Erscheinung vorgearbeitet ist. Der Verf. berücksichtigt die verschiedenen Umstände, welche auf die Erhöhung der Grubentemperatur von Einfluß seyn können, namentlich das Athmen der Arbeiter, das Brennen der Grubenlichter, die Pulverexplosionen, Reibung und Stoß bey den Grubenarbeiten, die Verlängerung der Luftsäule; zeigt aber durch eine ungefähre, auf die Grube Huel Vor angewandte Berechnung, daß durch alle jene Ursachen etwa nur der achtzigste Theil der in jedem Monate von derselben gelassen Grundwasser, auf ihre gewöhnliche Temperatur von 67 Grad Fahr. würde gebracht werden können. Der Vf. zeigt ferner, daß die Erhöhung der Temperatur der Gruben auch ganz unabhängig von jenen Einwirkungen Statt finde, wie solches besonders die Wärme der Wasser beweisen, mit denen eine längere Zeit hindurch eine Grube erfüllt gewesen. Auf diese und andere Erfahrungen stützt der Verf. die mit der Ansicht des Hn. For übereinstimmende Meinung, daß die Zunahme der Wärme in den Gruben mit der Tiefe, unmöglich besonderen, localen Einflüssen zugeschrieben werden könne, sondern daß sie nothwendig einen allgemeineren Grund habe. Aus seinen Beobachtungen ergibt sich ebenfalls, daß auf 50 bis 60 Fuß Tiefe, in den Cornwaller Gruben die Zunahme der Temperatur im Durchschnitt 1 Grad Fahr. beträgt und daß dort in einer Tiefe von 1300 bis 1400 Fuß, die Erdtemperatur zu 72 bis 74 Grad Fahr. angenommen werden kann. Die Zunahme der Temperatur scheint nach des Vfs. Beobachtungen etwa in einer Tiefe von 200 Fuß unter Tage zu beginnen. Es ist dabey beach-

tungswerth, daß die verschiedene Höhe über dem Meere, in welcher die Gruben liegen, auf die Temperatur derselben von keinem bedeutenden Einflusse ist. — Es ist wünschenswerth, daß die Beobachtungen über diesen, in geologischer Hinsicht äußerst interessanten Gegenstand, recht vervielfältigt werden und daß dabey, wie solches von dem Vf. der angezeigten Abhandlung geschehen, besonders die Temperatur der Grubenwasser und die verschiedenen Verhältnisse, die in der Natur der Umgebungen wie in dem Grubenbetriebe liegen, berücksichtigt werden mögen. — IX. Observations on the Hornblende Formation in the Parish of St. Clere. By the Rev. John Rogers. p. 218 — 224. — X. On the Phenomena of Intersected Lodes, and the legitimate Inferences which may be drawn from them. By John Hawkins, Esq. p. 225 — 231. — XI. On the Intersection of Lodes in the direction of their Dip or Underlie. By John Hawkins, Esq. p. 232. Beide Aufsätze enthalten schätzbare Beyträge zur Kunde der Cornwaller Erzgänge. Die von dem Vf. gegebenen Erklärungen entsprechen den Bernerschen Ansichten. — XII. On the Geology of the Land's-end Discript. By John Forbes, M. D. p. 242 — 280. Zwey Hauptformationen bilden diesen District: die des Granits und des Schiefers. Die letztere enthält Thonschiefer, Hornblendgestein, Grünstein, dichtes und schiefriges Feldspathgestein. — XIII. An account of the Alluvial Depositions at Sandrycock. By the late Philip Rashleigh, Esq. p. 281 — 284. XIV. Observations on the Alluvial Strata at Poth, Sandrycock, and Pentuan. By John Hawkins, Esq. p. 285 — 289. — XV. On the Mineral Productions, and the Geology of the Parish of St. Just. By Joseph Carne, Esq.

p. 290 — 358. In Cornwall ist keine Gegend reicher an mannigfaltigen Mineralien und merkwürdigen geognostischen Verhältnissen, als die von St. Just. Der Vf. gibt in diesem Aufsatz eine Drytographie derselben, nebst einigen geognostischen und bergmännischen Bemerkungen. — XVI. On the Knowledge and Commerce of Tin among ancient Nations. By the Rev. Samuel Greatheed. p. 359 — 365. XVII. On the Geology of St. Michael's Mount. By John Forbes, M. D. p. 366 — 375. St. Michael's Mount besteht aus Granit, mit Ausnahme einer angelagerten Masse von schiefrigem Feldspathgestein; welches durch beigemengten Glimmer zuweilen ein gneus- oder glimmerschieferartiges Ansehen erhält. Wo das schiefrige Gestein den Granit berührt, ist es in den verschiedensten Richtungen von Granitgängen durchsetzt; so wie anderer Seits in dem Granit, Nester des schiefrigen Gesteins eingeschlossen sind. In der Granitmasse setzen sehr regelmäßige, parallele, benähe auf dem Kopfe stehende Gänge von Quarz auf. Diese pflegen in der Mitte aus reinem Quarz, an den Seiten dagegen aus einem Gemenge von Quarz und Schörl zu bestehen. Bergkrystall, Topas, Glimmer, Zinnstein, auch wohl Apatit, Wolfram, Zinkblende, kommen in schmalen Drusen, welche die Gänge in der Mitte zu durchlängen pflegen, krystallisiert vor. — XVIII. On some instances of the alternate Disposition of the Primitive Strata which have been observed in Cornwall. By John Hawkins, Esq. p. 376 — 382. XIX. On the Tin-ore of Bottallack and Levant. By Henry S. Boase, M. D. p. 383 — 403. Die Zinnmiener ist mit Kupferkies gemengt. Man nimmt daher mit derselben vor der Verschmelzung eine Röftung in einem Reverberierofen und eine Auslaugung vor, und scheidet aus der vitriolischen Lauge das Kupfer durch Eisen.

XX. On the Temperature of the Cornish Mines. By M. P. Moyle, Esq. p. 404 — 415. Der Verf. meint aus seinen Beobachtungen den Schluß ziehen zu können, daß eine Zunahme der Wärme mit der Tiefe ungegründet sey. Die Erscheinung, daß das Wasser, welches von Kupfererze führenden Gängen abfließt, wärmer zu seyn pflegt, als das von Zinnsteingängen kommende, glaubt er einer Einwirkung der Kiese und des Eisenoxydes zuschreiben zu dürfen, die auf den Kupfergängen in größerer Masse vorhanden seyen als auf den Zinn- gängen, ohne sich jedoch über die Art jenes Ein- flusses weiter zu erklären. — XXI. On the Ser- pentine District of Cornwall. By the Rev. John Rogers. p. 416 — 423. Auch hier, wie in so manchen anderen Gegenden, eine innige Ver- bindung von Serpentin und Diablaggestein oder sog. Gabbro. — Den Beschluß dieses Bandes ma- chen Uebersichten von der Kupfer- und Zinn- Pro- duction in Cornwall.

B a m b e r g.

In Commission bey Carl Friedrich Kunz: Geschichte des allgemeinen Krankenhauses zu Bamberg, von seiner Ent- stehung bis auf die gegenwärtige Zeit. Von Christian Pfeuffer. 1825 VI. 176 Seiten in 8.

Franz Ludwig, der vorlezte Fürstbischof von Bamberg und Würzburg legte in der erstern Stadt den 19. May 1787 den Grundstein zu dem berühmt gewordenen Kran- kenhause, das er auf seine Kosten erbaute, und den 11. Nov. 1789 einweihete. Als er bey dieser Gelegenheit in die Krankensäle trat, wo 24 Kranke lagen, ging er von Bett zu Bett, unterhielt sich mit jedem Kranken, und da gerade die Speisen ausgegeben wurden, so vertheilte der Fürst solche mit eigenen Händen, und trug sie an das Bett jedes Einzelnen. Beforgung der armen, jedoch heil- baren Kranken schien der ursprüngliche Zweck des Stifters gewesen zu seyn. Damit wurde jedoch, auf Betrieb seines Leibarztes Marcus, ein Nebenzweck, nämlich die practische Bildung von Aerzten und Chirurgen verbunden. Es wur- de ein klinisches Institut eingerichtet, daß durch seine bei- den Vorsteher Marcus und Köschlaub, zur Zeit des Brown-

ianismus, viele junge Männer anzog; und auch später, nach Aufhebung der Universität im Jahre 1804, so wie nach Errichtung einer landärztlichen Schule, trotz mancher Hindernisse, ehrenvoll sich behauptete. Ueber die Lage und Einrichtung dieses Krankenhauses, über das ärztliche und Administrativpersonale, über das Institut für kranke Gesellen, Lehrlinge und Diensthöten, über die Hausordnung, über die herrschenden Krankheiten, über die Kurz- und Behandlungsmethoden, so wie über das Vermögen und Einkommen der Anstalt finden sich nun in der vorliegenden Schrift bald mehr, bald weniger vollständige oder interessante Notizen. Die Instruktionen für den zweyten Arzt, desgleichen für den Oberwundarzt sind wörtlich abgedruckt; so ein Entwurf des Verf. zur Errichtung eines Institutes für erkrankte Geistliche, Offizianten und Studierende. Der dirigierende Arzt hatte von dem Entstehen des Krankenhauses an bis auf die neuesten Zeiten die ganze Verantwortlichkeit für Alles, was die medicinische und diätetische Behandlung der Kranken betrifft. Das Hülfspersonale, nämlich 6 Wärterinnen und eine Bademagd sind ihm unmittelbar untergeordnet; er hat sie anzunehmen und zu entlassen. Auf 10 Kranke wird eine Wärterin gerechnet. Wie an sehr vielen Orten Deutschlands, so bemerkt man auch dort seit einigen Jahren ein allmähliches Vorherrschendes des gastrisch-nervösen Krankheitscharacters, das öftere Erscheinen der intermittirenden Fieber, und Scirrhus der Brüste in dem Verhältnisse seltner, als Scirrhus der Gebärmutter häufiger beobachtet wird. S. 124 sagt der Verf.: „Auch Fürst Hohenlohe hat in unserm Krankenhause im Jahre 1821 seine religiösen Heilversuche in zwey auf einander folgenden Tagen, an mehr als fünfzig Kranken vorgenommen; aber auch nicht einen Fall können wir aufweisen, wo hierdurch Erleichterung, noch viel weniger aber Heilung bewirkt worden wäre, obgleich alle möglichen Bedingungen, die bey einem so edlen und erhabenen Werke gefordert werden, gesetzt waren.“ Der Fonds des Hauses ist ansehnlich, und nimmt immer mehr zu. Der Stifter gründete es ursprünglich bloß auf den wohlthätigen Sinn der Bewohner und auf das öffentliche Vertrauen zu einer so heilbringenden Anstalt. Wie wenig er sich getäuscht hat, zeigt der Umstand, daß sich das baare Kapitalvermögen in einem Zeitraume von 13 Jahren zu einer Summe von beynahe 98,000 Gulden rheinisch erhob.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

62. 63. S t ü c k .

D e n 19. A p r i l 1827.

H e i d e l b e r g .

Bey Mohr 1826. gr. 8. auf IV u. 412 S. :
Geschichte des Römischen Privatrechts
bis Justinian, von D. Siegm. Wilh.
Zimmern, ord. Prof. d. R. in Sena. Erster
Band, Erste Abtheilung, dann auf XVI
u. bis 958 fortlaufenden Seitenzahlen Zweyte
Abtheilung.

Der Unterzeichnete will diese Anzeige ehrlich
und redlich mit dem Bekenntnisse anfangen, daß
er sich, noch ohne das Buch auch nur gesehen
zu haben, schon zum Voraus darauf freute, es
in unsern Anzeigen recht empfehlen zu können.
Der Fall mag bey Recensenten sich nicht ganz
selten zutragen; aber dieß Mal war noch das
Besondere, daß der Unterzeichnete den Verfasser
damals weder persönlich noch durch einen Brief-
wechsel kannte, und auch weder nach dem, was
dieser von ihm oder seinen Freunden sonst Gu-
tes oder von den Gegnern des Unterzeichneten
Nachtheiliges gesagt hatte, besonders für ihn ein-
genommen war. Der Grund dieser Vorliebe für

Z [3]

das Buch bestand lediglich darin, daß der Unterzeichnete sich auf die Gelegenheit freute, den freundlichen Verdacht durch die That widerlegen zu können, der neulich gegen ihn ins Publicum zu bringen versucht worden war, als maße er sich in der Geschichte des Römischen Rechts eine Art von Monopol an, und möchte gar zu gern die Leute glauben machen, jede andere Bearbeitung desselben Feldes sey überflüssig, ungeachtet er doch in der That sich auf mehrere in seinen Büchern vorkommende Beurtheilungen und selbst in unsern Blättern enthaltene Anzeigen von andern Rechtsgeschichten berufen kann, worin er seinen Mitarbeitern auf demselben Felde, völlige Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen. Hatte ja doch der Unterzeichnete schon vor sieben und dreyßig Jahren in der Vorrede zu seiner ersten Ausgabe ein für alle Mal erklärt, sein Buch sey nicht zum Nachschlagen, sondern zum Gebrauche bey Vorlesungen, wie er sich damals und noch jetzt ein Lehrbuch zur Vorbereitung und zur Wiederholung brauchbar und nöthig dachte. Vor siebenzehn Jahren hatte er, bey der vierten Ausgabe, selbst von einem Plane geredet, die Rechtsgeschichte ganz anders zu bearbeiten, nämlich seine Absicht war damals, auch noch eine Reihe von größern und kleinern in die Rechtsgeschichte einschlagenden Aufsätzen, etwa in Gestalt eines Wörterbuchs, neben seinem Lehrbuche zu schreiben. Seitdem er nun aber vollends es aufgegeben hat, dieses Vorhaben selbst auszuführen, mußte es ihm lieb seyn, wenn dieß von Jemand anders geschah, da die ältern Bücher, z. B. das *Bachi*sche, auf welches er sonst verwiesen hatte, in ihrer bisherigen Gestalt schon wegen der neu entdeckten Quellen gar zu wenig zureichen. Zu diesen allgemeinen Betrachtungen kam nun bey dem gegenwärtigem Buche noch der besondere

Umstand, daß ein Paar Freunde des Unterzeichneten, deren Verdienste um die Rechtsgeschichte er sehr hochschätzte, ihm davon in Beurtheilungen, die nicht durch Rücksicht auf Öffentlichkeit verdächtig scheinen konnten, einen sehr vortheilhaften Begriff gemacht hatten. Einer derselben meinte sogar, durch dieses Buch würde nun die zweyte Auflage von Herrn D. N. Schwepens Rechtsgeschichte wohl die letzte bleiben, und da der Unterzeichnete eben nicht Ursache hat, zu wünschen, daß ihn die Nachwelt nach dem, was Herr D. N. S. von ihm sagt, beurtheilen möge, so mußte ihm diese Ansicht allerdings sehr angenehm seyn, zumal der, von welchem sie herkommt, den Herrn D. N. nie, wie dieser es nennt, „angefeindet“ hat, also auch nie von ihm „angefeindet“ worden ist.

Um nun von dem Buche selbst, nachdem es der Unterzeichnete durchgelesen hat, Nachricht zu geben, so kommen zuerst zwey Puncte in Betracht, nach welchen man jetzt bey jeder Geschichte des Römischen Rechts fragen muß, und bey welchen der Unterzeichnete nicht weiß, werden es die meisten Leser für ein Verdienst oder für einen Fehler des Buches an sich, und in Beziehung auf ihn, für eine Empfehlung oder für einen Tadel von seiner Seite ansehen, wenn er sagt, sie sind Beide anders als in seinen eigenen Lehrbüchern. Der Erste dieser Puncte ist denn, daß auch hier keine allgemeine Zeiträume gemacht, sondern alle einzelne Lehren von den ältesten Zeiten bis auf Justinian herabgeführt sind; oder wenn man dieß nach Mustern bezeichnen will, so heißt es, es sind lauter geschichtliche Erörterungen einzelner Lehren, wie wir einigermaßen schon bey den Alten, etwa in ihren Institutionen freylich nur sehr dürftige Beyspiele davon haben, wie es aber besonders in den drey letzten Jahr-

hundertten so viele historische oder chronologische Monographien gibt, und wie seit Heineccius noch immer eine Menge Bücher, besonders sogenannte Grundrisse, und eine Menge Lehrer sie vorziehen; aber keinesweges eine Geschichte des Ganzen, wie denn doch, man könnte sagen, seitdem die Welt steht, eine jede Geschichte geschrieben worden ist. Schon bey den fünf Büchern Mosis ist es dem Verfasser nicht eingefallen, erst Alles, was er von Gott zu sagen hatte, dann etwa, was die Menschen betraf, besonders das Volk Gottes, ferner die Länder, Städte, Flüsse, Meere, und endlich die Begebenheiten, z. B. Gesetzgebung, Kriege, Familiengeschichten u. dgl. immer eines nach dem andern, von der Schöpfung an bis zu Moses Tode jedes einzeln zu erzählen, und aus einer beliebigen Zahl solcher einzelnen Geschichten das Ganze zusammenzusetzen. Wer diese Vergleichung der einen in der Geschichte des Römischen Rechts Statt findenden Lehrart liest, dem muß es fast unbegreiflich vorkommen, wie gerade nur in diesem Theil der Geschichte sie sich hat geltend machen und noch neben der andern, die sonst in allen Theilen der Geschichte vorkommt, sogar mit ziemlichem Glück, hat erhalten können? Die Sache scheint aber dem Unterzeichneten sehr einfach daher zu kommen, weil (oder wer es lieber hört: daß) es den meisten Menschen, welche etwas von der Geschichte des Römischen Rechts hören oder lesen wollen, nur darum zu thun ist, von dieser oder jener einzelnen Lehre einige historische Nachrichten zu erhalten, und selbst diese eigentlich nur, weil man sie bey dem heutigen Recht gewissermaßen ihnen einschwärzt; keinesweges aber von dem Zustande des Römischen Rechts zu irgend einer Zeit einen klaren Begriff zu haben. Allerdings kommt dabey außer der gewöhnlichen,

und so natürlichen Vorliebe für das unmittelbar Anzuwendende auch noch der Umstand gar sehr in Betracht, daß unsere Nachrichten zu einer vollständigen innern Geschichte des Römischen Rechts so gar dürftig sind, weswegen der Unterzeichnete schon längst den Wunsch von Leibniz für unerreicht gehalten hat, was ihm denn erst neulich wieder bey dem gewiß vielen Lesern entweder schon aufgefallenen oder in Zukunft auffallenden Tadel, welchen Herr Prof. Gans über Savigny's Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter ausgesprochen hat, ins Andenken zurückgerufen worden ist. Eine solche innere Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter, wie dieser Mitarbeiter der *Berlinischen Jahrbücher* sie wünscht, hat Savigny freylich nicht geliefert; sie wird aber auch so wenig je geliefert werden können, als z. B. irgend eine Geschichte, in welcher auf jede Frage eine Antwort gegeben würde, zumal wenn es eine auf historischen Zeugnissen beruhende, und alle Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten, wie Etwas sich leicht zuge tragen haben könnte, ausschließende Antwort seyn soll. — In diesem Stücke stimmt also Hr. Prof. B. mit dem Herrn Dr. Schwepppe und nicht mit dem Unterzeichneten überein; desto schlimmer für diesen, kann man sagen, da nun also noch eine Stimme mehr gegen ist; auf der andern Seite aber auch desto besser für diesen, da sein Buch nach einem ganz andern Plane geschrieben ist, als das gegenwärtige, und also um so weniger geradezu durch dasselbe verdrängt werden wird.

Der zweyte Punct betrifft die Ordnung, in welcher die einzelnen Lehren, es sey nun in jedem Zeitraume von Neuem oder nur ein einziges Mal, weil jede nur ein Mal vorkommt, auf einander folgen, das heißt, nach des Unterzeich-

neten Ansicht, ob die Ordnung der Römer, um deren Material es uns zu thun ist, also auch die Form ihrer Bücher und Vorträge, es seyen die für die ersten Anfänger, wo von Allem nur die Anfangsgründe vorgetragen werden, kurz das Institutionen-System (ein Wort, bey welchem das „sogenannt“ wohl entbehrt werden kann), oder die Ordnung der größern Werke der Römer, welche der Unterzeichnete nun auch für gar sehr systematisch hält, es mag nun dabey die Lehre von den Verlassenschaften, wie bey den Büchern ad Sabinum vorausgeschickt oder wie bey Denen ad edictum und bey den Digesten erst hinter die Lehre von der Ehe und Vormundschaft gestellt worden seyn, beobachtet ist; oder aber ob ein neuerer Schriftsteller die Lehren so ordnet, wie er glaubt, daß sie in jedem Privat-Rechte am besten auf einander folgen. Darf der Unterzeichnete auch hier in die Zeit zurückgehen, die nun schon ziemlich weit hinter ihm liegt und von welcher manche jüngere Schriftsteller kaum mehr gehört haben, so hatte er in seiner ersten Ausgabe der Rechtsgeschichte das Institutionen-System, so weit er es kannte, beybehalten, d. h. zuerst die Lehre von den Personen, aber nicht als Verschiedenheiten der Menschen, sondern bloß als Verhältnisse, die ohne das Folgende seyn könnten, dann in dem, was er damals mit so vielen Andern das Sachen-Recht, oder, fast bloß auf seine eigene Hand, aber nichts desto besser, das Mein und Dein nannte, wofür nun Andere das Vermögen sagen, mit den drey Abschnitten: 1) Jus in rem (das war damals ein Ausdruck, woran manche einen recht gelehrten Civilisten zu erkennen glaubten); 2) Jus in personam obligatam (fast eben so); und 3) Verlassenschaften, wo die Versehung von 2 und 3 ihm bey weitem nicht durch Florentinus, son-

dern bloß durch Domat eingegeben war, denn die Entdeckung, daß Florentinus hierin sein Vorgänger gewesen sey, wurde beynahe erst ein Menschenalter nachher gemacht. Das dritte war denn der Proceß, denn außer den Actionen, die freylich eine Art von Rechtsverhältnissen sind, kommt ja in den Institutionen auch die Lehre von denen per quos agere possumus und von den Satisfactionen vor, die in keiner Abhandlung des Proceßes fehlen dürfen und bey denen man weder bedachte, wie die unentbehrlichsten Lehren des Proceßes, *jurisdictio*, *forum*, Verhandlung, Beweis, Urtheil doch ganz fehlten, noch wie die, welche da waren, mit den Obligationen zusammenhingen. Schon in der zweyten Ausgabe näherte sich der Unterzeichnete mehr der Ordnung der Institutionen, freylich nur so gut man sie vor der Entdeckung der Institutionen von Gajus kannte, also z. B. so, daß die Civität eine ganz eigene Lehre bey den Personen, so gut wie bey der *capitis diminutio* war. Nur bey dem von der Rechtsgeschichte, seiner Ansicht nach, ganz getrennten Vortrage des heutigen Römischen Rechts, wo so Vieles gerade aus der Lehre von den Personen wegfallen mußte, wagte er es, mit der Lehre von den Sachen anzufangen, von welcher er auch wieder nach Domat die Verlassenschaften ganz trennte, die er hinter die Lehre von den sog. (denn im Römischen Recht ist sowohl *res familiaris*, als *familia*, etwas ganz Anderes) Familienverhältnissen, stellte. Zur Rechtfertigung dieser jetzt so gewöhnlichen, damals aber, so viel der Unterzeichnete weiß, bey dem Römischen Rechte fast ganz unerhörten Ordnung, berief er sich sehr bald auf Etwas, wovon er freylich damals weit weniger wußte als jetzt, nämlich auf die Ordnung der Digesten, deren zweyte und dritte Pars die Rechte an Sachen und die Forderungen ent-

hält, freylich bey beiden nur die Klagen daraus, da die Rechte selbst erst in der sechsten und siebenten Pars neben so vielen Andern nachgetragen worden, und ohne das Pfandrecht; die vierte Pars die Ehe und die Vormundschaft; denn die väterliche Gewalt ist schon in der allgemeinsten Einleitung, d. h. im ersten Buch abgehandelt, beides mit dem Einflusse auf das Vermögen jedoch ohne Todesfall, die fünfte Pars aber die Verlassenschaften. Daß man diese Ordnung auch für das Römische Recht an sich, bey welchem die Lehre von den servi so höchst wichtig ist und fast nothwendig an der Spitze steht, befolgen würde, hatte der Unterzeichnete nie gedacht, und vollends seitdem wir an Gajus die ergiebigste Quelle des alten Römischen Rechts ganz nach der Institutionen-Ordnung haben, wundert er sich, wie man bey der vor etwa hundert Jahren freylich sehr gewöhnlichen Verwerfung des Institutionen-Systems beharren kann, statt dabey bloß einige Lücken zu ergänzen. Herr Prof. Z. ist hierin zwar nicht ganz anderer Meinung; aber doch auch nicht ganz derselben, wie man nach dem, was er, ganz im Sinne des Unterzeichneten, bey Gelegenheit von Gajus sagt, erwarten könnte, denn in der vor uns liegenden Rechtsgeschichte soll nach S. 415: 1) von den Rechts-*subjecten* (bekanntlich einem mehr scholastischen als civilistischen Begriffe, denn bey einem *ius praedii* ist gewiß das *praedium* das *Subject*), hauptsächlich von der Familie und „des historischen Zusammenhangs wegen“, weil das Buch nicht für Anfänger bestimmt sey und weil Ulpian (bey der Ehe) und alle Institutionensysteme (hier ist so genannt am Platze, denn die wahren sind nicht in dem Falle) es thäten, auch von den damit in Beziehung stehenden Verhältnissen des Vermögens, (aber freylich nicht wie es fol-

gerecht gewesen wäre, und wie z. B. das Preussische Landrecht thut, auch die Verlassenschaften, die gewiß bey dem Testamente und ohne Testament mit dem Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern in genauer Verbindung stehen) gehandelt werden; 2) vom Vermögen, wovon hier das Sachenrecht und Foderungsrecht dem so genannten (warum ist nur dieses so genannt?) Erbrechte entgegengesetzt werden; endlich 3) vom Proceß, den der Verfasser theils als die Mittel, theils die ihrentwegen entstandenen Anstalten zur Geltendmachung der rechtlichen Ansprüche beschreibt, was wohl theils die Actionen, theils das gerichtliche Verfahren seyn soll. Die Einwendung aber, welche bey dieser Gelegenheit und als Vorbereitung zu der Lehre von den actus legitimi gegen die von dem Unterzeichneten schon seit der zweyten Ausgabe seiner Rechtsgeschichte S. 87 und seitdem noch mit viel bessern Gründen vorgetragene Erklärung des Institutionensystems aus den drey allgemeinsten Begriffen von Personen, Sachen und Handlungen, gemacht wird, und wie er zufällig findet, schon damals ihm gemacht worden ist, Handlungen kämen ja auch im ersten Theile von den Personen und im zweyten von Sachen vor, kann er nicht gelten lassen, da ja völlig eben so gut man auch bey Sachen und Forderungen von Personen, bey Personen aber und bey Forderungen von Sachen sprechen kann. Die drey Begriffe sind Theile eines, wie man jetzt so oft sagt, organischen Ganzen, und keine Eintheilung von etwas dieser Art wird sich so machen lassen, daß nicht der eine Theil gar oft an den Andern gränzt. Es ist gerade so, wie man bey dem thierischen Körper die Knochenlehre von Der von den Muskeln, Der von den Nerven, Der von den Adern u. s. w. mit allem Rechte trennt, ungeachtet alles Dieses

im lebenden Körper gar sehr mit einander verbunden ist. So kommt, daß man Handlungen vornehmen darf und dadurch eine Eigenschaft aus der Lehre von Personen, oder Eigenthum und ähnliche Rechte aus der von Sachen, erwirbt oder gibt, auch im ersten und zweyten Theile vor; aber erst bey de actionibus (wohin der Verf., man kann jetzt fast sagen: zum seltenen Beyspiele, S. 347 auch die Lehre de obligationibus rechnet) ist von Handlungen die Rede, die (der Obligierte oder der, gegen welchen eine actio Statt findet) thun muß.

Vor der Geschichte der Rechtslehren, von welcher die zweyte Abtheilung des ersten Bandes die Personen enthält, der zweyte Band aber das Vermögen nach den obigen Bestimmungen, und der dritte Band den Proceß (eben so) enthalten wird, geht denn in der ersten Abtheilung des gegenwärtigen Bandes die äußere Rechtsgeschichte d. h. die Geschichte der Quellen und der Bearbeitung vorher, wovon über die Hälfte von S. 190 bis 401 den einzelnen Rechtsgelehrten gewidmet ist.

So viel von dem Plane des Ganzen. Was nun die Ausführung betrifft, so ist das Einzelne mit sehr vieler Belesenheit, besonders in den Schriften der Neueren (mit unter wohl auch Entbehrlichen) ausgearbeitet, und der Verf. braucht sich gewiß nicht, wie Herr Dr. Schweppe, wenigstens in der ersten Ausgabe, damit zu entschuldigen, daß er seine Lectüre nicht schon früher mehr mit Rücksicht auf die Rechtsgeschichte eingerichtet, und erst seit den beiden letzten Jahren Einiges zu künftigem schriftstellerischen Gebrauche notiert hätte; dagegen kann er aber auch nicht wie dieser sein Vorgänger sagen, er habe nicht bloß das Privatrecht, sondern auch das öffentliche Recht (den Civilproceß rechnet er, wie

man wohl thun kann, mit zum Privatrechte) und das Criminalrecht, worin die Rechtsgeschichten zum Erschrecken dürftig seyen, in gleicher Vollständigkeit abgehandelt. Es wird sicher kein Leser seyn, der aus diesem Buche nicht Mehreres lernte, selbst wenn er die ausführlichsten Werke dieser Art schon kennt.

Erinnerungen über einzelne Stellen braucht der Unterzeichnete eben, weil er sich unterzeichnet, und also der Verfasser sie auf eine andere Art von ihm erhalten kann, zu dieser Anzeige, die vielleicht schon etwas lang geworden ist, nicht hinzuzufügen. Ohnehin würden Manche davon nicht bloß den Verfasser, sondern noch gar viele andere Schriftsteller treffen und es hat immer etwas Unangenehmes, wenn ein Einzelner für Alle leiden soll. Nur Eines dieser Art hat das Ohr des Unterzeichneten gar zu oft beleidigt, als daß er es bey dem bewenden ließe, was er freylich schon oft genug darüber gesagt hat, nämlich der Vater heißt in Beziehung auf seinen filiusfamilias, bey den Alten, so viel der Unterzeichnete weiß, durchaus nie, wie hier so unzählige Male paterfamilias, sondern immer pater schlechtweg oder parens, ob er gleich bekannter Maassen auch paterfamilias seyn muß, wenn er die väterliche Gewalt haben will, gerade so wie der Herr eines servus in Beziehung auf diesen nie bloß liber heißt, ob er gleich allerdings auch ein Solcher seyn muß.

Eine Eigenheit des Verf., die er wohl gewiß ablegen wird, sobald man ihn darauf aufmerksam macht und die hier nur um deswillen erwähnt werden mag, damit nicht andere sie, wie es so oft geschieht, nachahmen, ist das Ausrufungszeichen hinter einer Behauptung, die er mißbilligt. Das heißt doch sonst: quae! qualis! quanta! und sicht gegen den bey dem Ausgeschriebenen im Buche beobachteten Ton ab.

Als Probe von eigenen Meinungen des Verf. mag noch angeführt seyn, daß er die potestas von den zwey andern Arten, wie ein Mensch alieno juri subjectus seyn kann, also von manus und mancipium, weit schärfer unterscheidet, als es bisher geschehen ist. In Ansehung des Vermögens sey jedes jus eines Andern das-selbe; aber die Abhängigkeit der Person sey eher bey der potestas mit der Tutel, die ja auch so heiße, als mit manus und mancipium zu vergleichen. Sollte dieß nicht viel mehr daher kommen, daß diese Letzteren sich nicht so lange erhalten haben, als potestas?

Hugo.

B o n n.

In Commission bey Weber: Die Skelete der Strausartigen Vögel, abgebildet und beschrieben von D. E. D'Alton d. J. Der vergleichenden Osteologie (seines Vaters) zweyter Abtheilung erstes Heft. 1827. 18 Seiten mit sieben Kupfertafeln in Queer-Folio.

Es gereicht uns zu besonderem Vergnügen, den Sohn eines wegen der trefflichsten Abbildungen und Beschreibungen der vorzüglichsten Säugthiere der jetzigen und der ehemaligen Welt, berühmten Vaters (man vgl. Anz. 1818. 1822. 23 u. 25), nun auch den gleich wichtigen Zweig der Ornithologie, mit seltenster Kunstfertigkeit bereichern zu sehen. Diese Arbeit erscheint um so verdienstlicher, als sie nicht nur Alles, was wir von Volcher, Coiter, Klein, Meyer, Merrem u. A. besitzen, an Nichtigkeit der Zeichnung und Schönheit des Sticks übertrifft, sondern auch durch die geniale Hinzufügung des schattierten Umrisses der Gestalt des Thieres im Ganzen, das kahle Gerippe gewissermaßen wieder belebt darstellt. Der Vorrede zufolge ist dieses die erste Lieferung eines größeren Werkes, welches in sieben bis acht Abschnitten, die Osteo-

logie der Vögel vergleichend darstellen soll. Gegenwärtigen Prodrromus widmete, der sich ungemain bescheiden und dankbar gegen seine Unterthiger äußernde Verfasser, den Geschlechtern Struthio, Rhea und Casuarius. Von jeder der vier Arten dieser Sippschaft zeichnete er ein vollständiges Skelet, treu nach der Natur, so groß, als zur deutlichen Darstellung der kleineren Theile erforderlich war, nebst Hinzufügung größerer Abbildungen des Schädels und einzelner Knochen des Rumpfes und der Extremitäten, welche er unter väterlicher Anleitung und Beyhülfe auch selbst radierte. **E i n l e i t u n g.** Die Pneumacität der Knochen in Vögeln, unterstütze den Respirationsproceß, und diene nicht bloß um das specifische Gewicht des Leibes, Behufs der Flügel zu vermindern, da die Vögel bereits fliegen können, ehe noch das Mark verschwunden ist. Die meisten Vögelschädel stellten eine liegende Pyramide dar, deren Spitze in den Schnabel fällt, während das Hinterhaupt die Basis bildet, nur wenige haben rundliche Köpfe. Der nun folgenden Schilderung des Vögelgerippes, im Allgemeinen, dienten Meckels Ansichten als Norm. Wenn bey drey Wirbelthierclassen im Skelet, ein Bestreben zur strahligen Ausbreitung der peripherischen Theile des Leibes zum Nutzen des Fluges unverkennbar ist, so zeigt sich bey der vierten Classe, den Vögeln, der Trieb bloß auf das Vorherrschende der Längenausdehnung im Einzelnen gerichtet. Die Beschreibung des Skelets der Straußartigen Vögel handelt in drey besondern Abschnitten vom Kopfe, vom Rumpfe, und von den Gliedmaßen. Von der Rhea, die den niedrigsten Schedel hat, gehe eine Bildungsreihe aus, die sich durch den Strauß an den australischen Kasuar anschließt, von da zum jungen weiblichen asiatischen übergeht und mit dem alten Männchen dieser Art endigt. **Tab. I.** Skelet des Straußes (Struthio Camelus). **II.** Skelet des Nandu (Rhea ameri-

cana): III. Skel. des asiatischen Kasuars (*Casuarus galeatus*. s. Emen.) IV. Skel. des neuholländischen Kasuars (*C. Novae Hollandiae*). Ein ausnehmend schönes Blatt, welches mit der von P. F. de Fremery gelieferten Abbildung desselben Individuums verglichen, sehr auffallend den Vorzug eines Osteologie gründlichst kennenden Zeichners darthut. Auf Tab. V. VI. VII. sind abgebildet, in natürlicher Größe, von oben, von unten und von der Seite, außer den vollständigen Schedeln, der vier Skelette und dem Schedel eines Straußenembryos, einige Knochen der jungen Rhea und des Straußenembryos, die Zungenbeine, der Flügel des gemeinen und die Hand des neuholländischen Kasuars, nebst den Becken und noch andern einzelnen Knochen derselben. Dem talentvollen jungen Hrn. Verf., wünschen wir um so mehr, höhern Ortes, Begünstigung zu finden, als sein kostbares Deutschland Ehre bringendes Unternehmen, ernste Förderung der Wissenschaft redlichst beabsichtigt, und die Zartheit des Stiches der Kupferplatten auf keinen sonderlichen Geldgewinn zu rechnen gestattet.

G ö t t i n g e n.

Bey Bandenhoeck u. Ruprecht: *Observationes anatomicae de Distomate hepatico et lanceolato ad Entozoorum humani corporis historiam naturalem illustrandam scripsit Dr. Eduardus Mehlis*, mit einem schönen, in der bekannten Bremserischen Manier, zu Wien von Zehmayer und Zehner gezeichneten, und von Mansfeld in schwarzer Kunst gefertigten, ausgemalten Kupfer. 1825. 42 S. in Folio. Dieses herrliche Seitenstück zu Westrumb's *Commentatio de Helminthibus acanthocephalis* (S. Anz. 1823 St. 195) ist, wie billig, vom Verf. seinem väterlichen Freunde, Herrn Dr. Bremser gewidmet, der ihn, nebst Hrn. Dir. von Schreiber's bey der Ausarbeitung desselben großmüthig unterstützte. Die zwey

auf dem Titel genannten Species von *Distoma* wurden als Repräsentanten des ganzen Geschlechts ausgewählt, sowohl wegen ihrer Größe, als wegen ihres häufigen Vorkommens, in Schaaßen und Lchsen, und ihrer dadurch erleichterten Untersuchung im lebenden und frischen Zustande. Bojanus' Schilderung der Structur dieses Wurmgeschlechts könnte sonach durch diese Beschreibung vervollständigt werden. Cap. I. De *Distomate hepatico et lanceolato generatim*. Enthält die Litteratur, die Synonymien, und allgemeine Beschreibung derselben. Es gebe zwey verschiedene Species, eine größere und eine kleinere. Merkwürdige Krankengeschichte einer dreyßigjährigen Frau zu Clausthal, welche sowohl von unten als von oben nach vielem Leiden noch lebendige *distomata* von sich gab. Die *distomata hepatica* haben ein flüchtigeres Leben, als die *lanceolata*. Ihre Bewegungen scheinen träge. Cap. 2. De cute et acetabulis suctoriis. Der Vf. hat in diesen Würmern Muskelfasern wahrgenommen, auch sie unter Wasser gebracht anschwellen gesehen. Cap. 3. De Apparatu nutritionis. Genau mit unvergleichlichen Abbildungen erläutert. Cap. 4. De Nervis. Er stimmt Gaede und Rudolphi bey, daß diejenigen Theile, welche H. Otto für Nerven hielt, wahre, mit einer Flüssigkeit gefüllte Kanäle seyen, und zu den Geschlechtstheilen gehörten, und erkennt dagegen dasjenige Paar Fäden für Nerven, welche sich zu beiden Seiten des Mundes hinabziehen, und denen gleichen, welche Bojanus in *Amphiostroma* naturgemäß für Nerven erklärt. Cap. 4. De apparatu generationis et ovis. Diese Doppelmäuler (*distomata*) sind nicht von verschiedenem Geschlechte, sondern besigen sowohl männliche als weibliche, jedoch vollkommen von einander gesonderte, Geschlechtstheile. Apparatus genitalis virilis componitur organis semen parantibus, vesicula id asservante et

in actu venereo ejiciente, pene tum emittendo, tum retrahendo, et receptaculo vesiculam seminalem penemque retractum continente. In Ansehung der weiblichen Theile wird folgender Satz gründlich commentiert: Ova immatura in utraque indagata Distomatum specie, in marginibus corporis recondita sunt, inde per ductus tenues ad partem quandam ovatam vel globosam, in medio corpore sitam deferuntur, tum in uterum longissimum et mire flexuosum transeunt et matura denique proxime penem pariuntur. Cap. 6. De coitu et partu. Es sey noch unentschieden, utrum coitus partum praecedat ovaque in utero foecundentur, an ea intra ipsum partum demum, spermate virili superfuso, vivescant, vermesque simul unoque tempore et coeant et ova pariant. Außgemacht sey es aber, daß sie Eyer legen und nicht lebendige Junge gebähren. Cap. VII. De incremento et aetate Distomatum. Der Verfasser fand diese Würmer von sehr verschiedener Größe, die kleineren meist mit unvollkommenen oder unreifen Geschlechtstheilen, kann aber die Distomata lanceolata nicht für Junge (pultos) der hepaticorum mit Zeder, Rudolphi und Bremser halten. Er gibt genau die Abweichungen in der Gestalt der Theile an, welche ihn bestimmen, sie für zwey besondere Species zu erklären. Pulli autem utrorumque aetate minimi, sicut tot aliorum Entozoorum, nondum observati. Auch dem Ref. schien es von jeher merkwürdig, daß die Eingeweidewürmer, gewöhnlich von so ziemlich gleichem Alter, wenn man nach der Größe urtheilen dürfte, angetroffen werden. Die Erklärung der köstlichen Tafel beschließt diese durchaus originelle treffliche Monographie.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

64. Stück.

Den 21. April 1827.

L o n d o n.

John Murray, Albemarle Street. 1825:
The evidence taken before the select committees of the Houses of Lords and Commons, appointed in the sessions of 1824 and 1825, to inquire into the state of Ireland. 580 S. in Octav.

Beide Häuser des Parlaments in England ernannten bekanntlich in den Jahren 1824 und 1825 eine Committee aus ihren Mitgliedern, den Zustand von Irland zu untersuchen. Diese Committee beorderte Irländer aus dem catholischen geistlichen Stande, angesehene Gerichtspersonen, Güterbesitzer und Kaufleute aus Irland nach England, die von ihr mündlich über die verschiedenen Gegenstände ihrer Untersuchung befragt wurden. Der sehr voluminöse Bericht der Committee der wörtlich ihre Fragen und deren Beantwortung enthält, ist dem Parlamente vorgelegt, und in den Parliamentary records abgedruckt worden. Auch haben die Englischen Zeitungen einige Bruchstücke aus selbigem geliefert. Der

R [3]

Buchhändler John Murray hat nun die Speculation unternommen, aus diesen Actenstücken diejenigen Fragen und Antworten, die insbesondere auf die Catholic Question Bezug haben, besonders abdrucken zu lassen. Indessen sind es diese nicht allein, die in diesem Auszuge enthalten sind; die gerichtlichen und Handelsverhältnisse sind im Wesentlichen mit aufgenommen, und in den Noten zu den Minutes of evidence sind immer die Ursachen bemerkt, weshalb Auslassungen geschehen sind. So ist z. B. alles was auf die Tithe-Act Bezug hat, nicht aufgenommen, weil diese schon während des Abdrucks der evidence eine Abänderung erlitten hat. Die große Theilnahme, die das Schicksal der Catholiken in Irland, denen das Englische Gouvernement beharrlich die Gleichstellung der Rechte, mit den Protestanten in den vereinigten Reichen Großbritannien und Irland, verweigert, im gebildeten Europa mit Recht erregt hat, wird dieser Sammlung der Aussagen von respectablen Individuen unter dieser unterdrückten Klasse, ein lebhaftes Interesse geben. Man muß der Bemühung der Committee des Parlaments, die Wahrheit zu erforschen, und der Aufrichtigkeit, mit der die vor ihre Schranken geforderten Irländer ihre Ansichten dargelegt haben, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ueber die Frage: ob auch die so zahlreiche Klasse der ganz unvermögenden Irändischen Catholiken lebhaft fühle, daß sie mit den Protestanten nicht gleiche Rechte genösse, wenn gleich dieser Umstand, vermöge ihrer individuellen Lage auch keine unmittelbare nachtheilige Folge auf ihre Person habe? ist die einstimmige Antwort aller Befragten, daß dieses im höchsten Grade der Fall sey und wird hinzu gesetzt: die Insolenz der Protestanten erinnere sie täglich an ihren gedrückten Zustand. Die gebildeten Klassen der Ca-

tholiken können zu sehr vielen Bedienungen gar nicht gelangen, worunter vorzüglich alle Gerichtsstellen gehören; nicht einmal die untergeordnete Stelle eines Sheriffs (Maire, Ortsvorsteher) können sie bekleiden. Die Frage ob Catholiken hohe Stellen in der Armee oder Flotte bekleiden können, scheint bey der Dunkelheit der darüber bestehenden Gesetze, unentschieden zu seyn, denn sie wird von einigen der Befragten bejaht, von andern verneint. Bis jetzt ist kein Catholik zu solchen hohen Posten gelangt. Mehrere der Befragten behaupten, daß verschiedene Acten, die zu Gunsten der Catholiken in der letzten Zeit im Englischen Parlamente erlassen worden, in Irland noch nicht in Kraft getreten sind, und dort die alte Weise noch vorherrschend sey. Die Hauptklage der Catholiken, worin sich alle übrigen auflösen, ist: von Stellen im Parlamente ausgeschlossen zu seyn. Sehr viele Catholiken besitzen vermöge des Eigenthums von kleinen Grundstücken oder auch von Häusern, das Wahlrecht zu Parlamentsstellen, das sie natürlicherweise zu Gunsten ihrer Glaubensgenossen anwenden würden, wenn diese zu einem Parlamentsitz fähig wären. Eine große Besorgniß der Protestanten scheint zu seyn, daß alsdann das Parlament mit catholischen Mitgliedern überladen werden könnte. Daher ist in dieser parlamentarischen Untersuchung oft von der Nothwendigkeit die Rede, im Fall daß die Emancipation zugestanden würde, das Wahlrecht an Bedingungen zu knüpfen, die die zu besorgende überwiegende Anzahl der zur Wahl Berechtigten unter den Catholiken im Vergleich mit den Protestanten in Irland vermindern. — Es geht aus mehreren Aussagen hervor, daß sich seit einigen Jahren ein Mann Namens Pastorini unter den Catholiken, zum Propheten aufgeworfen hat. Die catholischen Priester leugnen, daß

diese Prophezeihungen viel Glück gemacht haben, räumen aber ein, daß der Glaube an Wunderwerke, sogar unter sehr respectablen Mitgliedern ihrer Gemeinden, viele Anhänger fände; sie geben als Grund dieser Verschiedenheit des Nichtglaubens an erstere und des Glaubens an letztere an, daß die Kirche diese, aber nicht jene sanctioniert habe. Die in neueren Zeiten in Irland angeblich geschehenen und von den dortigen Catholicen geglaubten Wunder, sind alle im Geiste derjenigen, die Fürst Hohenlohe in Deutschland verrichtet zu haben glaubt. Die angeblichen Wunder dieses Fürsten werden in dem catholischen Irland gleichsam als ein Glaubensartikel angenommen. — Die bedeutendste Summe Geldes, die in neueren Zeiten aus dem Auslande nach Irland zu dem Zwecke, für die Ausbildung der Jugend verwandt zu werden, gekommen ist, haben die Jesuiten mitgebracht, die ein Haupt-Collegium in Clongowes gebildet haben, das schon viele Unter-Collegien errichtet hat. Daß die Jesuiten in kurzer Zeit einen großen Einfluß in Irland erhalten werden, liegt bereits klar am Tage. Die Erziehungs-Institute der Jesuiten habe die Bildung der Candidaten, für ihren Orden nur als untergeordneten Zweck; die Bildung der catholischen Jugend überhaupt, ist der Gegenstand ihrer Bemühungen. Dhngefahr 200 zum geistlichen Stande bestimmte junge Irländer erhalten ihre Bildung in Frankreich. Es leidet keinen Zweifel, daß das Französische Gouvernement seit einigen Jahren eine vorzügliche Aufmerksamkeit auf die Catholicen in Irland richtet, und aus Frankreich Geld-Beyträge kommen. — Obgleich die catholische Kirche in Irland die Hierarchie behalten hat, so ist es doch, der sonst bestehenden Regel zuwider, schon seit langer Zeit von den Päbsten als ein Missionsland (wie Preußen noch

vor kurzem war) behandelt worden. Als Missionsland gehöre Irland der Congregatio de Propaganda fide an, und als solches übt der Papst über die Ernennung der catholischen Geistlichkeit in diesem Lande viel größere Rechte aus, als ihm in andern catholischen Ländern zustehen. In Frankreich z. B. ernennt der König die Bischöfe; in Irland hat der Papst das Recht alle höhere geistliche Stellen, ohne die Irändische Geistlichkeit zu Rathe zu ziehen, zu besetzen. So lange die königliche Familie der Stuarts noch vorhanden war, war der Papst gezwungen, diese bey seinen Ernennungen zuvor zu befragen, weil den Königen von England, so lange sie sich zur catholischen Religion bekannten, das Recht, die höhere catholische Geistlichkeit zu ernennen, zustand; nach dem Tode des letzten Prätendenten, (der unter andern den Bischof von Ossory ernannte) sieht der Papst dieß Recht als ihm anheim gefallen an. Während der letztverstorbene Papst, als Gefangener in Französischen Händen war, hatte er einem Geistlichen in Rom, Namens Quarantotti die Macht übertragen, in seinem Namen die geistlichen Angelegenheiten in Irland zu verwalten; dieser erließ mehrere Verfügungen, denen sich die Geistlichkeit in Irland aber nicht unterwerfen wollte. — Der Papst kann sich nur in geistliche Angelegenheiten in Irland mischen; der catholische Titular-Bischof, Dr. Doyle räumt aber selbst ein, daß das Spirituelle mit dem Temporellen nicht selten so vermischt sey, daß eine Einmischung des Papstes in das Temporelle nicht ganz vermieden werden könne; als z. B. bey Heirathen unter Blutsverwandten, bey welchen der Fall eintritt, daß die Vorschriften der catholischen Kirche nicht mit den Gesetzen des Landes in Uebereinstimmung stehen. Der nämliche Bischof leugnet, daß in der letzten Zeit Ablässe (Indul-

genaces) in Irland ertheilt worden wären; Absolutionen für begangene Verbrechen kann jeder Priester ertheilen, jedoch diejenigen Verbrechen ausgenommen, von welchen zu absolvieren, die Bischöfe oder der Papst sich das Recht vorbehalten haben. Der Priester darf das ihm im Beichtstuhl Anvertraute, unter keinerley Vorwand offenbaren, selbst wenn es Hochverrath beträfe. — Die Catholiken müssen die protestantischen Geistlichen bezahlen, die protestantischen Kirchen und Schulen auf ihre Kosten bauen und reparieren, wenn auch gleich die protestantische Gemeinde nur aus wenigen Familien besteht, ihre eigene Geistlichkeit aber aus eigenem Vermögen erhalten. Daher ist die Einnahme der letztern so geringe, daß ein Priester oft drey und mehreren Kirchspielen vorstehen muß, um nur ein nothdürftiges Auskommen zu haben. Nur Personen aus den untersten Klassen weihen sich dem Priesterstande. Man sieht oft in England junge Burschen von Haus zu Haus betteln, eine kleine Summe zusammen zu bringen, um die zu ihren geistlichen Studien erforderlichen Geldmittel zu erhalten. Dieser Mangel an Bildung erzeugt die große Unwissenheit vieler catholischen Geistlichen in Irland. Mit den Schullehrern sieht es noch schlimmer aus. Der größte Theil der Gemeinde ist so arm, daß er dem Schulmeister die Mittel zu seinem Unterhalte nicht geben kann und dieser oft selbst von Almosen lebt. Man denke sich eine Höhle (wirklich werden diese Hütten nicht house sondern cavern genannt) von Leim, mit Stroh und zwar so schlecht gedeckt, daß jeder starke Regen durchbringt, statt alles Hausgeräthes ein schlechter Tisch und eine eben so schlechte Bank, einen eisernen Topf, die Kartoffeln darin zu kochen, und einen Milchtopf; ein Strohlager, selten eine Decke, fast niemals ein Bettlaken. Die ganze

Familie schläft auf diesem Strohlager in dem Raum, der von dem Feuerheerd abgesondert ist und Stube genannt wird; jedoch sind die beiden Geschlechter während der Nacht, durch eine hölzerne Wand, die am Tage weggenommen wird, von einander abgesondert. Wenn es kalt ist, schläft jeder in seinen Kleidern, bestehend in Weinkleidern und Camisöblern von Fries; ein Mantel aus Lumpen zusammengesetzt, vervollkommt diesen Anzug, der nicht abgewechselt werden kann, weil kein zweyter vorhanden ist. Strümpfe werden selten getragen. Nur während eines kleinen Theiles des Jahrs, essen diese Armen zu ihren Kartoffeln saure Milch, außerdem sind sie bloß auf diese und Wasser beschränkt. — Der Catholik der untersten Classe besitzt kein Land-Eigenthum; er miethet einen Fleck Land, der so viel produciert, als hinreichend ist, ihn und seine Familie mit Kartoffeln das ganze Jahr zu ernähren. Die Miethe für das Land verdient er durch seine Arbeit ab. Ist er einigermaßen in erträglichen Umständen, so hält er sich ein Schwein, aber mehr in der Absicht es zu verkaufen, als es selbst zu verzehren. Der Mangel an Arbeit ist so groß, daß der Irländische Tagelöhner in den meisten Districten wegen der durch die starke Volksmenge veranlaßten Concurrnz nur auf so viele Tage Arbeit zu erhalten rechnen kann, als der Verpächter seines Kartoffellandes glaubt hinreichend zu seyn, das Miethegeld für selbiges dagegen in Abrechnung bringen zu können. Auf Arbeit für das ganze Jahr kann von 20 Tagelöhnern nur etwa einer rechnen. Eine sehr gewöhnliche Erscheinung ist, den Mann den größten Theil des Tages im Bette liegend zu finden, während sein Weib und Kinder die umliegende Gegend durchziehen, um einige Nahrungsmittel für das Bedürfniß des Tages durch Betteln zu

sammeln. Baares Geld durch seine Arbeit zu gewinnen ist nicht anders möglich, als durch den Verkauf des Schweins, mit dem er seine Nahrung theilt. Ist er nicht im Stande seine Pacht durch Arbeit abzuverdienen, oder zu bezahlen, so vertreibt ihn der Vermiether aus seiner Hütte, und er wandert nun als Vagabond mit seiner Familie im Lande herum, bis er irgendwo aus Mitleiden bey einem andern Catholiken, der seine Hütte mit ihm theilt, ein Unterkommen findet. Zum Unglück ist das mehrste Grundeigenthum schon an sechs bis sieben Unterpächter verasterpachtet, ehe es in die Hände desjenigen Usterpächters kommt, der es in kleinen Parcelen an die Armen zuletzt verasterpachtet. Alle diese wollen auf ihren Pacht-Contract gewinnen, und der letzte Usterpächter muß gemeiniglich selbst eine so hohe Pacht entrichten, daß er das Land den armen Tagelöhnern nicht zu einem mäßigen Pacht-Preis lassen, auch bey rückständiger Pacht keine Nachsicht gewähren kann. Die beiden Gesetze, nach welchen der Usterpächter sich für die rückständige Pacht an der Erndte, wenn sie noch auf dem Felde steht, schadlos halten kann, und dann dasjenige, nach welchem dem Grund-Eigenthümer das Recht zusteht, einem Tagelöhner die Wohnung auf seinem Grund und Boden aufzukündigen, sind oft die ersten Veranlassungen zu innern Unruhen in Irland. Unerachtet dieser schrecklichen Lage, nimmt die Bevölkerung auf eine sehr beunruhigende Art zu. Die Sorge, wie er seine Familie kleiden und ernähren soll, kummert den Irländer nicht. Frühzeitig verheirathet er sich und eine zahlreiche Nachkommenschaft ist auf das Betteln zu ihrem Unterhalte angewiesen. Der Titular-Bischof von Tuam, Dr. Kelly, bezeugt, daß in denjenigen Districten, wo die ärmere Klasse der Catholiken am wohlhabendsten ist, als z. B.

in der Graffschaft Mayo, verhältnißmäßiger weniger Heirathen geschlossen werden, und die Population geringere Fortschritte macht, als in den ganz armen Gegenden. Die arme Klasse ist der Regel nach am glücklichsten, wenn der Grundeigentümer selbst auf seinem Gute wohnt, und es selbst administriert; etwas erträglicher ist gewöhnlich sein Loos, wenn der Herr von Zeit zu Zeit seine Güter in Person besucht. Unter den Güterbesitzern die immer in Irland leben, zeichnet sich vorzüglich der Lord de Vesci aus. Er hat auf seinen Gütern keine eigentliche Arme, aber er verstattet auch nicht mehreren Tagelöhnern eine Wohnung auf selbigen, als denen er bleibende Arbeit geben kann. Empfehlungswerth wie dies Beyspiel ist, so erregt doch die Frage große Beunruhigung: was soll aus der großen Zahl derer, für die nicht hinlänglich bleibende Arbeit ist, werden, wenn alle Güterbesitzer diesem Beyspiele folgen wollten? Die Lage der Tagelöhner ist vorzüglich auf denjenigen Gütern beklagenswerth, die schon seit einer Reihe von Jahren in Pächters Händen gewesen sind, ohne daß der immer abwesende Herr sich anders um selbige bekümmert, als sie nur so hoch als möglich zu verpachten, und die hohe Pacht zur rechter Zeit zu erhalten. Dieß ist der sich am häufigsten zutragende Fall, und die abwesenden catholischen Grundeigentümer sind in der Regel gegen die catholischen Tagelöhner nicht nachsichtiger, als wenn das Gut in protestantischen Händen ist. — Der Irländische arme Catholik hat die Ueberzeugung, daß er bey einem Rechtshandel mit einem Protestanten nie Recht erhalten könne. Der protestantische Richter, behauptet er, verläßt seinen Glaubensgenossen nicht. In den Ausfagen vor der parlamentarischen Commitee, sind mehrere Beweise der Wahrheit dieser Behauptung zur

Sprache gekommen, die allerdings große Parteylichkeit verrathen. Allein die vorzüglichste Ursache warum der Arme in Irland von dem Richter keine gesetzliche Hülfe gegen Bedrückung erhalten kann, ist: er hat kein Geld das Stempelpapier zu bezahlen, ohne welches er seine Klage dem Richter nicht vortragen kann. So nachtheilig wirkt die Stamp duty auf das Schicksal dieser Unglücklichen. — Die Penal Laws sind nicht weniger nachtheilig für die Catholiken. In dem höchsten Gerichtshofe zu Dublin herrscht nach mehreren Angaben der Befragten Parteylichkeit für die Protestanten. Der Parteygeist in Dublin spricht sich bey allen Veranlassungen aus. „Niemand, sagt Mr. O'Connell unverholen, kann gegenwärtig Sheriff in Dublin werden, der nicht vor seiner Ernennung sich verbindlich macht, in politischer Hinsicht feindselig gegen die Catholiken handeln zu wollen. Um das Gehässige dieser Anklage ganz zu fühlen, muß man sich erinnern, daß Protestanten die Sheriffs ernennen, daß nur Protestanten diese Stellen bekleiden können, und daß von diesen die Juries aufgefördert und formiert werden. — Die catholischen Kaufleute in Dublin beklagen sich, daß sie, obwohl Mitglieder der Bank, nie zu den einträglichen und großen Einfluß habenden Posten der Bank-Directoren erwählt werden; sie klagen, daß bey dem jetzigen unruhigen Zustande von Irland ihr Kredit so sehr leide, daß kein Englischer Kapitalist es wage, sein Kapital in Irland anzulegen; daß die Englischen Fabriken und Manufacturen die Irländischen nicht aufkommen lassen.

Wir glauben diesen kurzen Auszug hinreichend, unsere Leser auf die Wichtigkeit und Reichhaltigkeit der in diesen Evidences enthaltenen Notizen über die innere Lage von Irland aufmerksam zu machen. Ueber die große Frage in Bez

treff des Nutzens und der Folgen der Emancipation selbst, sind die Meinungen unter den in Irland wohnenden Protestanten und den Catholicen, so wie beider Parteyen unter sich, höchst verschieden.

In den am mehresten cultivierten Districten Irlands, wo es wenige ganz arme Catholicen gibt, und beide Religions-Parteyen in ziemlicher Einigkeit leben, haben viele Protestanten nichts dawider, daß den Catholicen völlige Emancipation, d. h. gleiche Rechte und Freyheiten, wie die Protestanten solche genießen, zugestanden werde, jedoch erklären die mehresten unter diesen, der Weisheit des Englischen Parlaments die etwa nöthigen Einschränkungen ganz anheim stellen zu wollen. Dagegen behaupten die Protestanten, die Besorgnisse für die Folgen hegen, daß die Emancipation nur gegen Leistung von was sie Securities nennen, zugestanden werden dürfe. Unter Securities werden Einschränkungen und Modificationen verstanden, die in der gegenwärtigen Sitzung des Englischen Parlaments ausführlich zur Sprache gebracht sind. Eine dritte Parthey Protestanten, wozu vorzüglich die sogenannten Orangemen, deren Zahl auf 25,000 Individuen angegeben wird, gehören, wollen den Catholicen gar keine Rechte zugestehen; es soll alles so bleiben, wie es gegenwärtig ist.

Die Catholicen selbst wünschen (wenn die Furcht, daß, indem sie alles verlangen, sie nichts erhalten würden, sie nicht zu einigen Einschränkungen geneigt macht) unbedingte Emancipation. Den Einwurf, daß, wenn gleich anerkannt nur der wohlhabende Theil der Catholicen durch eine Gleichstellung mit den Protestanten gewinnen würde, die unglückliche Lage der armen Catholicen nicht dadurch verbessert werde, als zu deren Besten die Emancipation vorzüglich verlangt wird, können

sie zwar nicht ganz widerlegen, suchen ihn jedoch zu umgehen. Die Erklärungen der Catholiken sind im Wesentlichen darin übereinstimmend: die Emancipation würde dem Religionshatz, und der daraus entstehenden feindseligen Stimmung in Irland ein Ende machen; Protestanten und Catholiken würden nun sich einer verbesserten Cultur des fruchtbaren Bodens und der Benützung der großen Hülfquellen Irlands, ohne Störung und gemeinschaftlich unterziehen; der Englische Capitalist würde seine Capitalien dann ohne Furcht, zu seinem und der Irländer Interesse in Irland anwenden; der Irländer, gleichviel, ob reich, oder arm, würde nun ein weites Feld für seine Talente finden, würde die Bahn der Ehre und des Glücks verfolgen können, die ihm jetzt verschlossen sey; Irland könne dann das blühendste und glücklichste Land in der Welt werden. — Der aufgeklärte Theil der Catholiken sieht indessen wohl ein, daß eine conditional emancipation, nicht ganz zu vermeiden sey; sie räumen ein: das Englische Gouvernement sey berechtigt, die nämliche Macht, die es über die Englische Kirche ausübt, über die catholische zu verlangen. Der Vorschlag dieser Catholiken ist, England soll, nach dem Beyspiel von Preußen, ein Concordat mit dem Papst abschließen. Eine andere Aufgabe, wie soll es bey gemischten Ehen, vorzüglich in Betreff der Religion der Kinder gehalten werden? bietet hier noch mehrere Schwierigkeiten dar, als im übrigen Europa, weil in Irland auch die Protestanten Proselyten zu machen suchen. — Der dritte wichtige Punct ist: werden die Catholiken durch die Emancipation von Zahlung der Gehalte der protestantischen Geistlichen und Schulmeister und der Erhaltung der Kirchen- und Schul-Gebäude, so wie von den Zehnten an die protestantische Geistlichkeit

und Kirche befreuet? Aus mehreren Ausfagen geht hervor, daß viele Catholiken, obwohl mit Unrecht, diese Befreyung als eine unausbleibliche Folge der Emancipation ansehen. Diese Leistungen ruhen auf dem Grundbesitz der Catholiken, und es läßt sich nicht wohl einsehen, mit welchem Rechte sie erwarten können, daß der Staat ihnen diese Lasten abnehmen soll, da er dieses zu Gunsten der protestantischen Unterthanen nicht thut. Diejenigen Catholiken, welche die Billigkeit, diese Abgaben ferner zu leisten, anerkennen, behaupten, daß eine große Zahl geistlicher Pfründen, Pfarrstellen und Kirchen der Protestanten in Irland eingehen könnten, nämlich an solchen Orten, wo entweder gegenwärtig keine protestantische Gemeinde mehr ist, oder die nur noch aus wenigen Individuen besteht; sie erklären eine große Zahl der geistlichen Stellen, als bloße Sinécuren für die Englische Geistlichkeit, und leiten daher den großen Widerstand ab, den diese gegen die Emancipation leisten. Man muß, sagen sie, um dem Staate die Entschädigung zu ersparen, diese geistliche Sinécuren aussterben lassen. Aber wird die Englische Geistlichkeit, die im Oberhause ein so starkes Wort mitzusprechen hat, sich diesen Verlust ihrer Revenüen gefallen lassen? Die vierte Aufgabe: soll nach der Emancipation die catholische Geistlichkeit ferner von ihren Gemeinden oder auf Kosten des Staats, bezoldet werden, wird verschiedentlich beantwortet. Einige dringen bestimmt darauf: daß der Staat nicht nur die ganze Bezahlung der jetzigen catholischen Pfarrer und Schullehrer übernehmen, sondern auch deren Gehalte verbessern, und überdieß noch mehrere Stellen der Art creiren und auf eigene Kosten neue Pfarren, Kirchen und Schulen stiften soll; sie dringen auf Anlegung von Collegien für die Bildung der höheren ca-

tholischen Geistlichkeit. Andere, und unter diesen einige catholische Titular-Bischöfe sehen in diesen Einrichtungen eine große Gefahr für die Reinheit der catholischen Glaubenslehren. Gut dotirte Pfarrer und Schullehrer würden sich, wie es mit denen der Englischen Kirche der Fall sey, dem Wohlleben überlassen, und sich um die ihrer Seelsorge anvertraute Heerde gar nicht bekümmern. Und doch sey es bey der in Irland herrschenden Armuth dort mehr als anderswo Noth, daß Pfarrer und Schullehrer die Lage der Pfarrkinder theilten, und zu einer sorgfältigen Beobachtung ihrer so mühsamen Pflichten durch ihre Abhängigkeit von der Gemeinde gezwungen würden. Dadurch, daß der Staat die Geistlichkeit besolde und zugleich auch die Ernennung derselben habe, würde das Gouvernement einen solchen mächtigen Einfluß über sie erhalten, daß die Aufrechthaltung der Reinheit der catholischen Religion Gefahr laufen könne. Diese streng orthodoxen Catholiken wollen zwar, daß der Staat eine bedeutende und bestimmte Summe für die catholische Geistlichkeit und deren Kirchen und Schulen für immer bewillige; die Verwendung derselben soll aber ganz den geistlichen Obern ihrer Religion überlassen seyn; so wie sie denn auch dem Könige nur einen nominellen Einfluß auf Besetzung geistlicher Stellen zustehen wollen. Eine Tendenz, sie vom Papste unabhängig zu machen, geht aus einigen Aussagen hervor, und die Idee von einem Oberhaupte, einem Patriarchen, der unabhängig vom Papste an der Spitze der Hierarchie die geistlichen Angelegenheiten leite, kommt vor. — Je mehr in unsern Tagen die wahre Lage der Catholiken in Irland zur Sprache gebracht worden ist, um so größer zeigen sich die Schwierigkeiten der Catholic question auf eine für alle Theile genügende Art zu lösen.

Nachdem durch Discussionen in und außer dem Parlamente, durch Schriften ohne Zahl und selbst durch Versprechungen die Gemüther der Catholiken so sehr aufgeregert sind, scheint der Entschluß, nichts für sie thun zu wollen, für die Folge mit großer Gefahr verbunden zu seyn. Unwissenheit und grenzenlose Armuth haben den Irländer bis jetzt über seine eigenen Kräfte getäuscht. Eine bekanntlich sehr thätige Congregation hat ihre Werkstätte in Irland aufgeschlagen, unterstützt von einer benachbarten großen Macht. Die künftige Generation wird der Vorwurf der Unwissenheit nicht mehr treffen. Es ist hier von mehreren Millionen aufgeregter und fanatischer Menschen die Rede, die einen Staat im Staate bilden; ihre Beschwerden finden selbst bey einem großen Theile der Englischen Nation Beyfall und Unterstützung. Aber wie den gordischen Knoten lösen? Ob gänzliche oder bedingte Emancipation? Wie gekränkte Eigenthumsrechte, ohne welche der Zweck gar nicht erreicht werden kann, ersetzen? Wie sich gegen die Gefahren vor catholischem Einfluß auf die Verfassung Englands von Außen und Innen bewahren? Diese und viele andere eben so delicate Aufgaben haben schon lange die Aufmerksamkeit der ersten Staatsmänner Englands beschäftigt. Neugierig wartet Europa auf das Resultat.

S u l z b a c h.

Die Kapuciner in Bayern von ihrem Entstehen an bis auf die gegenwärtige Zeit. Von einem Mitgliede derselben, Maximilian Pöckl, zur Zeit Guardian in Burghausen. Auf Kosten einiger Freunde der Kapuciner. 1826. 200 S. in 8. Eine recht ehrlich treuherzige Geschichte des Aufkommens und des Würens, der Arbeiten und der Schicksale dieses Mendicanten Ordens in Bayern, in welcher freylich jedes Wort und jeder Zug den Kapuciner, aber zugleich den guten und sanften durch die Erfahrungen seines Lebens und durch die Schicksale seiner Brüder zwar niedergedrückten, aber nicht erbitterten alten Mann verräth! Er gesteht in der Vorrede mit redlicher Offenheit, daß ihn bloß der Unwille über die mehrfachen Verläumdungen und falschen Anklagen, welche in einigen neuern

Schriften über seinen Orden vorgebracht und verbreitet worden seyen, die seinige abgepreßt habe, die, wie er wohl fühlte, für die vaterländisch-bayerische Geschichte nur von geringem, für die allgemeine Weltgeschichte aber von gar keinem Belange sey. Er nennt selbst die Geschichte und den Geist des Kapuciner-Ordens in Bayern von Lipovský und die bayerische Geschichte von Schocke, auf die er besondere Rücksicht genommen habe; so stark aber auch die Keuferungen waren, welche sich diese, besonders der letzte, gegen den Orden hatten entfallen lassen — sagte doch selbst Hr. Schocke „daß die Kunst des frommen Betruges in der höchsten Vollendung von ihm ausgebildet worden sey“ — so ließ er sich doch seinerseits kein schmähendes Wort gegen sie entfallen, und hielt sich durchaus bey seiner Vertheidigung in den Schranken der ansständigsten Mäßigung. Eigentlich führte er diese auch bloß durch die einfache Aufzählung der Dienste, welche die Kapuciner in Bayern auf der Kanzel, im Beichtstuhle, durch Befehringen der Irrgläubigen, an Kranken und Sterbenden, in Pestzeiten und in andern Nothzeiten, auf mehrfache Weise geleistet hätten; und auch diese Aufzählung ist sehr bescheiden, denn sie nimmt bloß den Raum von S. 21 — 42 ein. Den übrigen Theil der Schrift füllen rein historische Nachrichten über die erste Anpflanzung des Ordens in Bayern, über die allmälliche Vermehrung seiner Klöster, über ihre steigende Bevölkerung und ihren von Zeit zu Zeit veränderten Provinzialverband, über einzelne merkwürdige Männer, die sich die größten Verdienste um den Orden erworben, oder ihm die größte Ehre machten, über seine Schicksale und über das letzte Loos aus, das ihn endlich in Bayern traf. Natürlich kann das meiste nur für den Kapuciner und für den Mönchsfreund interessant seyn; doch findet sich auch einiges darunter, was den Historiker überhaupt anziehen mag, weil es ihm manche Eigenheiten der klösterlichen Ordensverfassung, des innern Hauswesens in der catholischen Kirche, und des catholischen Volksgeistes in einem helleren Lichte zeigt. Das anziehendste war für Ref. die Liste der Penitenten, die im letzten Viertel des 17. Jahrh. und im ersten des 18. in den 25 Klosterkirchen der Kapuciner in Bayern und in den Kapellen der 9 Hospitien, welche sie in Bayern hatten, beichteten und communicierten, denn ihre Anzahl belief sich auf 26 Millionen und mehr als eine halbe dazu; die Anzahl der Convertiten aber, welche der Orden in diesem Zeitraum machte, betrug 4793. Hätten wir der Listen der letzten Art noch mehrere auch von andern Orden, so würde wohl herauskommen, daß die catholische Kirche das Proselytenmachen vor hundert Jahren wohl noch eifriger und auch noch glücklicher als jetzt betrieb, und doch ist unsere Kirche Gottlob! nicht untergegangen!

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

65. Stück.

Den 23. April 1827.

L e y d e n.

Bey Luchtmann's: Incerti auctoris liber de expugnatione Memphidis et Alexandriae, vulgo adscriptus Abu Abdallae Mohammedi Omari filio, Wakidaeo, Medinensi. Textum arabicum ex codice bibliothecae L. B. descripsit, plurimisque vitiis purgatum edidit et annotationem adjecit Henricus Arentius Hamaker, LL. OO. in academia Lugduno-Batava professor ordin. et interpres legati Warneriani, instituti regii Belgici etc. sodalis. 1825. XVI und 220 S. mit 150 S. arab. Text in gr. 4.

Die Eroberung des mittlern und nördlichen Aegypten durch die Araber unter ihrem zweyten Chalifen Omar (gewöhnlich in das J. 22 d. H. verlegt) beschreibt Abulf. A. M. I. p. 144 nur in einigen dürren Zeilen, und auch die übrigen gedruckten Quellen fließen nicht viel reichlicher: es würde also für die genauere Geschichte dieser Eroberung von der größten Wichtigkeit seyn, wenn die 150 Seiten der obigen Schrift diese Lücke ausfüllten; leider aber wird diese Erwartung nur zur Hälfte befriedigt und nur mit der größten Vorsicht wird man dieses Buch als historische Quelle gebrauchen können.

L [3]

Wöllig erdichtet sind die Thaten der Araber in Aegypten, welche dieses Buch erzählt, keineswegs; sie stimmen einem großen Theil nach mit den Berichten der glaubwürdigsten arabischen Historiker, eines Makrizi, Thabari, Ebn Chilkān, überein: aber, wenn man auf die Art, wie die Geschichte erzählt ist, und den Zweck des Vf. sieht, so ist die Erzählung eben so wenig reinhistorisch zu nennen. Denn die Erzählung dient zur Belebung und Erweckung religiöser und moralischer Ideen, und kann insofern nicht treu geschichtlich seyn; das Werk gehört zu den historisch-romantischen, wie Ref. ein ähnliches handschriftlich kennt, in welchem die Geschichte des ägyptischen Sulthan Bibars ausgeschmückt ist. Der Verf. scheint ein späterer Mohammedaner, vielleicht ein Koransausleger zu seyn, welcher durch die Geschichte der Heldenthaten der ersten Araber seinen Zeitgenossen die hohe Würde und Vortrefflichkeit ihrer Religion darstellen wollte; daher läßt er schon vor Mohammed Leute aus allen Ständen, selbst Könige und Mönche, in fremden Ländern auf die Ankunft des verkündigten Propheten warten und übergeht keine Gelegenheit, Stellen aus dem Koran anzuführen; daher erzählt er sogar wunderbare Thaten, Träume, Visionen (S. 131. 141) und plötzliche Bekehrungen zum Islam, so wie das schöne Loos der Martyrer; daher stimmen die einzelnen Facta auffallend zusammen und sind eben so wunderbar als unwahrscheinlich verkettet. Auch die Sprache des Vfs. ist nicht die einfache anderer arabischer Historiker, sondern liebt den rhetorischen Ton und geschmückten Vortrag, obgleich die Künstlichkeit des Ausdrucks und Endreims (تسليم) noch nicht so weit getrieben ist als in den Schriften des Arabschah u. a. Auf schriftliche Quellen beruft sich der Verf. nie, und die eingeschobenen Briefe und Gedichte wird man nicht dafür hel-

ten können: wenn er sich dagegen sehr oft auf mündliche Auctoritäten beruft und deren Zuverlässigkeit (X) rühmt, so wird man dieses nach der Fiction des Ganzen leicht richtig beurtheilen können. Bestimmte Chronologie fehlt.

Ungeachtet dieses Characters war die Schrift des Drucks und des von H. Prof. Hamaker auf die Ausgabe verwendeten Fleißes nicht unwürdig. Ihr angenehmer, selten etwas zu künstlicher Styl eignet sie zu einem Lesestück für die Arabischlernenden, und unter dem sagenhaften, geschmückten Gewande, in welches sich fast alle Erzählungen hüllen, findet sich doch manche Notiz, welche dem Geographen und Historiker zur Erläuterung anderer Schriftsteller dient. Da der Herausg. eine Uebersetzung nicht gegeben hat, so heben wir hier kurz den Gang der Geschichte heraus, um zu zeigen, wo das Werk als treue historische Quelle brauchbar ist.

Nach Vollendung der Eroberung Syriens befehlt Omar dem tapfern Amru ebn El-Azi nach Aegypten zu gehen, und Zukana eilt mit einem fliehenden Heere bis in die Mitte Aegyptens voraus. Ueber Aegypten herrschte Mokawkas, ein weiser, gerechter Fürst, schon längst ein Freund der Araber und Mohammeds; aber eben dieser Vorliebe wegen wird er von seinem Sohn Krisfulis vergiftet (S. 40). Ungekört dringt Amru ebn El-azi bis Mizr (Memphis) vor und schlägt ein besestigtes Lager vor der Stadt auf: aber ein Ueberfall, von dem sich die Moslems an einem ihrer Bettage überraschen lassen, schwächt sie so beträchtlich, daß Amru sich vom Chalifen Verstärkung ausbitten muß (S. 53). Omar schickt ein neues Heer und der Statthalter von Syrien Abu Dbeida vier der ausgezeichnetsten Freunde Mohammeds, welche 4000 Krieger ersen (S. 62). Indem diese ein den Aegyptern zu Hülfe eilendes Heer christlicher Araber unterwegs vernichten, ge-

ben sie bey ihrer Ankunft der Stärke der Moslemem ein solches Uebergewicht, daß der Vatermörder Kristulis, zugleich von seinem Dheim ver-rathen, heimlich nach Alexandrien fliehen muß (S. 80). Darauf nehmen die Araber die große Stadt Damerbut (sonst unbekannt) durch List, und obgleich Kristulis durch einen plötzlichen Einfall in Syrien vom Meere aus den Erobern eine Diver-sion macht (S. 89), dringt doch Chaled ebn El-valed, welcher nun statt Amru das Heer lei-tet, unaufhaltsam nach Alexandrien vor, bis der ägyptische König nach Oreta zu fliehen gezwun-gen wird (S. 102). Es folgt die Eroberung der andern Städte, besonders des wichtigen Damiette, welches ein Dheim des Mokawkas beherrscht (S. 126); über mehrere Theile Aegyptens herrschten besondere Fürsten. Die größte Abweichung von den übrigen arabischen Historikern ist also diese, daß nach diesen Mokawkas selbst den Krieg mit den Arabern führt; daß aber Aegypten damals nur dem Namen nach zu dem griechischen Kaiserthum gehörte und von mehreren fast unabhängigen Fürsten beherrscht wurde, daß daher die Eroberung Aegyptens den Arabern viel leichter wurde und schneller vollendet ist als die von Syrien und Persien, dieß ist aus diesem wie aus den andern historischen Werken gleich deutlich.

Wäre nun Wakedi, der Zeitgenosse Harun A-rafchids, einer der ältesten und berühmtesten ara-bischen Historiker, der Verfasser dieses Werks, wofür ihn die Ueberschrift freylich und das Werk selbst ausgibt: so läßt sich nicht erklären, wie ein alter geschätzter Historiker, auf dessen Auctorität sich die berühmtesten und zuverlässigsten der fol-genden Zeit berufen, so weit von der Erzählung der übrigen abweichen konnte; das Werk muß nach einer sonst freylich in der arabischen Litera-tur seltenern Fiction von einem spätern Anony-mus nur deswegen dem Wakedi zugeschrieben

seyn, weil dieser ein berühmter Name unter den alten Historikern war. Einleuchtend ist das spätere Alter des Werks nicht so sehr aus den von H. Hamaker angeführten historischen Notizen, welche auf einen Zeitgenossen Araschid's nicht passen (denn wie leicht könnten diese nur Zusätze späterer Leser seyn), als vielmehr aus dem durchaus verfehlten und absichtlich verrückten historischen Gesichtspunct, und dem Zwecke, zu dem die Geschichte dient. Die eingeschobenen Gedichte sind, obgleich oft nicht ohne Schwung, doch sichtbar nur von einem Späteren in den Mund der alten Personen gelegt; spielend und der alten Zeit unwürdig ist z. B. der Vers S. 144, 1. H. Prof. Hamaker verspricht über Wakedi, dem außerdem das sehr ähnliche von Ockley stark benutzte, bekanntere Werk Fotuch el-Schaam (Eroberung Syriens) und einige andere unter dem Titel Fotuch geschriebene beygelegt werden, eine ausführliche Abhandlung, der wir mit Vergnügen entgegensehen, nichts geringes von dem Scharfsinn und Fleiß des Vf. erwartend. Viele schwierige Fragen der Vitterärsgeschichte bleiben noch zu beantworten, z. B. sind diese Werke Fotuch el-Schaam, el-Mizr, el-Grak u. s. w. alle unecht, wie konnte man sie dem Wakedi zuschreiben, wenn er gar keine historische Werke der Art geschrieben hätte? oder sind die echten Werke Wakedi's, welche die größten Historiker mit Lobe anführen, nur von Späteren erweitert durch pragmatisch-moralische Anwendungen und Ausschmückungen, so daß doch die Grundlage von Wakedi ist? Da die Araber in den ersten Zeiten des Chalifats an Geschichtschreibung noch nicht dachten, viel weniger für die Aufbewahrung schriftlicher Denkmähler sorgten, konnte nicht schon zu Wakedi's Zeit die Geschichte durch Sagen entstellt seyn? wenn nicht die Geschichte Arabiens selbst, doch die der Eroberung entfernter Länder?

Eine Uebersetzung hat H. Prof. Hamaker nicht beygefügt, aber in den ausführlichen Anmerkungen aus der Fülle seiner Gelehrsamkeit vieles Licht über den Schriftsteller verbreitet. Critisch bemerkt und verbessert er die Fehler der Handschrift; er erklärt die schwierigsten Stellen, und — was diesen Anmerkungen vorzüglichem Werth gibt, er theilt viele Stellen aus ungedruckten historischen Werken mit, die oft nützlicher sind als dieses Werk des Wakebi selbst; wo er den Text nicht genug verstanden hat, bemerkt er mit edler Freymüthigkeit und überläßt das Urtheil andern. Hef. erlaubt sich einige kurze Bemerkungen. Der Beydener Soder hat einen nachlässigen, bisweilen an die Bulgarsprache grenzenden Ausdruck, der vielleicht nicht bloß vom Abschreiber, sondern schon von dem Verfasser herrührt: indem H. H. diesen nach den Gesetzen der feinern Grammatik verbessert, ist er sich häufig nicht consequent und gibt z. B. der Regel, daß و in der Bedeutung mit den Accusativ fordere, eine viel zu weite Ausdehnung; auch dürfte man fragen, ob es erlaubt sey, die Sprache des Schriftstellers durchweg zu verbessern? Gewiß wäre H. H. S. 56, 5 nicht angestossen, wenn er für م das häufig damit verwechselte ن gesetzt hätte: denn so würde er gleich an Ιάκωβος Αλφαιου gedacht haben. Die S. 83 berührten Schwierigkeiten heben sich, wenn man für das unrichtig wiederholte بالخيرات lieft بالخيرات (mit Brot) vgl. S. 57, 13 ar. X.; ähnlich S. 97, 33. wo واخدم, S. 185 (140, 4) wo خراينها „ihre Schätze“ vgl. S. 139, 18, S. 47. wo وال, S. 27, 12 wo النسب S. 123, 4 wo نعتد (festen Frieden schließen), S. 30, 5 ar. X. wo نظيب, S. 85, 19 wo

فترة, S. 109, 14 wo تبعت die einzig richtige Lesart scheint, außer andern Stellen, in denen wohl bloß Druckfehler den Sinn stören; S. 184 (137, 6) ist vor يكن wahrscheinlich لم zu ergänzen („und daß nicht ist in meinem Vermögen das Recht Gottes“). Bisweilen möchte die Lesart nicht mit H. H. zu ändern seyn, z. B. وايا S. 137. 184. vgl. dagegen Harethi Moall. v. 68. Sacy chrest. I. p. 316 v. 32; S. 63 ist vielmehr كلامه zu lesen („und wer solches spricht, wie handelt der so“ auf Jesus bezogen) S. 95 ist واضحي richtig („wie jemand weint, der die Seinigen verlassen hat und allein ist“). In der Erklärung schwieriger Stellen ist H. H. sehr glücklich; nur wenig ist zu berichtigen, wie S. 183 wo er جفر nicht zu verstehen glaubt: aber Abulf. Aegypt. p. 15. ed. Mich. erklärt es richtig durch هلك „eine Wüste, in welcher die Lastthiere umkommen“; S. 155 ist جار vielmehr „tyrannisieren“ vgl. Ibn Doraid v. 38 ed. Haits.; S. 107 (56, 14) ist der Sinn vielmehr: die irdischen Güter waren keinem vorigen Könige treu, daß sie dir treu seyn sollten! Könige werden geschlagen und kehren zurück (zur Herrschaft); S. 136 (86, 17) ist اختار nach seiner natürlichsten Bedeutung: er läßt dir die Wahl vgl. 86, 19. Am meisten indeß fordern die eingestreuten Gedichte noch genauere Kritik und Erklärung. Der künstlichen Erklärung des H. H. B. 4. S. 17 steht das Metrum entgegen; und gewiß ist nach der von H. H. bemerkten häufigen Verwechslung von ض und ظ für فاضل zu lesen فاضل („und er ward furchtsam“). Wohlrig gegen das Metrum ist auch v. 6 ضل, welches

außerdem in den Zusammenhang nicht paßt; vielleicht ist أَل zu lesen („sehst, dieß ist der Brief des Propheten Gottes, aus dem Koran die Wahrheit“). S. 94 v. 4. erlaubt das Metrum aus mehreren Gründen nicht أَمْر zu lesen; nie ist es in dem ersten, reimlosen Versgliede erlaubt, die Endvocale auszulassen; noch größere Verstöße gegen Sinn und Metrum liegen im zweyten Gliede. Indessen ist hier Hülfe nicht sehr fern oder unsicher: liest man كُلُّ أَمْرِي (in dem Vesla dieses Wortes haben sich die Herausg. der Excerpta Hamas. immer geirrt), بِالسِّنِينَ und الْأَجَلِ ohne Medda, so entsteht ein reines Metrum und der passende Sinn: sey nicht zu fern! denn an jeden Mann denkt in den Jahren der Tod.“ Die Verse S. 102 hält H. H. für so verdorben, daß das Metrum nicht gefunden werden könne; Ref. zweifelt nicht, daß sie dem Metrum Ekfamelso folgen: V. 1 ist das entbehrliche أَنْ zu streichen, V. 2 $\text{قَدْ جَاءَ لَوْ أَنَّ}$ (vgl. Locm. fab. 22) und مِنْ für das zweyte مَا zu lesen. Endlich weiß Ref. nicht, wie H. H. S. 140 V. 2 فَرِي dem Metrum, Sinn oder der Form nach von رَأَى ableiten konnte; der Reim fordert وَرُودَهُ im Nominativ, nicht im Genitiv zu lesen; spricht man قُرْبِي (für رُؤْيِي) aus, so entsteht der hier allein passende Sinn: die Erquickung des Mannes ist möglich wenn er zum Wasser geht; indes wäre nach dem Zusammenhang für قَبْلَ besser فَقْدَ „nach dem Mangel“ zu lesen. ع.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

66. Stück.

Den 26. April 1827.

Göttingen.

Etwas über meine Studien des alten Indiens, von A. H. E. Heeren. Antwort an Hr. Prof. A. W. v. Schlegel auf dessen an mich gerichteten drey ersten Briefe in seiner Indischen Bibliothek. 1827. 45 S. in 8.

Nach der Einrichtung dieser Blätter kann von dieser kleinen Schrift nur ihr Daseyn angezeigt werden. Sie enthält eine historische Uebersicht von den frühern und spätern Studien des Vf. über das Indische Alterthum; besonders seine Verhältnisse zu Robertson; wodurch die von dem Hrn. v. Schl. gegen ihn erhobene Anklage sich von selbst widerlegt.

Gn.

Lübdingen.

Bey Saupp: Corpus juris publici germanici academicum, herausgegeben von Dr. Adolph Michaelis, ord. Prof. d. R. in Lübingen. 1825. XIV. u. 558 S. in 8.

M [3]

Die vorliegende gewiß recht zweckmäßig abgefaßte Sammlung unterscheidet sich dadurch von andern dieser Art, daß Behuf der gewiß allein als zweckmäßig anzuerkennenden historisch-dogmatischen Lehrart des deutschen Staatsrechts, die Hauptquellen des ältern deutschen Staatsrechts in die erste Abtheilung des Werks nicht etwa nur auszugsweise, sondern ganz aufgenommen sind, um dieselben als einleitenden oder historischen Theil, denjenigen Urkunden, welche die Grundlage unsers heutigen gemeinen Staatsrechts bilden, voranzuschicken. Die Auswahl dieser ältern Quellen ist vorzugsweise durch die Betrachtung bestimmt, daß es vorzüglich auf die Entwicklung der Geschichte der Entstehung, Fortbildung und besten Begründung der Landeshoheit, als des bildenden Princieps der deutschen Reichsverfassung ankomme, weil dieses zur Erklärung der sämtlichen aus den frühern Zeiten herstammenden staatsrechtlichen Institute benützt werden müsse. Diesem gemäß sind nur diejenigen Quellen aufgenommen, aus welchen sich die Natur und Bedeutung der Landeshoheit vollkommen entwickeln und nachweisen läßt, wogegen es freylich von dem Herausgeber nicht verkannt worden ist, daß die ältern Sammlungen der deutschen Reichsgesetze noch mannichfaltige andere Abschiede, Ordnungen und Schlüsse enthalten, die ein höchst bedeutendes historisches und nicht selten auch jetzt noch practisches Interesse darbieten, welche derselbe jedoch bey den sich gesteckten, oben bemerkten Grenzen, nicht aufgenommen hat. Als ältere Quellen sind daher nur aufgenommen: I. K. Friedrichs II. Verordnung über die Rechte der geistlichen Fürsten von 1220. II. Desselben Verordnung über die Rechte der weltlichen Fürsten von 1232. III. Die goldene Bulle. IV. Der Augsburger Religionsfrieden vom Jahre

1555. V. Der Westphälische Friedensschluß von 1648. VI. Die Wahlcapitulation K. Franz II. von 1792 und VII. der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803. — Dagegen sind in der zweyten Abtheilung die neuern Quellen vollständig geliefert worden, und in derselben auch diejenigen Urkunden aufgenommen, die zwar den deutschen Bund nicht selbst betreffen, aber insofern als Quellen des deutschen Bundesrechts betrachtet werden müssen, als sie den Uebergang von dem ältern in den neuern staatsrechtlichen Zustand von Deutschland vorbereitet haben, und zum Theile auch den jetztgeltenden Rechtsnormen zum Grunde liegen. Daher beginnt diese zweyte Abtheilung mit dem Presburger Frieden, und enthält sie außerdem in chronologischer Folge, die Rheinbundsacte vom 12. Julius 1806, die Wienercongresses Schlußacte vom 9. Junius 1815, die deutsche Bundesacte vom 8. Jun. 1815, die Bestimmungen über die Verhältnisse der deutschen Bundesversammlung und der Bundestagsgesandtschaften zu der freyen Stadt Frankfurt, vom 22. Oct. 1816, die vorläufige Geschäftsordnung der Bundesversammlung vom 14. Nov. 1816, die provisorische Competenzbestimmung der Bundesversammlung vom 12. Jun. 1817, den Beschluß über die auswärtigen Verhältnisse des deutschen Bundes, vom selb. Tage, den Beschluß über die Vermittelung und die Austrägalinstanz des deutschen Bundes, vom 16. Jun. 1817, den Beschluß über die Nachsteuer- und Abzugsfreyheit, vom 23. Jun. 1817, den Beschluß über die Vertagung der Bundesversammlung vom 26. Jun. 1817; die Aufnahme des Landgrafen von Hessen-Homburg in den deutschen Bund, vom 7. Jul. 1817, den Beschluß über die Pensionierung der Mitglieder und Diener des Johanniterordens, vom 17. Jul. 1817, den Beschluß über

die Abfassung und Einreichung der Privatrecamationen bey der Bundesversammlung, vom 11. Dec. 1817, die Oesterreichische und Preussische Erklärung über die zum deutschen Bunde gehörenden Theile ihrer Monarchieen, vom 6. April und 4. Mai 1818; die Beschlüsse wegen der provisorischen Bundesmatrikel, vom 20. Aug. 1818 und 4 Febr. 1819, die Geschäftsordnung für die Bundestagscommissionen vom 29. April 1819, den Frankfurter Territorialproceß vom 20. Jul. 1819, die provisorische Executionsordnung vom 20. Sept. 1819, den Beschluß über die in Ansehung der Universitäten zu ergreifenden Maaßregeln vom selb. Tage, das Preßgesetz vom selb. Tage, den Beschluß wegen der Centraluntersuchungscommission in Bezug auf die demagogischen Umtriebe vom selb. Tage, den Beschluß über die Vertagung der Bundesversammlung, vom selb. Tage, die Schlußacte der über Ausbildung und Befestigung des deutschen Bundes zu Wien gehaltenen Ministerialconferenzen, vom 20. Mai 1820, den Beschluß über das bey den Austrägalinstanzen zu beobachtende Verfahren, vom 3. Aug. 1820, die Executionsordnung des deutschen Bundes, vom selbigen Tage, die Beschlüsse über die Kriegsverfassung des deutschen Bundes, vom 12. April 1821 und 11. Jul. 1822, die Elbschiffahrtsacte vom 23. Jun. 1821, den Beschluß das Verfahren bey den Austrägalgerichten betreffend, vom 19. Jun. 1823, den Beschluß wegen Eingabe von Druckschriften und Zueignung derselben an die Bundesversammlung, vom 3. Jul. 1823, die Weserschiffahrtsacte vom 10. Sept. 1823, den Beschluß über das Reichskammergerichtsbuch von Wehlar, vom 25. Jan. 1811, den Beschluß wegen der Rechte der bey dem Bunde abcreditirten Gesandten, vom 19. Februar 1824, endlich den Beschluß wegen pro-

visorischer Maaßregeln zur nöthigen Aufrechthaltung der innern Sicherheit und öffentlichen Ordnung im Bunde, vom 15. Aug. 1824. — Aus dieser Darstellung des Inhalts der zweyten Abtheilung ergibt sich nun, daß auch diese sich von den andern ähnlichen Sammlungen dadurch unterscheidet, daß nicht alle von der deutschen Bundesversammlung gefaßten Beschlüsse aufgenommen sind, sondern nur diejenigen, die durch neue gesetzliche Dispositionen als wahrhaft organisch zu betrachten sind, wogegen solche, die nur bestehende gesetzliche Normen in Anwendung bringen, z. B. Garantien deutscher Landesverfassungen übernehmen, ferner auch Vorträge und Aeußerungen, die bloß doctrinelle Erklärungen, oder von der Bundesversammlung befolgte Maximen aussprechen, übergangen worden sind. Auch dieses findet der Rec. dem Plane des Buchs vollkommen angemessen. Endlich ist noch zu bemerken, daß der Herausg. bey dem Abdrucke der verschiedenen Urkunden, zwar keine der abweichenden Lesarten angegeben hat; indessen ergibt eine Vergleichung derselben mit andern Abdrücken, daß derselbe alle zur Berichtigung des Textes vorhandenen Hilfsmittel sorgsam benützt habe, und so glaubt Rec. die vorliegende Sammlung auch Staats- und Geschäftsmännern, die vielleicht nur noch die Hinzufügung eines Sachregisters wünschen möchten, empfehlen zu können.

S a l l e.

Handwörterbuch der christlichen Religions- und Kirchengeschichte, zugleich als Hilfsmittel bey dem Gebrauche der Tabellen von Seiler, Rosenmüller und Vater, herausgegeben von W. D. Fuhrmann, evangelischem Prediger zu Hamm in der Graffschaft Mark. Nebst einer Abhandlung über die hohe Wichtigkeit, und die zweckmäßigste

Methode eines fortgesetzten Studiums der Religions- und Kirchengeschichte für practische Religionslehrer von Dr. A. H. Niemeyer, Königl. Ob. Conf. Rath, Canzler und Prof. der Theol. zu Halle. B. I. 1826. 756 S. in 8.

Herr Pastor Fuhrmann hat sich schon durch mehrere Werke als fleißigen litterarischen Sammler sehr rühmlich bekannt gemacht, mithin von einer Seite seinen Beruf zu der Unternehmung eines Werkes, wie das vorliegende, auf eine gewiß nicht ungenügende Weise legitimiert. Nun wird freylich noch etwas mehr als bloßer gelehrter Sammlersfleiß zu der Erreichung der Zwecke, denen es entsprechen soll, gefordert. Es gehört vielleicht eben deswegen mehr dazu, weil es, wie auch der Verf. in der Vorrede S. VI. selbst an gibt, nicht zunächst für den tieferen Forscher und für den eigentlichen Kirchenhistoriker bestimmt ist: wenigstens möchte es diesem weniger schaden, oder es hätte weniger bey ihm zu bedeuten, wenn sich eine irrige Angabe, eine unrichtige Zeitbestimmung, ein falsches einseitiges Urtheil oder eine ungenaue nur halb wahre Vorstellung in ein solches Werk einschliche, denn der mit der Wissenschaft vertrautere und in ihr schon einheimische Forscher würde den Irrthum leicht entdecken und verbessern, der Anfänger aber, der seine Belehrung allein darin suchen, oder der fremde Gast, der sich nur hin und wieder eine Notiz daraus holen will, könnte oft zu seinem Nachtheil auf eine längere Zeit dadurch getäuscht werden. Doch dieser Gefahr muß man sich bey jedem litterarischen Werke dieser Art aussetzen, und selbst bey solchen aussetzen, zu deren Vollendung sich mehrere Gelehrte vereinigt haben; denn ein ganz fehlerfreyes in dieser Gattung ist noch nie geschaffen worden, und wird gewiß nie von Menschen geschaffen werden, also darf auch eine billige Kritik ihr Urtheil

über seinen Werth und seine Brauchbarkeit nur nach einem relativen Maaßstabe bestimmen, und nach einem solchen glauben wir über das vorliegende nicht ungünstig urtheilen zu dürfen. An einigen ausgesuchten Probe-Artikeln, die den reichsten und vielartigsten, aus mehreren Fächern der Religions- und Kirchengeschichte zusammenzutragenden Stoff mit der größten Masse der auszuwählenden Litteratur anboten, wie z. B. an dem Artikel: Abendmahl, hat sich wenigstens Rec. überzeugt, daß es dem Verf. eben so wenig an richtigen Sach-Kenntnissen als an ausgebreiteten literarischen fehlt, und daß er auch bey dem Anbringen der einen und der andern eine weise, durch verständige Rücksichten auf das mehr oder weniger Wichtige bestimmte Auswahl zu treffen bemüht war. Selbst in diesem Artikel dürfte sich zwar einiges vermissen, oder doch nachtragen und berichtigen lassen. So sind in der S. 7. eingeschalteten Geschichte der Kelch-Entziehung im Abendmahl die Veranlassungen dazu sehr ungenau angegeben, denn es ist dabey gar nichts von dem Antheil erwähnt, den die von den Scholastikern erfundene Lehre von der Concomitanz daran hatte, und auch das neueste litterarische Hauptwerk darüber, die Spittlerische Geschichte der Kelch-Entziehung ist zwar, wie es scheint, nicht unbenuzt, aber unerwähnt geblieben. In andern Artikeln, wie z. B. in den Art. Annaten, Concordate, Conversen, Decretalen sind die angegebenen historischen Notizen sehr unvollständig. In dem letzten besonders herrscht eine arge Verwirrung, und unter den mit den Päpsten geschlossenen Concordaten ist gerade das erste und merkwürdigste nicht angegeben, das im J. 1111 zwischen Paschal II. und Heinrich V. freylich nicht zur Vollziehung, aber doch zum förmlichen Schlusse kam. Auch lassen sich die Gründe nicht immer errathen, durch

welche sich Hr. F. bey der Auswahl der historischen Personen bestimmen ließ, denen er einen Artikel in seinem Wörterbuche einräumte; wenigstens fühlt man sich bey manchen, auf die man hier stößt, zu fragen versucht: was ihnen den Vorzug verschaffte, da man andere dem Ansehen nach bedeutendere Namen vergebens sucht. Doch es wäre ja wohl mehr als unbillig, sich daran zu stoßen, denn wer darf ihm von allen den subjectiven Gründen Rechenschaft abfordern, die ihn bey der Auswahl, die doch einmal getroffen werden mußte, zuweilen leiten mochten? für jenen Nachtheil hingegen, der aus den weniger genauen und vollständigen, auch wohl ganz unrichtigen Notizen entspringen möchte, die sich in ein solches Werk einschleichen könnten, ist doch immer ein Hülfsmittel bereitet, wenn nur der Verf. dabey die Quellen gehörig angegeben hat, aus denen sie von ihm geschöpft wurden, und noch mehrere geschöpft werden können. Dieß ist aber fast immer von dem Verf. geschehen, wenn auch zuweilen, was wir sehr billigen, nur dadurch geschehen, daß ein Werk von ihm angegeben den worden ist, in welchem sich das historisch-literarische über jeden Gegenstand am vollständigsten nachgewiesen findet. Wir zweifeln also nicht, daß dieß Wörterbuch außer der mehrfachen Convenienz, die es dem gelehrten Historiker gewähren mag, auch dem angehenden mehrfach nützlich, und besonders den practischen Religionslehrern mehrfach nützlich werden kann, welche das Studium der Religions- und Kirchengeschichte nach der so trefflichen und zweckmäßigen Methode fortsetzen wollen, die ihnen Hr. Canzler Niemeyer in der vorstehenden Abhandlung vorgezeichnet hat.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

67. Stück.

Den 28. April 1827.

L o n d o n.

Bey Pongman: Further Observations on strictures of the Rectum; with Remarks on the Opinions of some late Writers relative to the Situation of the Disease; and also on spasmodic Constriction of the Sphincter ani; with a Translation of Part of M. Boyer's valuable Paper on that Complaint: accompanied with several Cases, and an Engraving. By W. White, member of the royal College of Surgeons etc. etc. 1822. VI und 105 Seiten in 8.

Der Verf. fühlte sich zur Herausgabe einer zweyten Schrift über denselben Gegenstand bestimmt, weil er befürchtet, daß die Meinung, es seyen die Darmverengerungen immer die Folge einer Entzündung, welche alle Darmhäute in eine Masse verschmolz, und sie haben ihren Sitz immer im Mastdarm, wo sie von dem Finger erreicht werden können, immer noch zu allgemein sey, auch in den seit seiner ersten Schrift hierüber erschienenen Mittheilungen von C. Bell und How-

N [3]

ship seine Erfahrungen nicht erwähnt werden. Unter den 118 dem Vf. vorgekommenen Darmverengerungen habe er kaum sechs mittelst des in den Mastdarm gebrachten Fingers erreichen können. Häufig scheine das Uebel Folge eines ursprünglichen Bildungsfehlers zu seyn, da bey allen Gliedern einer Familie die Leibesverstopfung habituell sey, überhaupt könne jeder Umstand, welcher einige Zeit lang die peristaltische Bewegung hindere, eine krampfhaft zusammenziehende der Circularfibern, welche mit der Zeit bleibend werde, an jeder Stelle des Darmkanals zur Folge haben, meistens werde daher die Stricture durch die Muscularhaut veranlaßt. Dasselbe sey immer der Fall bey der Verengerung des Schließmuskels des Afters, wo weder Entzündung noch Einriß mitwirke. Die Resultate der Untersuchungen von Shaw über die Verengerungen der Urethra lassen sich durchaus nicht auf diesen Muskel übertragen, eben so wenig sey eine solche Verschließung des Afters immer Folge der Syphilis wie Howship meine. Dagegen sey aber diese krampfhaft Verengerung des Schließmuskels häufig die Folge einer älteren weiter oben befindlichen Darmverengerung, denn indem durch diese die Fortbewegung der Faeces aufgehalten werde, so gerathe über den angeblichen Bemühungen zur Darmausleerung der Schließmuskel in einen Zustand des Krampfes, der am Ende bleibend werde. Die Verengerung des Sphincter ani habe Boyer am besten abgehandelt, his treatment of this distressing complaint I believe was never suggested by any English Writer. Nur habe er die meistens zugleich auch weiter oben stattfindende Stricture unbeachtet gelassen, und sich deshalb gegen alle mechanische Ausdehnungsmittel erklärt, was nun zwar für das von ihm angewendete harte Bou-

gie und den Wachsstock zugegeben werden müsse, aber nicht auf ganz gleiche Weise auch von dem weichern von dem Verf. gebrauchten Bougie gelten könne. Freylich könne auch letzteres nur im Gedanken an die weitem günstigen Folgen im Anfang ertragen werden. Es besteht dasselbe in einer Bicke von aufgerollter Leinwand, welche der Verf. etwas steifer zubereiten läßt, als Default, um desto leichter bis zur Verengerung weiter oben gelangen zu können. Es rühmt sich der Verf. daß diese Zubereitung besonderes auch den Beyfall von Astley Cooper erhalten habe. Die lesenswerthen angehängten Fälle betreffen theils solche Stricturen der Gedärme in welchen das Colon an kleinen Stellen borst, oder dasselbe außerordentlich ausgedehnt war, was nachher die Section ergab, aber auch mehrere andere da mit Erfolg die Stricture des Schließmuskels durch einen Einschnitt, und mehrere 4 — 5 Zoll höher liegende Darmverengerungen durch das Bougie geheilt wurden.

E b e n d a s e l b e s t.

Fourth Edition much enlarged 1824. XII. und 217 und außer dem vorigen Kupfer (hier Plate III) noch drey neue. — Seit dem Jahr 1822 waren dem Verf., der Vorrede zu dieser vierten Ausgabe zufolge, mehr traurige Folgen von dem Uebersehen dieser Krankheit, als in einem gleichen Zeitraume vorher, vorgekommen. In dieser Edition hat er nun auch die Stricture des Colons hinzugefügt, welche nur zu oft am Ende des Colons und dem Anfange des Rectums vorkommt. Auch ist diese Edition enger gedruckt um die Kosten der Anschaffung nicht zu erhöhen, und statt einiger weggelassenen minder bedeutenden Fälle sind andere interessantere und lehrreichere eingeschaltet. Es gewährt dem Vf. kein

geringes Vergnügen, daß seine, in den vorhergehenden Ausgaben geäußerte Meinung, über die wahren Ursachen der Verengerungen des letzten Stückes des Dickdarms und des Mastdarms, bey seinen Recensenten keinen Einwurf fand. Dem Verf. scheint kein hinreichender Grund vorhanden, um den Schluß zu ziehen, daß in einer kräftigen, gefunden, besonders jungen Person habituelle Leibesverstopfung von bloß localer Trägheit und Unthätigkeit des Darmkanals komme, sondern die häufigste prädisponierende Ursache sey eine mechanische, nämlich daß der Dickdarm am Ende seiner S förmigen Krümmung zu enge sey, um einen freyen und leichten Durchgang dem Urthe zu gestatten. Als Bestätigung hierzu dienen, daß mehrere Glieder einer Familie von dieser Krankheit ergriffen worden, welches sich nicht füglich begreifen lasse, ohne eine originelle Mißbildung an der gedachten Stelle anzunehmen. Andere veranlassende Ursachen werden damit keineswegs ausgeschlossen. Seit der letzten Ausgabe kamen dem erfahrenen Verf. doch zwey Fälle vor, in welchen er genöthigt war, den sphincter ani einzuschneiden, weil er mit den Kerzen nicht wie gewöhnlich auslangte. In Allem werden jetzt 44 Fälle umständlich erzählt, worunter nur sehr wenige von andern Aerzten ihm mitgetheilte, oder aus Schriften entlehnte sich befinden. Dieses Werk empfiehlt sich gar sehr durch vorzügliche practische Brauchbarkeit.

E b e n d a s e l b s t.

Illustrations of the Enquiry respecting Tuberculous Diseases, by John Baron, M. D. Physician to the Gen. Infirmary of Gloucester. 1822. 233 Seiten ohne die Vorrede in gr. 8. mit fünf ausgemahlten Kupfern.

In der äußerst bescheidenen Einleitung bebauert

der Verf., von dem wir eine Enquiry illustrating the Nature of tuberculated Accretions of serous membranes mit 4 verschiedenen Kupf. London 1819, besitzen, den großen Nachtheil den der Heilkunde der unpassende Wortkram bringe, indem er den Character und Nutzen der medicinischen Berichte verdächtig mache. Wir hätten sonach viele Worte, aber wenig Förderung reeller Kenntniß, viele Verschiedenheit der Meinung, aber wenig gründliche Untersuchung erhalten. Vergebens sah sich der Vf. um, nach der „Weisheit der Ueberlieferung“ wisdom of tradition, auf welche Lord Baron ernsthaft drang, und von welcher die Franzosen so sehr abweichen, daß Bayle in s. Recherches sur la Phthisie Pulmonaire schrieb: „Um Untersuchungen in der Medicin zu machen, hätte man nichts nöthig als Geduld, und den Gebrauch seiner Augen.“ Kein Wunder also, daß er sich so arge Fehler, als hier gezeigt werden, zu Schulden kommen ließ. The great Haller, distinguished not less by his genius and virtues than by his patient and laborious researches, knew well the caution that was required to correct the testimony of the senses and the spirit in which observations ought to be made. He recognizes no such mechanism as Mr. Bayle alludes to: and recommends a better and more scientific method of conducting our labours. In gleichem Geiste hätten denn auch Sydenham und Sauvages gearbeitet. Viele unserer Hausthiere litten an tuberculösen in jeder Hinsicht den menschlichen analogen Krankheiten. Der Vf. empfiehlt daher nachdrücklichst das Studium dieser Thierkrankheiten, welches uns die Ursache und die wahrscheinliche Heilung derselben genau kennen lehren würde. Chap. I. On the Progress of Pulmonary Tubercle. Der Verf. bemüht sich, die in seinem vorhergehenden Werke

vorgetragenen Sätze hier nun noch näher zu bestimmen. Er versichert nämlich, daß Tuberkeln in fast allen Geweben des menschlichen Körpers existierten und daß ihr Ursprung und wesentlicher Character, überall auch der nämliche sey. Anfangs beständen sie aus kleinen, Feuchtigkeit enthaltenden Bläschen oder Hydatiden, welche sich in der Folge gar mannigfaltig veränderten, selbst fürchterliche Desorganisation bewirkten, folglich von sehr verschiedener Beschaffenheit angetroffen würden, je nachdem man sie in einer frühern oder spätern Periode untersuchte. Die von französischen Aerzten sogenannte hepatisation und melanose der Lungen, scheine mehr eine zufällige Abweichung von gewöhnlich vorkommenden Dingen, als eine unterschiedene Species von Krankheit, und die Consolidation derselben eine günstige Endigung der Tuberkeln. Hr. Baron brauchte nie ein Stethoscope. Dupuy behaupte irrig, daß die tuberculose Materie anfänglich abgesetzt, und nachher erst die Geschwulst gebildet würde, da doch gerade das Gegentheil statt fände, und widerspreche mitunter offenbar sich selbst. Aus Hippocrates werden Stellen angeführt, welche dessen genaue und richtige Kenntniß dieser Krankheit beweisen, desgleichen aus Morton, Hofmann, Willis, Stark und Morgagni. Ueber die Identität der Tuberkeln in den verschiedensten Organen könne kein Zweifel seyn. Die Verschiedenheit der Meinung Laennec's von Bayle's Ansichten, wird umständlich auseinander gesetzt. Diversity of appearance in tubercles does not imply diversity of origin, but merely varieties in the transmutations of bodies, which were originally and fundamentally the same. Die cystis der Tuberkeln, welche Laennec falsche Membran u. s. f. benenne, seyen in der That nichts als auf eine und dieselbe Portion der Krankheit anwendbare

Benennungen, Laenner's. Accidental Productions developed in the Lungs deshalb unnöthige Unterscheidungen. Hydatiden und Tuberkeln so wie Cysts und Hydatids seyen ein und dasselbe Ding. Niemand habe jemals eine feste Geschwulst in den Lungen weich werden gesehen, dagegen es unzählige Beyspiele vom Uebergange der Weichheit in die Solidität gebe. Die Tuberkeln, welche sich in serösen Membranen bilden, gleichen in ihrem Ursprunge und Fortgange gar sehr, den in den Lungen erzeugten. Höchst unpassend sey es, bey den Lungen von Apoplexie und bey'm Herzen von Vegetation zu sprechen. S. 150 Broussais's physiology, as he calls it, of tubercles, is entirely gratuitous: and so far as our knowledge extends, it is quite inconsistent with facts. Auch über Dr. Abercrombie's Pathology ergeht eine strenge Kritik. Die Induration, welche von sich vereinigenden Tuberkeln entsteht, dürfe nicht eigentlich eine Induration benannt werden, weil die tuberculöse Krankheit, die Stelle der Lungentextur einnimmt, und ebensowohl von indurierter als nicht indurierter Substanz umgeben seyn könne. Auch im Gehirne entstünden Geschwülste und Verhärtungen ohne Entzündung, one great error pervades our reasoning respecting structural diseases. We identify the changes which arise from the growth of bodies, originally foreign to the healthy structure of the animal, with those which arise from diseased actions of parts, where no previous change of structure had existed, and ascribe the change of structure itself and the consequences which it induces to one and the same cause. Die Ursache der Tuberkeln bey Thieren und Menschen seyen: Kälte, Feuchtigkeit, schlechte Nahrung und eine angeborne Anlage. Man müsse sich bemü-

hen, die Desorganisation zu heben, so lange sie im Zustande, dieß zu gestatten, sich befindet. S. 210. So weit des Vf. Erfahrung reiche, gebe es kein Mittel, welches so kräftig die Absorption krankhafter Gebilde befördere, als hydriodate of potash. Durchaus zeigt sich der Vf. als ein denkender, strenger, gelehrter Aetiologe.

K o p e n h a g e n.

Gedr. bey Popp: De collatione honorum, ad heredes ab intestato restricta, juxta leges Romanas et Danicas tam antiquas quam recentiores. Scripsit Christianus P. N. Petersen. 1825. VIII u. 287 S. in 8.

Die vorliegende Abhandlung enthält eine ziemlich erschöpfende Darstellung der Rechtslehre über die Collationspflicht der Intestaterben, sowohl in geschichtlicher als in dogmatischer Hinsicht. Auch verdient der Fleiß des Vf., und daß er in der Geschichte des Römischen Rechts eben so bewandert ist, als in der seines vaterländischen, eine gerechte Anerkennung. Ganz besonders neue Ansichten hat zwar Ref. in der ersten Abtheilung des Werckens, welche sich mit dem Römischen Rechte beschäftigt, nicht gefunden; wohl aber ist das bekannte sorgfältig und genau zusammengestellt, und kritisch gewürdigt. Interessanter ist ihm dagegen die zweyte Abtheilung desselben gewesen, in welcher jene Lehre nach dem ältern und neuern dänischen Rechte, meistens noch immer eine terra incognita für deutsche Rechtsgelehrte, abgehandelt worden ist. Nach älterm dänischen Rechte beruhte der Grund der Collationspflicht nicht auf einer Gleichheit des Erbrechts der Descendenten in das Vermögen der Ascendenten, sondern eher auf einem Gesamteigenthum, welches zwischen den Eltern und Kindern statt fand, und hieraus erklärt es sich, daß eine solche Pflicht nur den abgesonderten, nicht aber den, in derselben Hausgemeinschaft mit ihren Eltern lebenden, Kindern oblag, ferner daß sich dieselben durch Ausschlagung der Erbschaft dieser nicht entziehen konnten, und endlich, daß durchaus kein Gegenstand, den sie früher von den Eltern erhalten hat, von jener Collationspflicht ausgenommen war. Erst das Gesetzbuch Königs Christian V gründete die Collationspflicht auf das Recht des Descendenten, in dem Vermögen der Ascendenten nach gleichen Theilen zu erben. Schade ist es, daß in dem Werfchen so manche Eigennamen der zahlreich angeführten Schriftsteller, durch Schreib- oder Druckfehler verunstaltet sind, z. B. Kock, Cujaccius, Puffendorph, Walk u. s. w.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

68. Stück.

Den 28. April 1827.

Frankfurt am Main.

Bey Brönnner: Nachtrag zu der Schrift über die Aeschylische Trilogie nebst einer Abhandlung über das Satyrspiel; von Fr. G. Welcker. 1826. S. 346.

Diese Schrift hat, abgesehen von dem polemischen Theil, den wir hier möglichst beseitigen werden, einen doppelten Inhalt, indem sie theils die Hauptidee der frühern, an die sie sich anschließt, die trilogische Composition der Dramen des Aeschylos, noch weiter begründet, theils durch genauere Bestimmung des Begriffs des Satyrspiels eine wesentliche Ergänzung jenes Werks liefert. Wir wollen über beides Einiges mittheilen.

Der Beweis, daß die Zusammenfügung dreier Dramen zu einem Ganzen die bey Aeschylos herrschende Kunstform gewesen, beruht natürlich beym Mangel deutlicher und bestimmter Zeugnisse über den Gegenstand immer auf einer Art Wahrscheinlichkeitsrechnung. Eine Trilogie haben wir übrig, aus der wir die Gesetze dieser Composition ungefähr abnehmen können; nun fragt es sich, ob die

D [3]

andern Stücke, welche vereinzelt auf uns gekommen sind, und die, deren Inhalt sich bloß nach dem Titel und einigen Fragmenten errathen läßt, sich ohne Zwang zu ähnlich beschaffenen trilogischen Ganzen zusammenreihen lassen. Dieß muß natürlich versucht und erprobt werden, und kaum wird der Versuch ohne eine gewisse Kühnheit ange stellt werden können. So müssen wir wohl überall verfahren, wo die verloren gegangene Kunde von Gesezen, die einst einen Stoff regelten, von dem uns nur Reste geblieben sind, erneuert werden soll. Gelingt der Versuch im Ganzen, so ist dieß selbst dann ein starker Beweis, wenn einige Fälle dabey vorkommen, in denen eine allzu freye Vermuthung Lücken ergänzt hat, ein um so stärkerer Beweis natürlich, je mehr Fälle auf der andern Seite da sind, wo unter der Voraussetzung der Regel die zerstreuten Theile sich wie von selbst zu schönen Ganzen ordnen. Am entscheidendsten sind in der vorliegenden Sache diejenigen Fälle, wo vorhandene Tragödien erst durch die Annahme einer solchen inneren Verbindung in ihrer ganzen Anlage und in der Ausführung einzelner Theile richtig gefaßt und verstanden werden können. Ein Fall von der Art scheint besonders bey den Persern einzutreten, bey denen Ref. daher etwas länger verweilen will. Was für ein wunderliches Stück sind doch diese Perser, wenn wir es für sich allein betrachten. Man hat ihm den Namen einer Tragödie abgesprochen, und von diesem Standpuncte nicht ganz mit Unrecht. Ein Chor von Persischen Greisen drückt Besorgnisse über das Schicksal des nach Griechenland abgezogenen Heeres aus; die Königsmutter Atossa theilt ihm einen ominösen Traum mit, er rath ihr dem Schatten des Darcios zu opfern. Aber gleich kommt ein Bote herein, erzählt das ganze Unglück des Heeres, und macht

jene Ahnungen und Träume zur Wirklichkeit. Jetzt beschließt Atossa von neuem, das Todtenopfer darzubringen, und der Chor ruft in feyerlichem Gesange den Schatten des weiland großen und weisen Herrschers herauf. Dareios erscheint, erfährt das Geschehene, und prophezeit dann noch weiteres Verderben. Dann kommt der flüchtige Ferres in kläglichem Aufzuge und führt mit dem Chor einen langen Klagegesang auf. — Was kann nun als Mittelpunkt und Hauptinhalt eines so angelegten Stückes gelten? Daß die Perser geschlagen sind? Dieß erfahren wir aber gleich im ersten Theil des Gedichts durch den Boten, und alles Uebrige, also der größere Theil des Dramas, würde sich, nach dieser Ansicht, ohne ein neues Interesse zu gewähren, in unnützer Breite fortschleppen. Aber es ist für jeden aufmerksamen Leser klar, daß das Hauptgewicht auf der Rede des Dareios liegt, dessen Erscheinung gleich von Anfang an motiviert und vorbereitet wird; nur um höchst Bedeutendes und Merkwürdiges zu sagen, durfte ein solcher Schatten aus der Unterwelt herauf beschworen werden. Indessen haben gerade diese Rede, von der doch das Verständniß des Ganzen abhängt, manche Neuere durchaus nicht verstehen wollen. Blomfielb z. B. macht Aeschylus große Vorwürfe darüber, daß er Dareios zuerst sich nach dem Geschehenen erkundigen lasse, als wisse er Nichts, und dann das noch Kommende verkündigen, als wisse er Alles. Wie groß dieser Vorwurf ist, lehrt folgende Erwägung. Es gab in Griechenland Drazel, die man dem Bakis und Musäos zuschrieb, daß der Herrscher des Orients den Hellespont überbrücken und einen großen Zug nach Hellas unternehmen würde, daß ein fremdes Volk das Heiligthum von Delphi plündern und dann untergehen werde, daß die Meder in einer großen

Schlacht am Thermodon und Asopos unterliegen würden, Herod. VII, 6. IX, 42. 43. Wie diese Orakel entstanden waren, geht uns hier wenig an, meist betrafen sie ältere, mythische Begebenheiten, wie den Zug der Encheleer (Herod. IX, 42. Eurip. Bakch. g. Ende) und den Amazonenkrieg (vergl. Herodot IX, 43 mit Plutarch Demosth. 19), und waren durch kleine Veränderungen zeitgemäß umgebildet worden. Genug, man hatte solche Orakel, und glaubte sie durch die großen Zeitbegebenheiten erfüllt. Nun wissen wir ferner, daß diese Orakel durch die Pissistratiden und Dnomaakritos an Ferres gekommen, nicht ohne Einwirkung auf den Zug geblieben, und z. B. auch dem Mardonios bekannt geworden waren (Herodot VII, 6. IX, 42). Aeschylos konnte ohne Unwahrscheinlichkeit annehmen, daß sie auch schon dem Dareios bekannt gewesen. Aber obschon sie nach Aeschylos Gedanken wohl den stolzen Geist des großen Königs gedrückt haben mochten, so wußte Dareios doch noch nicht, daß sie so bald eintreffen würden, sientmal ein Orakel kein chronologisches Datum zu enthalten pflegt. Setzt aber, wo er im Allgemeinen die Kunde von dem Zuge und der Niederlage seines Sohnes vernommen, da trifft seinen Geist plötzlich die Gewisheit, daß die Orakel nun bereits, schneller als er erwartet, durch Ferres eigenen Uebermuth erfüllt worden sind (V. 725 ff.); er beschreibt nunmehr selbst den Zug mit größerer Ausführlichkeit als er ihm erzählt wurde, und, davon ausgehend, daß Göttersprüche nicht theilweise, sondern ganz in Erfüllung gehen (*συνβαλνει γάρ οὐ τὰ μὲν τὰ δ' οὐ*), verkündet er nun auch alles Uebrige, die Plünderung der Heiligthümer und den damit verbundenen Untergang, die Schlacht von Plataää, endlich die klägliche Erscheinung des Ferres in zerrissenen Prachtge-

wändern, welcher dann auch sogleich, zur Bestätigung der Orakel, auf die beschriebene Weise eintritt. Hieraus ist klar, daß der Hauptgedanke des Ganzen der ist, daß Xerxes Uebermuth und Vermessenheit die Götter bewogen, an ihm die alten Schicksalsprüche zu erfüllen, ein Gedanke, der auch uns, die wir freylich in jenem Treiben der Chresmologen nichts als viel Aberglauben und manche *pia fraus* erblicken können, doch großartig und erhaben und echt tragisch erscheinen muß. Nun können wir einen Jeden fragen, ob nicht, wenn dieser Gedanke in volles Licht gesetzt werden sollte, von den angeführten Orakeln auch schon vorher die Rede seyn mußte, ohne welches in der That die plötzlich einbrechende Rede: *φῆν ταχέια γ' ἦλθε χρησµῶν πράξις*, manchem Athener, der sich um Orakelwesen wenig bekümmert hatte, wohl beynahе eben so dunkel geblieben seyn möchte, wie dem wackern Blomfeld. Auch muß ein echtes Kunstwerk seinen Hauptgedanken wenigstens durch sich selbst darlegen und keiner von außen hinzugeführten Erklärung bedürfen; es muß in dieser Hinsicht den Character der Geschlossenheit tragen. Da nun aber das Stück selbst durchaus keine nähere Bestimmung darüber enthält, so muß sie im vorigen gegeben worden seyn, welches, wie wir wissen, Phineus hieß: und wie großes Licht zündet nun die Bemerkung des Vfs. an, daß Phineus auch von Apollonios als Weissager geschildert wird, und bey Aeschylos demnach nicht bloß den Argonauten Richtung und Ziel ihrer Fahrt verkünden, sondern ihnen auch die zukünftigen Kämpfe der Hellenen mit Asien prophetisch erzählen konnte. Dieß konnte in der That um so leichter geschehen, da nicht bloß in Griechenland, sondern, wie wir aus Herodot wissen, auch bey den Gelehrten der Perser und Phönizier die große, obwohl seltsame,

Idee herrschte, daß Argonautenzug, Troerrieg, Perserkrieg nur einzelne Theile eines beständig fortwährenden Kampfes von Europa mit Asien seyen, eine Idee, welche die Aeginetischen Bildergruppen und viele andere Werke alter Kunst hervorgebracht hat. Hier hängt nun offenbar davon das genauere Verständniß der Tragödie des Aeschylos in ihrem Mittelpunct und Grundgedanken ab; und es ist klar, daß gerade die Trilogie: Phineus, Perfer, Glaukos, die man sonst öfter der Annahme eines innern Zusammenhangs der Stücke entgegengesetzt hat, jetzt sehr bestimmt dafür spricht, besonders seit so sehr sinnreich gezeigt worden ist, daß der Glaukos sich auf den Sieg des Gelon über die Karthager am Himeras bezog und also eine natürliche Fortsetzung des vorigen Stücks bildete. Daß auch die neulich bekannt gewordene Nachricht von der Trilogie: Ebonen, Bassariden, *Νεαυλοχοι*, weit mehr für als gegen inneren Zusammenhang zeugt, behauptet der Verf. mit Recht. Zwey Namen gehören deutlich zusammen; da aber von Dilogieen Niemand im Alterthum spricht und die größte Arrhythmie dadurch entstehen würde, so ist man berechtigt, die *Νεαυλοχοι* auch in Verbindung mit den vorigen zu bringen, um so mehr, da ein aus einem andern Sagenkreise genommenes Stück weit mehr eines bezeichnenden, den Mythos angehenden, Namens bedurfte als eines, das bloß die vorigen fortsetzt. Der Ref. kann hier von manchen schönen Bemerkungen des Vf. über Aeschylische Mythenverknüpfungen, namentlich über den Thebanischen Cyclus, nicht so Reichenschaft geben als er wohl wünschte: dagegen will er dem Vf. noch ein dazu gefundenes Paar von Stücken zur Vervollständigung, wo möglich, vorlegen. Die Vertheiler oder Vertheilerinnen des Aeschylos enthielten deutlich die Geschichte,

wie Trion den Cioneus, welcher die Brautgaben für seine Tochter fordert, umbringt. Trion herrschte nämlich zu Gyrton, einer Perrhäbischen Stadt, wie man weiß; hier war das Local des Stückes, und einheimische Männer oder Frauen bildeten den Chor. Nach Gyrton kommt der die Brautgaben fordernde Cioneus und sagt, in einem erhaltenen Fragment: „Wo sind die vielen Gaben und das Beutegut, die goldgetriebnen Becher und die silbernen?“ Denn, wie ein anderes Bruchstück abnehmen läßt, hatte ihm Trion gesprochen „von silbernen Trinkhörnern, die mit goldnen Rändern eingefast.“ Die Ermordung aber beklagte Einer mit den Worten: „der Süter Trugentwendung bracht' ihm schönsten Tod.“ Hierauf mußte nun offenbar ein Stück folgen, in dem Trions Reinigung durch Zeus dargestellt war, und ein solches, wissen wir, hat Aeschylus geschrieben. Ob nun dieses auch Trions zweiten Frevel enthielt, oder ob dieser nebst seiner Bestrafung einem dritten den Inhalt gab, überläßt Ref. der Entscheidung des Verfassers und Anderer; nur so viel hält er für gewiß, daß die Geschichte, welche mit jener Mordthat anhub, nicht eher als mit Trions Bestrafung aufhören konnte.

Der Begriff des Satyrspiels hat durch die Entwicklung des Verss., welche in zehn Kapiteln mit großer Consequenz ununterbrochen fortschreitet, ohne Zweifel weit mehr Bestimmtheit gewonnen, als ihm Casaubonus gegeben. Die Satyrn, deren Bild sich offenbar aus der muthwilligen und ungebundenen Stimmung der ländlichen Dionysien entwickelte, sind weder gute noch böse, sondern bloß rohe, unnütze, gemüthlos lustige, und meist zwecklos bemühte Gesellen. Mit dieser von der Phantasie erschaffenen Satyrwelt bringt das Satyr-Drama Personen der he-

roischen Mythologie in Berührung, deren Thaten und Schicksale geeignet waren, den Satyrcharacter im Allgemeinen oder nach einer besondern Seite hin ins Licht zu setzen und hervorzuheben. Es erhellt daraus, daß keinesweges alle Heroen und diese nicht in allen Lagen geschickt sind mit diesen Satyrn, die, so viel wir wissen, immer den Chor bildeten, zusammengestellt zu werden, sondern besonders gewisse Classen, die der Verf. im achten Kapitel sehr schön classificiert. Unholde und Barbaren, wie der Kyklop oder Busiris, ließen die Feigheit, schöne Heroen oder Heroinen, die sich zufällig in die Schaar dieser Dämonen verirrt, ihre Ueppigkeit, Schlaueköpfe, wie Autolykos, ihre gegen Recht und Unrecht gleichgültige Nichtswürdigkeit hervortreten, der rechte Held des Satyrdramas aber war der mächtige und joviale Effer und Zecher Herakles. Immer aber müssen diese Helden in ländlicher Umgebung, in einsam wilder Natur gedacht werden, Satyrn in Lagern oder Pallästen ist ein Ungebanke. Da diese Ansicht aus der Vergleichung der erhaltenen Titel und Fragmente mit dem noch vorhandenen Stücke des Euripides deutlich hervorgeht: so kann es Ref. nicht anders als billigen, daß der Verf. manches Stück, bey welchem diese Merkmale und Kriterien nicht eintreffen, und für dessen satyrischen Character keine sichern Beweise da sind, zu dieser Classe zu rechnen ansteht. Namentlich behauptet er mit Recht, daß ein gewisser derber Naturton, eine kräftige und feste Bezeichnung des Natürlichen, eine kühne Naivetät in Bildern, die von Thieren und andern Gegenständen des gemeinen Lebens hergenommen sind, bey Aeschylos tragische Würde und tragisches Pathos nicht aufhebt; ja eben dieser Naturton ist Aeschylos Character, und die Stimmung und Erhebung des Gemüths, in der

er dichtete und gelesen werden muß, vermochte auch manches scheinbar Uedle zu adeln, weil es aus ihr nicht leicht möglich ist in das Lächerliche zu fallen; dagegen eine vorzüglich angenommene steife Feyerlichkeit, wie etwa in der Französischen Tragödie, immer nur durch eine dünne Scheidewand von dem Lächerlichen getrennt ist. Ueber manches einzelne Drama bleibt natürlich der Zweifel ungelöst; wie denn z. B. Ref. noch nicht davon zurückgebracht ist, die Karyatiden des Pratinas mit so vielen Andern für ein Satyrdrama gelten zu lassen. Denn da das Fest von Karyä der Arkadischen Artemis mit Dionysos gemeinsam war, da Pratinas diese Karyatiden mit Dymänen oder Dymänen (vergl. auch Philargyrius zu Virgils G. II, 487) zusammenstellt, die entschieden Bacchen waren, da in einem Kunstwerke des Praxiteles Thyaden und Karyatiden zusammen gebildet waren: so kann man sich hier wohl einmal einen aus Karyatischen Mädchen und Satyrn gemischten Chor denken, wie ja auch die Mänaden auf dem Parnas nach Aristoteles bey Macrobius Satyrn zu sehen und ihre Stimmen zu hören glaubten. Mit den Lorotiden ist es freylich eine andere Sache, so viel Ref. sieht. Noch ist es Ref. unklar, warum der Verf. einen gewissen innern Zusammenhang des Drama Satyrikon mit der Trilogie bey Aeschylos nicht wahrscheinlicher findet als es nach einigen Stellen seiner Schrift scheint. Lykurgos in der neu bekannt gewordenen Stelle über diese Trilogie scheint doch Herrn Welcker selbst Name des Satyrspiels, und wenn im Proteus die Fabel dargestellt war, wie Menelaos nach langem Umherirren von diesem weissagenden Dämon erfuhr, daß er zur Rache seines Bruders zu spät kommen werde (vergl. Odyssee 4, 546): so konnte hieraus doch wohl ein angemessener heiterer

Schluß der Dreifeia entstehen. Den Prometheus Pyrkaeus mit den Persern in Verbindung zu bringen, ist freylich schwieriger.

R. D. M.

B e r l i n.

Grundsätze der Gemeinheitstheilung, oder der Theilung gemeinschaftlicher Landnutzungen, als der Acker-, Wald- und Ackerweide, der Sonderung vermengt liegender Aecker und daher nöthiger Schätzung des Ertrages und des Werths solcher Grundstücke, nebst den Principien zur Ablösung und Aufhebung aller auf dem Landbau lastenden Belastungen und Dienstbarkeitsrechte. Zum Zweck der Gemeinheitstheilungen, Dienst- und sonstigen Regulierungen der ländlichen Verhältnisse in sämmtl. K. Preuß. Staaten, nach eigenen practischen Erfahrungen bearbeitet, mit Zeichnungen erläutert und herausgeg. von C. W. H. K l e b e, K. Def. Commiss. im Dep. Brandenburg. 1. Abth. 1821. X u. 421 S. in 4.

Wenn dieser höchst schwerfällige Titel kein günstiges Vorurtheil für das Buch erweckt, so kommt man bey dem Lesen zwar insofern bald auf andere Meinung, als man in dem Verf. einen seines Geschäftes durchaus kundigen und erfahrenen Mann kennen lernt, aber man bemerkt doch auch, daß er es nicht versteht, seine ausgebreiteten und gründlichen Kenntnisse mit Klarheit und Ordnung zu entwickeln. Wie viel Einzelnes auch aus diesem Bande zu lernen ist, so macht derselbe doch darum einen unangenehmen Eindruck, weil man keinen leitenden Faden sieht, an dem die Untersuchung fortginge, und weil man ohne allgemeine Gesichtspuncte von Einem zu Anderen fortgeführt wird. Die ersten 3 Worte des Titels sind nicht allgemein genug, weil der Verf. nicht allein von den Theilungen gemeinschaftlich benutzter Ländereyen, sondern auch von der Ablös-

sung verschiedener Reallasten handelt und darum wurde jener schleppende Zusatz nothwendig. Der vorliegende Band, dem ein zweyter geometrisch-öconomischer folgen soll, um die eigentliche Geschäftsausführung darzustellen, enthält in 7 §§ die Theorie, in 28 §§ die Praxis; beide Benennungen sind aber nicht an ihrem rechten Platze, denn unter erster stehen bloß einige Sätze über die nöthigen Vorkenntnisse, über Werth und Preis und über die Pflichten der Deconomie-Commissäre; unter der Rubrik Praxis sind in den ersten 24 §§ die Grundsätze der Bonitierung mit besonderer Rücksicht auf das Separationsgeschäft vorgetragen, worauf dann näher von diesem Geschäft in den 4 letzten §§ gehandelt wird; sodann folgen S. 275 — 98 Anschläge von landwirthschaftlichen Gebäuden und von S. 300 an sind neuere Preussische Gesetze über bäuerliche Verhältnisse, von dem berühmten Edicte vom 14. Sept. 1811 an, mit Einschluß des Feldmesser-Reglements von 1813, abgedruckt.

Die Vermengung der Begriffe von Werth und Preis S. 5 u. 6 kann dem Verf. weniger zum Vorwurfe gereichen, weil hierüber auch in vielen nationalöconomischen Werken noch große Verwirrung herrscht; doch hätte er wohl bemerken können, daß wenn ein Acker wegen seiner Lage im Walde weniger werth ist als im freyen Felde, und wenn in einem Jahre der Scheffel Weizen höher bezahlt wird als im anderen, hier offenbar zwey verschiedenartige Umstände eintreten, im ersten Falle eine, den Nutzen bey dem Gebrauche betreffende Eigenschaft des Gegenstandes, im zweyten der Einfluß von Concurrrenzverhältnissen. — Bey der Classificierung der Bodenarten äußert sich der Verf. mit Geringschätzung über den Beystand der Chemie und hält sich an die landüblichen Benennungen, weil er von dem Grundsätze

ausgeht, das Verfahren des Theilungsbeamten müsse gemeinverständlich seyn. Rec. hält dieß nicht für einen zureichenden Beweggrund, die Hülfen wissenschaftlicher Principien zu verschmähen und sich nur an eine, von Provinz zu Provinz verschieden gefaßte Terminologie zu halten. Das Vertrauen zu den Arbeiten des Tarators wird nicht fehlen, wenn man bemerkt, daß seine Resultate mit den Erfahrungen übereinstimmen; kümmert sich doch auch der Feldmesser nicht darum, ob der Landwirth, der ihn gedungen hat, seine Instrumente kennt. Wenn nun z. B. S. 20 gesagt wird: Gerstboden 1. Classe enthält ziemlich gleiche Theile Thon und Sand, hierneben Kalk und Humus, so entsteht die Frage, wie ohne chemische Kenntnisse der Kalk- und Humusgehalt bestimmt werden könne, auch ist Sand schlechthin zu unbestimmt, weil man den groben abschwemmbar von dem feinen unterscheiden muß. — Dagegen führt der Verf. häufig Beispiele aus seinen Erfahrungen an, in denen eine Menge guter practischer Bemerkungen enthalten ist, worauf Rec. hier nicht eingehen kann. Die Combination der schädlichen Wirkungen, die das blaue Perlgras, *melica (aira) coerulea* auf das Rindvieh äußert, mit dem angeblich in den Luchwiesen der Mark Brandenburg vorkommenden natürlichen Berlinerblau, woraus ein Gehalt jenes Grases von Blausäure vermuthet wird, beruht ohne Zweifel auf einem Mißverständniß, denn jenes sogen. natürliche Berlinerblau ist wohl nichts als phosphorsaures Eisenoxydorydul oder Eisenblau, welches seiner Farbe wegen fälschlich jenen Namen erhalten hat. Dagegen ist der Vf. vollkommen an seinem Plage, wenn er den Moorboden beschreibt, die Taration der Wiesen mit Rücksicht auf die Beschaffenheit des Heues vorträgt und die Waldwiese abhandelt. — Von den Getreidepreisen ist auf S. 41-81,

für den Gegenstand des Werkes etwas zu ausführlich gesprochen, indeß haben Sammlungen von Getreidepreisen immer Interesse. Rec. hebt daraus nur die Resultate aus, die er in Bezug auf die Preise der verschiedenen Monate gezogen hat. In 10 Jahren war zu Berlin siebenmal der niedrigste Preis im December, dreyimal im Februar, einmal im Julius und einmal im November; der höchste dreyimal im December, dreyimal im April, einmal im Jan., Febr., März, Aug., Sept., Oct. — S. 81 ff. Ausmittlung des landwirthsch. Kapitals, mit vielen guten, aber meistens localen Bemerkungen. Für lockeren Boden wird, weil man da weniger Vieh, Ställe, Scheunen zc. braucht, das stehende Kapital auf ein Gut von 1000 Morgen Acker, aber ohne Einrechnung der Kühe, auf 6612 Rthlr. berechnet; auf dem schwereren Boden der Uckermark kommen, mit Annahme von Karbe's Sähen, für 900 Morgen 12658 Rthlr. heraus. Man sieht leicht, daß dieser große Unterschied sich mehr aus der landüblichen Betriebsart, als aus natürlichen Verhältnissen erklären muß. — Ein Beyspiel unklarer Begriffe glaubt Rec. auf S. 110 zu finden. Ein Schaaf wird im Durchschnitt auf 3 Rthlr. gesetzt, der Erlös eines Stückes Märzvieh auf 2 Rthlr. 3 Gr. 3 Pf.; der Unterschied beider Zahlen, oder 20 Gr. 1 Pf. bezeichnet ohne Zweifel den Betrag der Abnützung am Kapitale, der Vf. aber will hierin den Produktionspreis eines zugezogenen Schaafes sehen, weil nämlich die Stelle eines ausgemärzten Thieres durch ein Lamm wieder ausgefüllt wird. Aber nach dem Begriff von Kosten kann man zu dem Kostenbetrage eines neugebornen Lammes nichts rechnen, als was etwa dem trächtigen Schaafe an Menge und Güte des Futters zugelegt wurde. Den Werth des jungen Lammes erhalten wir, wenn wir von dem Wer-

kaufspreise des Zeitschaafes die sämmtlichen Fütterungskosten während der Aufzucht nebst dem Abgang durch Sterben abziehen; wir werden viel einfacher verfahren, wenn wir den jährlichen Erlös aus Märzvieh in Einnahme und die Fütterungskosten in Ausgabe stellen. So ist auch der Satz S. 122, eine Kuh gebe 17 Rthlr. 7 Gr. 3 Pf. jährlich reine Nutzung, nicht gut ausgedrückt. Der Vf. nimmt hier den reinen Ertrag als gleichbedeutend mit der Summe, zu welcher das zur Ernährung der Kuh verwendete Futter ausgebracht wird, so daß jener sich bloß in der Nutzung des Futterbaues zeigte. Aber das Futter wird nicht umsonst erzeugt, es müssen also die Productionskosten abgezogen werden, ja man wird auch nicht unterlassen dürfen, den Preis zu vergleichen, für welchen Heu, Kartoffeln und Stroh auf dem Markte, nach Abzug der Transportkosten, verkauft werden könnten; es wird daher über die, schon in den Kosten mit berechneten Zinsen des ganzen stehenden Kapitals, hinaus, von denen auf jede Kuh 2 $\frac{2}{3}$ Rthlr. kommen, nur noch ein geringer Gewinn von einigen Thalern etwa angenommen werden können, solche Umstände abgerechnet, in denen die Kühe mit geringerem Kostenaufwande erhalten werden. — Die Ertragsberechnungen auf S. 127 ff. geben ein, von den bisherigen Annahmen sehr abweichendes Resultat. Der Vf. bringt beim Gerstenboden im Winterungsjahre einen Rohertrag von 10 $\frac{2}{3}$ Rthlr. und einen Reinertrag von 7 Rthlr. heraus, im Sommerungsjahre 11 $\frac{2}{3}$ Rthlr. roh und 7 Rthlr. 17 Gr. rein, im Erbsenjahre 14 Rthlr. 1 Gr. roh und 9 Rthlr. 4 Gr. rein, daraus folgt, daß in dreijährigem Durchschnitt der reine Ertrag dieser Bodenart $\frac{2}{3}$ des rohen betrüge, ein auffallendes Verhältniß! v. Flotow's Ansätze geben für diesen Boden nur 51 Procent des rohen Ertrages als reinen, also um 15 Proc. weniger. Beym

Haferboden ergibt sich im zweyjährigem Durchschnitt bey unserm Verf. ein Reinertrag von 45 Proc. des rohen, bey v. Lotow von 33. Der Unterschied erklärt sich daraus, daß Hr. K l e b e die Berechnung für ein großes Gut von 1000 Morgen gemacht hat, wo die Gebäude schon weniger kosten, und daß die Arbeit für einen zu niedrigen Preis, nämlich ein Pferdetag zu 6 Gr., ein Arbeitstag von 2 Ochsen zu 7 Gr. in Rechnung gebracht ist; es sind z. B. die Kosten des Hufbeschlages ausgelassen, und der Abgang an Schiff und Geschirr möchte mit 10 Rthlr. 3 Gr. für das Pferd wohl schwerlich zu bestreiten seyn u., indeß darf Rec. auch nicht unbemerkt lassen, daß unter jenen 6 und 7 Gr. die Kosten des Knechtes nicht mit begriffen sind. — Angemessen ist der Beweis, S. 136 ff., daß bey Separationen eine größere Menge des schlechteren Landes nach den gewöhnlichen Werthsberechnungen die kleinere Fläche des besseren Bodens nicht aufwiegt; es werden daher andere Vergleichungszahlen aufgestellt, bey denen die schlechteren Bodenarten mehr zurückstehen. Diese Zahlen sind: Weizenboden in 3 Classen $10 - 9\frac{1}{7} - 4\frac{1}{7}$ — Gerstenboden in 2 Classen $6\frac{1}{5} - 4\frac{1}{5}$, Haferboden $1\frac{1}{3}$, Roggenland 1. Die Abweichung von den obigen Sähen würde minder groß seyn, wenn diese nicht auf die vorhin angedeutete Weise mit den gewöhnlichen Annahmen in einigem Widerstreite ständen. — S. 176 ff. bemüht sich der Vf., den Werth des Düngers auszumitteln. Er geht dabey von einer Annahme aus, die nach dem übereinstimmenden Urtheile der besten Agronomen nicht zulässig ist, nämlich daß der Boden in Kraft erhalten werde, wenn ihm nur der aus dem gewonnenen Stroh gewonnene Dünger zugewendet werde. Er folgt sodann, da diese Düngung die *conditio sine qua non* eines gewissen Reinertrages sey, daß

Stroh dem Boden als eisernes Kapital angehöre, so müsse der reine Ertrag oder die Grundrente dem Werthe des Düngers gleich seyn. Demnach würde sich dann, wenn man bey der Ertragsrechnung den Dünger mit in Ausgabe stellen wollte, gar keine Grundrente finden, und man würde für jede Bodenclasse einen anderen Werth des Düngers herausbringen. Es ist auch kein zureichender Grund zu suchen, weshalb gerade die Grundrente von dem Dünger hervorgebracht werden und die Wirkung der Atmosphäre oder der Ackererden nur eben den Kostenbetrag decken soll. — Die Erörterungen über den Werth der Weiderechtigungen und über die Zehnten sind lehrreich, doch vermißt man bey dem ersteren Gegenstande S. 204—206 eine genauere Untersuchung über den Maasstab, der bey der Entschädigung für Weiderechte angelegt werden soll; der Viehstand wird als Norm vorgezogen, aber mit der Verwahrung, der rechtliche Gesichtspunct solle außer Acht bleiben, — ferner hätte bey dem Zehnten in dem Falle, wo die Abgabe in $\frac{1}{30}$ der Früchte besteht, nicht auch das zur Entschädigung abzutretende Land auf ungefähr $\frac{1}{30}$ der belasteten Fläche bestimmt werden sollen. Es ist bekannt, daß der eigentliche Zehnte mehr als $\frac{1}{10}$ des reinen Ertrages und also des Grundwerthes weg nimmt; der Verf. war S. 234 selbst auf dem Wege, diesen Irrthum zu berichtigen. — Für die Ablösung der guts- und zehntherrlichen Lasten vermittelt einer Abtretung von Grundstücken ist der Verf. nicht günstig gestimmt; wenn seine Gründe selbst für die Gegend, in der er schrieb, erheblich scheinen müssen, so wird man in stärker bevölkerten Landschaften, bey größerer Zerstückelung des Grundeigenthums, noch weit weniger von diesem Mittel halten können.

G e t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. Stück.

Den 30. April 1827.

G e t t i n g e n.

Die von dem zeitigen Director der Königl. Societät der Wissenschaften, Hrn. Hofrath Himly, am 25. Nov. 1826 gehaltene öffentliche Vorlesung betraf einen sehr merkwürdigen Fall von Hydrocephalus an einem 12 jährigen Knaben aus dem Hannoverschen. Es wurde das Skelet dieses unglücklichen Kindes vorgezeigt und beschrieben, und dasjenige über das Leben desselben mitgetheilt, was theils eigene Beobachtung, theils die Erzählungen seiner Eltern hierüber geliefert hatten.

Es zeichnet sich dieß Kind schon durch die ungeheure Größe des Schedels aus, dessen größter Ummesser, um die Stirn und das Hinterhaupt, gerade gemessen, jetzt $33\frac{1}{4}$ Calenberger Elle beträgt, (bey Lebzeiten des Kindes betrug derselbe 35 Zoll) ein Umfang, welcher wohl von keinem der bisher beschriebenen Wasserköpfe übertroffen ist, selbst nicht von demjenigen 23 jährigen, den Mackenzie beschrieb und abbildete, wenn man das Englische Maaß auf das Calenbergsche reducirt. Außer-

P [3]

dem ist dieser Fall noch sehr merkwürdig durch die Verbiegung und Verkrüppelung fast aller übrigen Knochen, welche in Folge einer Knochenweichung nach und nach so sehr von der natürlichen Lage abgewichen sind, daß das Kind dadurch unfähig wurde, seine Glieder zu gebrauchen. Es ist z. B. der linke Arm in einen Winkel so gebogen, daß der Rücken der Hand auf den Hinterbacken auflag, die rechte Hand dagegen vorwärts und aufwärts ausgestreckt; die beiden unteren Extremitäten sind auf eine sehr merkwürdige Weise symmetrisch verbogen, so daß z. B. die beiden Plattfüße senkrecht nach hinten gewandt sind. Die Schien- und Wadenbeine sind rückwärts und so bedeutend aufwärts nach dem Becken zu gebogen, daß die Fersen bis an den Kopf des Wadenbeines hinaufreichen. — Außer der ungeheuern Größe ist noch an dem Kopfe eine unzählbare Menge von Zwieselbeinen zu bemerken (welche in der Regel bey Wasserköpfen in bedeutender Anzahl vorhanden sind). Durch diese ist derselbe ungeachtet seiner Größe dennoch geschlossen, nämlich bis auf zwey zwischen den Scheitelbeinen und dem Stirnbeine liegende und von einer durchsichtigen Membran überzogene, Fontanellen. Die basis cranii ist besonders dadurch merkwürdig, daß alle Theile derselben von der pars orbitalis ossis frontis ab nach dem großen Hinterhauptsloche zu im höchsten Grade abschüssig sind, ein *planum quam maxime inclinatum* darstellt.

Die hauptsächlichsten Data aus des Kindes Leben hier aufzuführen, muß für diese Blätter genügen, da die ausführliche Beschreibung des ganzen Falles in dem nächsten Bande der *Commentationes societatis reg. scientiar. Göttingens.* erscheinen wird. — Beide Eltern des Kindes waren gesund, die Mutter auch während

der Schwangerschaft. Im ersten Lebensjahre des Kindes fing schon der Kopf an größer zu werden, die unteren Extremitäten sich zu krümmen, obgleich das Kind sie gebraucht hatte; darauf wurden auch die oberen mißgestaltet. Bis zu seinem siebenten Jahre nährte es sich von seiner Mutter Milch. Da es sowohl die Milchzähne, als auch die bleibenden Zähne bald durch Caries verloren hatte, so mußte die Mutter von nun an alle feste Speise, welche es genießen sollte, statt seiner kauen. Sein Schlaf war unruhig. Es litt mehrmals an Clampsie, und überstand die Menschenblattern. Im 9ten Jahre wurde das rechte Auge sehr hervorgetrieben, entzündete sich und verschwärte zum Theil. Eine Blechhaube, welche Dr. Albers in Bremen als Heilmittel vorgeschlagen hatte, mußte nach 6 Wochen wieder bey Seite gelegt werden, da das Kind darunter litt.

Die Excretio alvina war träge, das Schlucken beschwerlich, der Appetit sehr gut. Den Harn ließ es nur, wenn es daran erinnert wurde. Es enthielt derselbe nach einer vom Hrn. Leibchirurg Bedemeyer gefällig mitgetheilten Analyse des Hrn. Oberbergcommissär Gruner keinen phosphorsauren Kalk und keinen Harnstoff, wenig Harnsäure, wenig schwefelsaure Salze und Eyweißstoff, eine größere Menge von Ammonium, keine salzsaure Salze.

Die Haut des Kindes war sehr empfindlich; die Zunge unterschied selbst keine Nuancen von Geschmacksarten; es hörte gut, und sah gut mit dem einen Auge. Es lachte und weinte heftig; einige Laute, wie z. B. das Niesen, bewogen es zu einem anhaltenden Lachen. Es konnte nur drey Worte aussprechen: Ja, Nein und Pappo. — Im Jahre 1819 erblindete auch das andere Auge. Einige Wochen vor dem Tode traten

Dienterie und Dysurie ein, Fieber, Debem, Herzklopfen und heftiger Husten.

E b e n d a s e l b s t.

In der Dieterichschen Buchhandlung: Supplemente zum Handbuche der allgemeinen Hüttenkunde, zweyter Band. Von W. A. Lampadius, K. S. Bergcommissionsrathen etc. Nebst 7 Kupfertafeln. VI und 288 Seiten in 8.

Der verdiente Verf. der allgemeinen Hüttenkunde fährt mit rühmlichen Eifer fort, in vorliegendem Supplementbande seinem Werke durch Nachtragung der neuesten Fortschritte der Metallurgie, größere Brauchbarkeit zu geben, welches dankbar erkannt werden muß. Nur auf das Eine und Andere des Inhaltes können wir hier aufmerksam machen.

Supplemente zum ersten Theil der Hüttenkunde. S. 1—120. Zur Lehre vom Roheisen trägt der Vf. die bekannten, neueren Ansichten über die chemische Natur desselben von Karsten, Berzelius u. A. nach, vertheidigt dabey aber seine Meinung von dem Sauerstoffgehalte des Roheisens, wiewohl er dieselbe jetzt etwas abweichend von seiner frühern Annahme darstellt. H. W. A. Lampadius sieht gegenwärtig Eisenkoble und Eisenorydul als Gemengtheile des Roheisens an und glaubt, daß der Unterschied des grauen und weißen Roheisens von dem größeren Gehalte an dem einen oder anderen dieser Gemengtheile hauptsächlich abhängt. Was die mechanische Verbindung des Graphites mit dem Roheisen betrifft, so wird dagegen gewiß kein Metallurg etwas einzuwenden haben. Ebenso kann man sich leicht davon überzeugen, daß nicht selten Schlackentheile zufällig von dem Roheisen eingehüllt werden. Dagegen aber wird die Meinung, daß Eisenorydul (vermuthlich

ist das Dryb-Drydul gemeint) einen gewöhnlichen, gewisse Qualitäten bedingenden Gemengtheil des Roheisens ausmache, schwerlich Beyfall finden können. — Lehrreich sind die Nachrichten von den in neuerer Zeit in Sachsen und Böhmen angestellten Versuchen, Holz in Döfen zu verkohlen. Von den Resultaten verdient besondere Beachtung: daß die von der Döfenverkohlung erlangten Kohlen, nicht die Güte der Meilerkohlen hatten; eine Erfahrung, die man auch bey der eine längere Zeit hindurch zu Hausach im Kinzigthale betriebenen, zweckmäßig eingerichteten, Döfenverkohlung gemacht und die auch hier vor einigen Jahren die Einstellung derselben veranlaßt hat. — Den Nachrichten welche der Vf. über neuere Einrichtungen bey dem Betriebe von Röstungsprocessen mitgetheilt, erlaubt sich Ref. hier die Notiz beyzufügen, daß man auf der Rothen Hütte am Harz einen von dem Hrn. Oberfactor Frankenfeld nach Rumfordscher Construction erbaueten Kalkofen, mit Vortheil zum Rösten der Eisensteine angewandt hat. — Zum Abschnitte von den Gebläsemaschinen, die Beschreibung von dem durch Hn. Henschel in Cassel erfundenen Paternoster- oder Kettengebläse, von einem zu Wetter an der Ruhr vorgerichteten Sonnengebläse, so wie von dem, bey dem Samsonower Eisenhohofen erbaueten, sog. Waldhorn-Schnecken- oder Rotationsgebläse. Hinsichtlich des sog. Kettengebläses bemerkt Ref. daß solches von dem Erfinder zuerst auf der Eisenhütte zu Komershausen (im Buche steht irrig Nanershausen) in Churhessen erbauet, nachher aber auch bey einem Frischfeuer unweit der Frankenschaarner Hütte bey Claußthal, bey einem Eisenhohofen zu Uslar am Solling, so wie bey dem Eisenhohofen zu Beckerhagen an der Weser, mit

verschiedenen Verbesserungen, vorgerichtet worden. — Zum Abschnitte von der Amalgamation, eine ausführliche Nachricht von den nach dem Vorschlage des Hrn. Verfs. und unter dessen Leitung auf dem Amalgamierwerke bey Freyberg angestellten Versuchen, die Amalgamation unter Einwirkung von Wärme zu betreiben, die in Hinsicht auf Silberausbringen und Zeiterparung, günstige Resultate gegeben haben.

Supplemente zum ersten Bande des zweyten Theils (im Buche steht: zum zweyten Theil ersten Bandes) der Hüttenkunde. S. 121 — 190. Umständlicher Bericht von den Verbesserungen, welche der Amalgamationsproceß und andere Hüttenproceße bey Freyberg in neueren Zeiten erhalten, nebst einer Erzählung der dazu angestellten Versuche, in chronologischer Ordnung. Versuche das Amalgam in Retorten abzudestillieren; das Silber aus dem Waschbotich-Metall auf nassem Wege im Großen zu scheiden; Versuche mit der neuspanischen Amalgamationsmethode; Einführung einer eigenen Rohgefrägarbeit; Schmelzung mit Coacks; Einführung des Silberabtreibens auf Mergelheerden; das Schlackenerzschmelzen; das Verschmelzen armer Dürrerze mit Quarz; Wiedereinführung der Anreicherarbeit mit und ohne Quarzzuschlag.

Supplemente zum zweyten Bande des zweyten Theils der allgemeinen Hüttenkunde, die Harzer, Rothenburger und Thüringer Hüttenproceße betreffend. S. 191 — 216. Mittheilungen aus den Reisenotizen des Amalgamierprobierers Schneider.

Supplemente zum dritten Bande des zweyten Theils der allgemeinen Hüttenkunde. S. 217 — 272. Ueber die Zinkhütte zu Kloster im Canton Graubünden, nach den Mittheilungen des Herrn Hüb. d. j. —

Zinkausbringen zu Dognaska im Banat, nach dem Berichte des Herrn Markscheiders Martini. — Bemerkungen über den Betrieb des Alaunwerks Tschermig in Böhmen. — Beschreibung der Schwefelsäure-Fabrik mit Steinkohlenfeuerung zu Oberhoendorf.

Supplemente zum vierten Bande des zweyten Theils der Hüttenkunde. Eisenhüttenwesen betreffend. S. 273 — 288. Bemerkungen über die Zustellung und den Betrieb verschiedener Hohöfen in Oberschlesien, nach den im J. 1822 von dem Herrn Alex gesammelten Reiseotizen. — Ueber die Bestimmung der Kosten des Roheisens, von dem Herrn Bergcommissionsrath Lattermann.

B e r l i n.

Bey Reimer: Linné's eigenhändige Anzeichnungen über sich selbst, mit Anmerkungen und Zusätzen von Afzelius. Aus dem Schwedischen übersezt von Karl Lappe. Mit einer Vorrede von Dr. K. W. Rudolphi. Nebst Linné's Bildniß und Handschrift. 1826. XXIV und 260 Seiten in 8.

Pflegen gleich Uebersetzungen von diesen Blättern ausgeschlossen zu seyn, so scheint doch eine Ausnahme in gegenwärtigem Falle wohl gestattet, da die Schrift wichtig, das Original aber, unter uns kaum bekannt, noch weniger einen Recensenten finden dürfte.

Der Titel des Originals lautet nach Seite IV der Vorrede: Egenhändigå Anteckningar af Carl Linnæus om sig sielf med anmärkningår och tillågg. Stockholm 1823. XXIV und 248 Seiten in groß 4. außer dem Inhaltsverzeichnis u. s. w. Die Titelbignette stellt Linné's Bild aus frühern Jahren dar. Außer seiner Stamm-

tafel sind sechs Kupfertafeln angehängt. Die erste gibt das Facsimile eines von ihm geschriebenen Briefes; die zweyte Linné's Wappen und verschiedene Siegel; die dritte sechs auf ihn geschlagene Medaillen; die vierte stellt die Pfarrwohnung seines Geburtsorts, Räsult in Småland vor; die fünfte seinen Landsitz Hammerby in Upland; die sechste das ihm in der Domkirche zu Upsala aus Porphyrr errichtete Denkmal. Was von dieser Ausstattung auf die Uebersetzung übergegangen, besagt der Titel.

Es existieren in Schweden noch mehrere handschriftliche Anzeichnungen von Linné über sich selbst, aus verschiedenen Zeiten und in verschiedener Fassung, wie Linné den gelehrten Gesellschaften, deren Mitglied er ward, zu übersenden pflegte. Die vollständigste Handschrift hat Herr Afzelius hier abdrucken lassen, aus den übrigen das Ergänzende oder Abweichende treulich nachgetragen. Unbekannte Begebenheiten wird hier niemand mehr erwarten. Was aber jeden ansprechen muß, der Linné's großes Wirken kennt, und dessen nachhaltigen Einfluß an sich selbst empfunden hat, ist der klare Ausdruck der Gesinnung aus der das Alles hervorgegangen. Selbst eine nicht zu verbergende Eitelkeit, die sich mit den Jahren an Titeln und Ehrenbezeugungen aller Art immer reichlicher nährte, wirft nicht mehr Schatten auf den herrlichen Character, als etwa dienlich ist, die Lichtpartien zu heben. Daß die Schweden Alles, was ihren Landsmann betrifft, mit einer ans Pedantische grenzenden Religiösität behandeln, wie auch hier durch Hn. Afzelius geschehen, gereicht ihnen mehr zur Ehre als zum Vorwurf.

E. M.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. 71. Stück.

D e n 3. M a y 1 8 2 7.

P a r i s.

Wir tragen heute eine langbestandene Schuld durch eine gedrängte Anzeige der letzten Lieferung des berühmten Prachtwerks der *Description de l'Égypte* ab. Ein durch die Beyträge einer ganzen Gesellschaft gelehrter Männer entstandenes Werk muß zu einer Berichterstattung auch mehreren Gelehrten vorgelegt werden; und wem werden in so einem Fall nicht mannigfaltige Verzögerungen begreiflich? Wenn nur der, welcher das Ganze besorgt, über ihnen die Geduld nicht verliert, so kommt dasselbe endlich doch zu Stande. Die drey ersten Lieferungen sind Jahrg. 1811, 1814, 1815, 1819 und 1820 beschrieben.

Antiquités. Mémoires et Descriptions. Tome II. 3 Livraison. 2. Section. Planches. Tome cinquième. 1822. Die Mémoires sind folgende: Boudet, über die Kunst der Glasfabrication in Aegypten. Keine neuen chemischen Untersuchungen, sondern Sammlung von Nachrichten alter Schriftsteller über Glaswaaren, doch ohne daß die Stellen genau angegeben und

D [3]

gehörig erläutert wären, und Raisonnement darüber, durch welche Mittel die Alten die Resultate erreicht haben können, die sie ohne Zweifel erreichten. Der Vf. macht Theben zur Metropole der alten Glasfabrication, und die Phöniciëer zu Schülern der Aegyptier in diesem Kunstzweige — ohne hinlänglichen Grund. Doch hat man in Aegypten bis in die Römische Zeit, und der Sage nach schon zu Sesostris Zeit, viele größere und kleinere Werke aus buntem Glase verfertigt. Der Verf. fragt auch nach den zur Färbung angewandten Stoffen, und tritt der Meinung Davy's bey, daß schon die Alten das transparente Blau durch Kobalt hervorbrachten, gegen die Ansicht Andrer, daß sie bloß Eisen und Kupfer dazu brauchten. *Coutelle* über die Pyramiden von Ghizeh. Der Vf., der mit *Le Pere* zusammen die Messung der großen Pyramide unternommen hatte, gibt hier die Resultate seiner Untersuchungen. Sie maßen alle einzelnen Steinlagen, deren Anzahl 203 beträgt und deren Höhe von 19 Zoll bis 4 Fuß 4 Zoll differiert, und fanden auf diese Weise die Gesammthöhe 428 Fuß 3 Zoll. Doch sind auch bey dieser Messung natürlich eine Menge kleiner Irrthümer möglich, die addirt einen ziemlich bedeutenden ausmachen können. Die Länge der untersten, auf dem Felsen ruhenden Lage beträgt nach *Coutelle* 716 Fuß 6 Zoll. Das Bemühen, durch einen senkrechten Schacht in die untern Theile der Pyramide vorzudringen, war vergebens, man fand ihn zuletzt verschüttet. Eben so ist zu bedauern, daß das Unternehmen, eine der kleineren Pyramiden zu demolieren, gestört und unterbrochen wurde; es hätte vielleicht auf wichtige Entdeckungen über die Construction dieser zum Theil noch immer räthselhaften Bauwerke geführt. *Somard*, über die Zahlzeichen der Aegyptier. Der Verf. dieser

Abhandlung weist, von der Inschrift von Rosette und einem Zeugniß Horapollons ausgehend und andere Monumente vergleichend, die nun schon bekannten Ziffern der Aegyptier nach, den senkrechten Strich für Eins, das öfter abgerundete II für Zehn, die Spirale für Hundert, den Stab mit der Quерleiste und dem Blatte an der Spitze für Tausend. Sonderbar ist nur, daß diese Zeichen unter den Hieroglyphen des Steins von Rosette nicht bloß als Zahlzeichen, sondern auch sonst mehr als 316 Mal vorkomme. Fouriers Aufsatz über die astronomischen Denkmäler Aegyptens liefert bis jetzt nur eine Aufzählung der sechs zu Denderah, Esne, Erment und Theben vorhandenen nebst einigen allgemeinen Angaben darüber; daß alle diese Monumente Themata genethliaca späterer Zeit sind, ahndet der Verf. noch nicht. — Somard kündigt eine Arbeit über die Griechischen Inschriften Aegyptens an, auf deren Ausführung wir begierig sind. Die Description enthält im 18ten Kapitel eine Beschreibung der Lage von Memphis — der vom Erdboden vertilgten — und der Pyramidengruppen der Gegend. Der Vf., Hr. Somard, gibt indessen nur an, was man gefunden, ohne eine Vergleichung mit den alten Nachrichten über Memphis anzustellen. So wenig Spuren aber auch von der alten Stadt vorhanden sind, läßt sich doch Manches noch durch Combination über die Lage der Hauptdenkmäler bestimmen. Das *Λευκὸν τεῖχος* war der festeste, also am höchsten gelegene Theil der Stadt, der vom Nil am entferntesten lag; Strabon berichtet, daß die Königsburg auf einer Anhöhe über der Ebene der Stadt liege, folglich muß diese zum *Λευκὸν τεῖχος* gehört haben. Die Pyramiden von Sakkarah scheinen sich als Nekropole an diese Königsburg angeschlossen zu haben. Das neunzehnte Kapitel.

gibt eine Beschreibung der römischen Thürme, die von dem Kastell Babylon bey Alt-Cairo noch übrig sind. Der Vf. derselben, du Bois-Lymé, theilt im 21ten Kap. (das 20ste fehlt noch) Nachrichten über Heliopolis mit, die er mit dem verstorbenen Lancret gesammelt. Von dieser weisland sehr glänzenden Stadt läßt sich nur eben die Lage noch erkennen; nur ein Obelisk erhebt sich unter den formlosen Schutthaufen. Daß aber diese Schutthaufen bey Metaryeh die Stelle der alten Stadt bezeichnen, scheint ausgemacht, und Larchers Meinung, daß es noch ein Heliopolis im Delta gegeben habe, wird mit Recht bestritten und verworfen. Mehr ist nach Cordier (Kap. 23) noch von Tanis übrig, dessen Name in San übergegangen ist, am Kanal Mo-neys, dem alten Ostium Taniticum. Besonders erheben sich unter den Trümmern vier und zwanzig Säulen von Granit, die den Zugang zu einem Tempel (den *δρόμος* Strabons, die avenue nach den Franzosen) gebildet zu haben scheinen. Der Vf. hält Tanis für die Residenz der Könige, unter denen die Juden das Land Gosen bewohnten, nach Wahrscheinlichkeitsgründen einer Art, die in einer Sagengeschichte nicht viel entscheiden kann. Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß die Herrschaft der Hyksos die ihnen stammverwandten Kinder Israels nach Aegypten zog, und daß die ruhmvolle Dynastie des Luthmosis die einen wie die andern vertrieb, wie auch aus Manethos Erzählungen bey Josephus deutlich hervorgeht. Das 25ste Kap. (alle hier nicht erwähnten fehlen noch), von Follois und du Bois-Lymé verfaßt, beschreibt die Ruinen, die zwischen den Nil-Armen von Rosette und Damiette liegen; zuerst die Denkmäler von Bahbeyt, welche die Berichterstatter Stadt der Isis nennen und einen Isis-Tempel dort entdeckt zu ha-

ben glauben, dessen Kapitale mit den bekannten Iffis= oder richtiger Athor=Masken verziert sind, dann die vielleicht nur durch Transportation an ihre jetzige Stelle gekommenen Trümmer zu Mehallat=el=Kebyr, drittens die bedeutenderen Ruinen bey dem Dorf Sa=el=Haggar, welche sicher dem alten Sais angehören. — Von den mit gewohnter Pracht und Reinlichkeit ausgeführten Kupfertafeln geben die achtzehn ersten Ansichten, Pläne, Details der Pyramiden und der umherliegenden Monumente; vorzüglich gewährt Tafel 6 einen deutlichen Begriff von der gewissermaßen symmetrischen Anlage und den äußeren Einfassungen der Pyramiden durch Gräben und Wälle. Unter den Basreliefs aus den Gräbern bey der zweyten Pyramide von Ghizeh, welche Scenen des Ackerbaus und der Industrie enthalten, ist die Vorstellung einer Kelter oder Presse (Tafel 18 N^o 2) merkwürdig; ein Sack in dem sich die auszupressenden Früchte befinden, wird durch Stangen in die Länge gezogen und gewissermaßen ausgewunden; auf den Stangen stehen und an ihnen hängen Männer, um sie auseinanderzudrängen, das Ganze ist, wie die Scenen aus dem häuslichen Leben gewöhnlich, ziemlich natürlich und lebendig dargestellt. Tafel 19 gibt das Profil des Nivellements des Sees Mareotis gegen das Meer, 20 eine Ansicht der Römischen Thürme von Babylon, 21 bis 25, Zeichnungen von kleinen Obelisken und Sarkophagen, die von Kairo nach Paris transportiert werden sollten aber nun im Britischen Museum stehn (s. die Synopsis von 1821, Room IX N^o. 12. 13. 23). Taf. 26 — 29 Pläne der Ruinen von Heliopolis, Athribis (Atryb am Arm von Damiette) und Tanis, und Fragmente, die zu Delyoub, Soueys, Bubastis, Tanis, Thmuis gefunden worden sind. (Am merkwürdigsten ist

ein Stück Relief mit einem Mannskopfe in echt persopolitanischem Styl, und einige Fragmente Keilschrift.) Tafel 30 stellt die im 25sten Kap. behandelten Alterthümer dar. Die Karte von Alexandria fehlt noch, dagegen finden wir Ansichten und zum Theil Aufrisse der unter dem Namen: Nabel der Kleopatra, Römerthurm und Säule des Pompejus bekannten Monumente, nebst Grundrissen und Durchschnitten der Hauptcisternen und Moskeen von Alexandria. Warum diese alte Kirchen oder Basiliken gewesen seyn sollen, wünschen wir näher zu erfahren; Anlage und Ausführung scheint ganz im Arabischen Styl. Das sog. Stadium SW. von der Pompejus-Säule war ein Hippodrom, wie die Länge von über 300 Toisen beweist. Die Alterthümer von Alexandria nehmen die Tafeln 32 — 42 ein. Auf sie folgen aus den verschiedenen Theilen von Aegypten gesammelte Antiquitäten und Anticaglien (Taf. 44 — 89); die Tafeln von 60 — 89 führen die Ueberschrift: Collection d'Antiques; die Blätter, welche Griechische Inschriften, auch die von Rosette, und Papyrusrollen darstellen sollen, fehlen noch. Ein Stein von Edfou stellt in einem nachgemacht Aegyptischen Styl allerley Oblationen dar, die Griechische Umschrift lautet: Πτεροσηνει δεω μεγαιστω Πτολεμαιοσ ο γραμματεωσ των εν τω περι Ελεφαντινην δυναμειωσ L (λυκαβαντι) λε επειφ; leider sind die Cartouchen, die den Namens des Gebers in Hieroglyphen enthalten sollten, unausgefüllt gelassen worden. Die Aegyptische Mythologie wird durch diesen Stein um einen großen Gott reicher. Schätzbar ist die Zusammenstellung Aegyptischer Nomen-Münzen Taf. 58. Die Collection d'antiques ist nicht sonderlich reich, und Ref. erinnert sich bey Lord Belmore und in andern Sammlungen manche interessantere Gegenstände gesehen zu ha-

ben; Vieles ist darin zu unbedeutend und gewöhnlich, um in diesem Prachtwerke gestochen zu werden; wollte man einmal so viel mittheilen, so konnte man namentlich in den emaillirten Terracotta's mehr auf vollständige Darstellung aller unter ihnen vorkommenden Hauptfiguren sehen.

R. D. M.

Histoire naturelle. Troisième Livraison. Seconde Section. Dieses vorliegende Heft enthält eine Monographie der Anneliden von Jules César Savigny: *Système des Annelides, principalement de celles des cotes de l'Égypte et de la Syrie, offrant les caractères tant distinctifs que naturels des ordres, familles et genres, avec la description des espèces.* Der Verf. theilt die Anneliden in vier Ordnungen: Nereideae, Serpulae, Lumbricinae, Hirudineae. Die erste Ordnung zerfällt wieder in die Familien: Aphrodita, Nereis, Eunica, Amphinome, die 19 Gattungen enthalten; die zweite Ordnung theilt sich in die Familien: Amphitrita, Maldania, Telethusa, mit sieben Gattungen; die dritte Ordnung in die Familien Ophiurus und Lumbricus, mit 3 Gattungen; die vierte zerfällt in drey Unterabtheilungen und 8 Gattungen. Die Gesamtzahl der aufgestellten Gattungen ist also 37, der Arten 108. Die Aegypten ausschließlich oder doch vorzugsweise angehörigen Anneliden sind nicht besonders zusammengestellt, und somit gibt der Verf. von der einen Seite offenbar zu viel, von der andern zu wenig. Was sollte aus dem an sich weitschichtigen und kostbaren Werke über Aegypten werden, wenn alle Partien so ausführlich behandelt werden sollten. Die bey Herodot 2, 68 und Ael. ha. 3, 11 und 8, 25 vorkommende βδέλλα führt der Verf. als eine besondere Gattung Blutegel unter dem Namen *Bdella nilotica* auf. Die Abbildung

findet sich auf der fünften Platte, Fig. 4. — Auffallend ist es, daß der Verf. die Rückenschuppen mehrerer Anneliden für analog den Flügeldecken der Insekten ansieht. S. 27. Die zweyte dieser Lieferung beygefügte Abhandlung: de la constitution physique de l'Égypte, et de ses rapports avec les anciennes institutions de cette contrée; seconde partie par M. de Rozière; liefert sehr interessante Aufschlüsse über die jährlichen Ueberschwemmungen des Nil und den durch seinen lehmigen, mit dem Wüstensand gemischten Niederschlag gebildeten Boden des Nilthals. Es ergibt sich daraus, daß die Höhe des Wasserstandes von 13 bis 14 Cubitus, noch jetzt zur Befruchtung hinreichend sind; ferner daß die Höhe von 14 bis 14½ Cubitus die fruchtbringendste ist, ein höherer Wasserstand bis zu 22 Cubitus noch jetzt für zu reichlich angesehen werden muß. Zu den Zeiten der Römer reichten 12 — 13 Cubitus zur Befruchtung hin. — Der Verf. nimmt ferner eine langsame aber immer fortschreitende Erhöhung des Nilthals an, so daß auf tausend Jahre ungefähr 3½ Cubitus, auf hundert Jahre ungefähr 5 Zoll 8 Linien, oder etwas mehr als ein Viertel Cubitus zu rechnen sind.

Im Jahr 1822 ist von dem Etat moderne der Description de l'Égypte (vgl. Göt. gel. A. 1820. St. 93 — 95) erschienen als Fortsetzung Suite du Tome II. S. 321 — 736 und Tome Second, IIe Partie. S. 1 — 268 in Folio. Die meisten Aufsätze sind geographischen Inhalts.

1. Extrait d'un Mémoire sur les lacs et les déserts de la basse Égypte, par M. Gratien Le Pere. S. 469 — 482. Ein kleiner, aber inhaltsreicher Aufsatz. Schon in den vorigen Theilen des großen Werks sind einigen Seen Niederägyptens besondere Abhandlungen gewidmet: dem See Menzaleh von H. Andreossi I.

S. 261; dem lac amer (der Vf. will ihn seiner Lage und anderer Ursachen wegen lieber lac des Deux-Mers nennen) von Le Vere, einem Bruder des Vfs. vgl. G. g. U. 1820. S. 929 und der birket Qerun oder Moeris der Alten von Somard I. S. 79: über diese wiederholt der Vf. nichts Ueberflüssiges und spricht dafür ausführlich über die boheireh (بهره) el-Marjut, die noch ihren alten Namen lacus Mareotis führt; den See Ma'dieh (مدية) d. h. den Durchgangssee; den See von Edfu, der sich, da er den Alten unbekannt ist, wahrscheinlich erst später gebildet hat; den See Burlos (Borollos); den lacus Sirbonis der Alten, jetzt nach Balduin, König von Jerusalem, boheireh Barduel genannt; und den Natrumseen oder natri fodinae. Der See Mareotis war noch zu Abulfeda's und später (1663) zu Thevenot's Zeit bedeutend, im J. 1799 aber ganz ausgetrocknet. Als Resultat seiner Beobachtungen über alle Seen und Wüsten Unterägyptens stellt der Vf. den Satz auf, daß der ganze Landstrich von Suez bis zur Dase des Jupiter Ammon aus abgetrockneten Meeresflächen entstanden sey. So würde sich also auch hier bestätigen, wie wenig die ägyptischen Priester und Herodot irren, wenn sie das nördliche Aegypten ein Geschenk des Nil nannten. Durch welches Phänomen in uralter Zeit diese Austrocknung bewirkt wurde, wagt der Vf. nicht zu entscheiden; vielleicht durch eine außerordentliche Fluth und Ebbe, wie deren eine Exod. 14, 21. vgl. Diod. Sic. 3, 40 erzählt wird. Jetzt ist Niederägypten weit mehr durch Sümpfe und Seen durchschnitten und daher ungesunder und weniger bewohnt als zu der Zeit der altägyptischen Könige; für das beste Mittel, diesen Theil Aegyptens zu seinem vorigen Wohlstand zurückzuführen, hält

der Vf. Austrocknung der Sümpfe, Anlage von Dämmen und regelmäßiger Bewässerung.

2. Notice topographique sur la partie de l'Égypte comprise entre Rahmânyeh et Alexandrie, et sur les environs du lac Mareotis; par MM. Chabrol et Lancret. S. 483 — 490. Dieser Aufsatz enthält Nachträge zu frühern Abhandlungen und kann zu einigen wesentlichen Ergänzungen der frühern Beschreibungen Niederägyptens dienen. 1. Environs du canal d'Alexandrie. Schon früher (T. II. S. 185 vgl. G. g. Anz. 1820. S. 938) haben die Vf. einen Aufsatz über den Kanal von Alexandrien geschrieben: jetzt holen sie aus ihrem Reisejournal vom J. 1800 über die Umgegend dieses Kanal einiges nach. Fast jeder Schritt zeigte ihnen Spuren verlassener Häuser und Städte; alte Denkmähler, von denen einige an Feinheit der Sculptur denen der schönsten Tempel Oberägyptens nicht nachstehen, fanden sie im Ganzen weniger, weil dieser Theil Aegyptens die größten physischen und politischen Veränderungen gelitten hat. Bey den Dertern Uflaieh und Keriun trafen sie Stücke von ägyptischen Basreliefs aus dem höchsten Alterthum, und sie vermuthen, daß diese von den Ruinen von Hermopolis parva, auf deren Boden jetzt Damanhur erbaut ist, abzuleiten seyen. 2. Lac d'Edkou et Environs. Die kleine Stadt Edku, auf dem Wege von Rosette nach Alexandrien, hat durch die Zerstörung der Derter um Abukir neuerlich an Einwohnerzahl bedeutend gewonnen; die reichen Fischereyen des Sees von Edku machen den Hauptnahrungszweig der Einwohner aus. Im J. 1800 ward dieser See durch den Bruch der Dämme von Damanhur und der Kanäle von Alexandrien und Abulgamas bedeutend vergrößert; auch hier wird daher der Grundsatz aufgestellt, daß Verbesserung der Dämme das einzige Mittel

sey, um den zerrütteten Culturzustand des Bodens wieder herzustellen. 3. Lac Mareotis. Gegen die Annahme mehrerer Franzosen behaupten die Vf., daß die Ufer des alten Sees Mareotis zur Zeit der franz. Expedition noch nicht völlig unkenntlich geworden seyen; im J. 1801 fanden die Vf. noch bedeutende Spuren des alten Sees. Die Ursache dieser Abweichung scheint mehr zufällig. Gewiß bewirken die verschiedenen Jahreszeiten, in denen der See besucht wird, oder die größere oder geringere Ueberschwemmung des Nil verschiedene Ansichten der Gegend; daß sich aber der alte See bedeutend verringert habe, läugnen auch die Vf. nicht. Der Boden des Thales und Sees ist äußerst salzig, daher die Verf. auch den Namen Sebakhah el-Marjut durch Salzsee erklären (nach den Wörterbüchern wäre سبخة überhaupt See, Sumpf vgl. S 472). An den Küsten glauben die Verf. noch Spuren vom Anbau des durch Horaz berühmten Weines von Mareotis gefunden zu haben. Die Umgegend, deren größte Dörfer El-khazi und Wadi-marjut sind, bewohnen jetzt abwechselnd arabische Stämme; im J. 1801 die Kulad-Mi.

3. Mémoire sur l'agriculture, l'industrie et le commerce de l'Égypte, par M. P. S. Girard S. 491 — 714. Unermüdet durchreiste der Vf. mehr als ein anderer Franzose Aegypten nach allen Richtungen. Zuerst bekam er von Napoleon den Auftrag, bis zu den Cataracten zu reisen, um den Einfluß des Nil auf die Fruchtbarkeit des Landes genau zu beobachten und einen Plan über die beste Art der Bewässerung zu entwerfen; und sieben Monate (bis zum 16. Oct. 1799) durchkreuzte er Oberägypten nach allen Seiten in Begleitung der Generale Desair und Belliard. Erkundigungen zog er mit dem größten Fleiße von den Scheichs, den Landbewohnern (Fel-

lahs) und Reisenden ein; leider aber mußte er alle 3 Jahre hindurch durch Dolmetscher fragen und sich antworten lassen, und konnte die arabischen Namen nicht mit der gewünschten Vollständigkeit aufzeichnen. Als ihm später Kleber den Auftrag gab, den Handel und Ackerbau Egyptens zu untersuchen, durchreiste er die vorher noch nicht besuchten Provinzen Suez, Fajum, Beni Sueif, zulezt den größten Theil von Niederägypten.

Der erste und ausführlichste Theil dieser weitläufigen Abhandlung de l'état actuel de l'agriculture en Egypte S. 496 — 589 ist auch für die Erklärung der alten occidentalischen und orientalischen Schriftsteller von großer Wichtigkeit, und würde noch lehrreicher seyn, wenn der Vf. nach dem Beyspiel anderer Mitarbeiter zugleich auf die Stellen dieser alten Schriftsteller Rücksicht genommen hätte. Die eigenthümliche, nur für den ägyptischen Boden passende Art des Ackerbaues hat sich noch jetzt, die großen Rückschritte in der Cultur abgerechnet, völlig so erhalten wie die Alten sie beschreiben. Section I. S. 496 — 502. Der Vf. beginnt mit der Beschreibung der Ausdehnung und Beschaffenheit des anbaufähigen Theiles Egyptens, der vom Nil das einzige reiche Mittel seiner Fruchtbarkeit zieht. Die für den Ackerbau unentbehrliche Bewässerung entsteht theils natürlich, durch die Ueberschwemmung des Nil, wobey jedoch fast überall Dämme nöthig sind, damit das Wasser nicht zu schnell zurückfließe; theils hilft die Kunst durch Canäle und mehrere Arten von Schöpfmaschinen nach, welche die Hände der Menschen oder Stiere in Bewegung setzen müssen (ساقية, شادوف, دلو); für die vom Nil entfernten Districte, die aber jetzt nicht gehdrig benutzt werden, und für Gärten ist bloß die letzte Art der Bewässerung möglich. Diese künstlichen, obwohl sehr einfachen und aus dem höchsten Alterthum

stammenden Maschinen werden (vgl. Taf. 3—6) nach ihren verschiedenen Arten beschrieben; die Beschreibung und Form weicht jedoch von frühern z. B. bey Philo T. I. p. 410 ed. Mang. Niebuhr Reisebeschr. I. S. 149. vgl. Deut. 11, 10 etwas ab. Oft entstehen große Unruhen unter den Cantonen, und große Districte werden von Einwohnern verlassen, weil die stärkern Nachbarn heimlich zu viel Wasser schöpfen und andern die Quelle der Befruchtung rauben; und die Regierung, welche sich von den Schöpfmaschinen Tribut zahlen läßt, ist zu schwach oder unthätig, um diesen Unordnungen zu steuern. Section II. S. 505. Beschreibung der Instrumente des Ackerbaues. Sie sind alle sehr einfach und aus dem höchsten Alterthum ohne größere Vervollkommnung geblieben; im südlichen Aegypten hat sich ihre Gestalt selbst noch einfacher und alterthümlicher erhalten als um Kahira und im Delta. Der Gebrauch der Egge ist noch jetzt unbekannt; man gebraucht dafür gewöhnlich einen starken Baumstamm, und bisweilen setzt sich der Leiter der Stiere selbst darauf, um seine Schwerkraft zu erhöhen. Im südlichsten Aegypten wird das Getreide noch nach der ältesten Art auf dem Platz der Erndte von den Füßen der Stiere zerstampft; im übrigen Aegypten nimmt man einen Dreschschlitten *noreg* (نورج, verwandt mit מורג) zu Hülfe, welcher in der Gegend von Rosette und Damiette am geschicktesten verfertigt wird. Zu den Feldarbeiten gebraucht man überall Stiere, sehr selten Kühe und im Delta Kameele und starke Esel. Sect. III. S. 509. Ueber Maasse, Gewichte und Münzen, wovon zum Theil schon ausführlicher H. Bernard S. 321 ff. gehandelt hat. Der tägliche Verdienst eines Fellah (5—8 Medins in Unterägypten, 8—19 in Oberägypten, 28 Medins = 1 Gr.) ist eben so gering als sein Lagerwerk; die Maschinen zur Bewässerung werden in Unterägypten von Stieren

getrieben, in Oberägypten, wo diese wegen des völligen Mangel von Bäumen und Schatten nicht gebraucht werden können, durch Menschenhände. Sect. IV. S. 514. Beschreibung des Zustandes der Fellahs. Kein Land könnte glücklicher durch den Ackerbau seyn als Aegypten, welches seinen alten Wohlstand diesem verdankt; und dennoch sind jetzt die Ackerbauer keines Landes dürftiger und unglücklicher als jene Fellahs. Die Ursachen liegen in der Anarchie des Landes und den vielfachen Bedrückungen der kleinen und großen Herrscher, der Scheikhs, Beis, Mamluken und Paschas. Um die Mitte des vorigen Jahrh. lebte in Unterägypten ein arabischer Stamm, der sich zum Ackerbau gewöhnt hatte, und unter seinem ausgezeichneten und noch jetzt beliebten Scheikh Hammam blühte der Ackerbau, so lange er von Mißbey unabhängig sich erhalten konnte. Sehr gefährlich der Kultur sind auch die Plünderungen der streifenden arabischen Horden, welchen ein Pascha weder befehlen noch Tribut auflegen kann. (Jetzt freylich hat sich, nach den neuern Nachrichten von Burckhardt, Waddington u. a., dieses alles unter Mohammed Pascha sehr geändert, obgleich nicht zum Vortheil der Fellahs). Sect. V. S. 552. Genaue Beschreibung der einzelnen Producte des Ackerbaus, ihres Preises, der Art ihres Anbaues zc. Der Weizen wird am häufigsten angebaut, vorzüglich in den Provinzen Theben, Dschirdscheh, Siut, Minieh, Kahirah, Menufieh; das nördliche Aegypten steht an Fruchtbarkeit dem südlichen bey weitem nach. In Oberägypten genügt $\frac{1}{2}$ Ardeb (90 litres) Ausfaat für ein großes Landstück (fe d d a n, dieß Wort kennen die arab. Wörterbücher nicht; ist es فددان , فد Feld?); in dem übrigen Aegypten sind $\frac{2}{3}$ erforderlich; mit Ausschluß des Lohnes, der den Schnittern und übrigen Arbeitern in natura gegeben wird, verhält sich in Oberägypten die Erndte zur Ausfaat

wie 12 — 15 zu 1, im übrigen Aegypten wie 6 — 10 zu 1; in Oberägypten wird der Saame ohne Vorbereitung der Erde nach der Ueberschwemmung anvertraut, in dem übrigen Aegypten sind Bewässerungsmaschinen unentbehrlich und im Delta wird selbst Dünger bisweilen herbegeführt; nur die Halme sind in dem feuchteren Unterägypten höher. Durah dient zur gewöhnlichen Nahrung der Fellahs, und daher nicht zum Verkauf und zur Zahlung des Tributs; es kann nur bis Kahirah hin gebaut werden und wächst im südlichsten Theile am üppigsten; bis Edku kann es des Jahrs zweymal gesät und geerntet werden: die erste Ausfaat (El-keidi), die in der Mitte des August reift, muß sehr mühsam durch starke Bewässerung der heißen Jahreszeit wegen gepflegt werden und ihr Verhältniß zur Erndte ist wie 1 zu 5 — 7; die zweyte, (El-nabari, Herbstfaat) wird durch die Ueberschwemmung des Nil begünstigt und gibt bey geringer Nachhülfe der Menschen eine 10 — 12 fältige Ernte; nördlich von Edku ist nur die letzte Art der Ausfaat möglich. Mais, von den Aegyptern syrische Durah genannt, wird nur in einigen Gegenden von Niederägypten, wo Durah nicht wächst, stark gebaut. Der Anbau des Reis, welcher einen bedeutenden Handelsartikel ausmacht, ist auf das nördlichste Aegypten, vorzüglich die Gegend um Rosette und Damiette beschränkt; fordert aber ein sehr wohl bewässertes Land und viele Arbeiten, die hier genau beschrieben werden; sein Ertrag ist gewöhnlich wie 16 — 18 zu 1, bisweilen wie 5 — 32 zu 1. Gerste, statt des Hafer gebaut, kann nur in der Gegend von Esne in Unterägypten ohne künstliche Bewässerung gedeihen. Theilweise trägt das Land auch ervum lens, cicer arietinum, vicia faba equina, allium cepa (zum Ausführen nach Arabien vom Hafen Dozeir aus) und cucurbita citrullus; wegen des gänzlichen Mangel an natürlichen Wiesen wird trifolium alexandrinum im Delta und Said,

und foenum graecum in Mittelägypten sehr stark gesäet; der Saame wird ohne alle Vorbereitung der überschwemmten Erde anvertraut. Brassica arvensis zieht man in Siut und Dschirdscheh, lactuca sativa um Dene und Theben, sesamum orientale um Dene und im Delta; alle drey Pflanzen geben reichliches Del. Der sehr gewinnreiche Anbau des carthamus tinctorius ist von Esne bis Kahira möglich, wird aber jetzt, weil er viele Kosten fordert, von den armen Fellah's vernachlässigt. Linum usitatissimum, eine der nützlichsten Pflanzen, fordert in Siut, Fajum, Minieh und im Delta eine ganz verschiedene Behandlung; man pflanzt es auf die am längsten überschwemmten Uefer. Die Baumwollenstaude wird im südlichsten Aegypten im April und Julius gesäet und kann 3 — 10 Jahre dauern; die erste Saat (El-keidi) muß mit kostbaren Bewässerungen befruchtet werden, ist aber ergiebiger als die zweyte; im Delta kann die Staude nur im April gesäet werden und dauert nur ein Jahr. Die Indigo-pflanze gedeiht am besten in den südlichen Provinzen, vorzüglich in Beni-sueif und Dschizeh; sie wird aber wegen der vielen Kosten der Zubereitung jetzt selten gebaut. Aus ähnlichen Ursachen wird das Zuckerrohr, welches in ganz Aegypten wachsen könnte, nur um Farschut und Akhmim gepflanzt. Unter den Bäumen ist der Dattelbaum der häufigste; denn von ihm wird nicht, wie von den andern Pflanzungen, Tribut gefordert; der vielfache Nutzen seiner Blätter wird ausführlich beschrieben. Außer ihm trifft man besonders häufig die ficus sycomorus, in deren Schatten die Bewässerungsmaschinen angebracht sind; die Insel Pharos hat von der Menge der Feigenbäume jetzt den Namen Feigeninsel. Im Ganzen sind noch jetzt wie zu Columella's Zeit sehr wenige Baumarten in Aegypten; alle Waldbäume fehlen nothwendig nach der Beschaffenheit des Boden.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g i f c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.

Den 5. May 1827.

P a r i s.

Beschluß der Anzeige: Description de l'Égypte.

Sect. VI. S. 557. Ueber die Thiere der Ackerbauer. Büffel können nur in den nördlichen kaltern Gegenden gebraucht werden; im Süden dienen Stiere zum Treiben der Bewässerungsmaschinen, zum Pflügen und Dreschen. Die Schaafse haben braune Wolle; nur in der Provinz Fajum ist die Wolle weiß und wird zweymal im Jahr geschoren. Pferde dienen nicht zum Ackerbau, sondern zum Luxus und zum Kriege; da der Sieg der Heere von der Menge der Reiter abhängt, so pflegt man die Macht der Reichen nach der Zahl der Pferde zu schätzen. Sect. VII. S. 565. Culturzustand der einzelnen Provinzen. Das erste anbaufähige Land ist südlich die Insel Elephantina, in welcher wegen der größten Fruchtbarkeit dreymal im Jahr gesäet und geerntet wird; zum erstenmal wird Durah ein Monat nach dem Sommerfolstitium gesäet (el-leidi Sommersaat) und reift in 3 Monaten; darauf folgt die Spätsom-

R [3]

mersaat (el-nabari), die in 100 Tagen reift; und endlich gegen das Wintersolstitium die Wintersaat (el-schetawi), welche 4 Monate zur Reife gebraucht; nie ruhet sich also das Land aus. In den nördlichen Provinzen von Oberägypten nimmt die Fruchtbarkeit mehr und mehr ab; man säet nur zweymal jährlich und die Hälfte der Feddans ist für den Weizen bestimmt; in Fajum, wo die Bewässerung am leichtesten ist, säet man doch gewöhnlich nur einmal; im Delta ist eine Sommer- (el-keidi) und Wintersaat; auch letztere bedarf der künstlichen Bewässerung (el-schetawi), die in Oberägypten fehlen kann. Sect. VIII. S. 585. Nachdem der Vf. schon vorher bey den einzelnen Producten die Kosten und den Ertrag des Anbaues genau angegeben hat, stellt er zuletzt allgemeine Untersuchungen hierüber an, um zu zeigen, welche Producte am meisten für den Boden sich eignen und aus welchen sorgsame und begüterte Anbauer den meisten Vortheil ziehen können. Das Resultat gibt ein trauriges Bild von dem jetzigen Aegypten. Am vortheilhaftesten wäre der Anbau des Zuckerrohr und Indigo, weniger schon der des Reis und Weizen; und dennoch werden Zuckerrohr und Indigo jetzt am seltensten angebaut, weil die Kosten des Anbaues von den gedrückten Fellahs nicht bestritten werden können, und dagegen werden Durah und andere wenig einbringende Producte am meisten gebaut, weil sie am schnellsten reifen und am wenigsten Arbeit fordern. Was könnte also aus Aegypten werden, wenn es reiche Anbauer hätte, oder wenn eine weise Regierung, wie einst die des Großvesir Josef, für den nützlichsten Anbau sorgte! Sect. IX. S. 589. Ueber den traurigen Zustand der Fellahs. Die größte Schuld des zerstörten Ackerbaues und der Verarmung der Ackerbauer schreibt der Vf. nicht sowohl dem Despotismus der Bey's zu, als den Betrüg-

gereyen der koptischen Christen, von welchen etwa 30,000 Personen bloß durch die Eintreibung der Steuern leben. Der Katschef (Statthalter) jeder Provinz überläßt die Bestimmung des Steuercaßes, die im Allgemeinen nach den fruchtbaren oder geringern Ueberschwemmungen des Nil jährlich verschieden ist, und die Eintreibung der Steuern koptischen Beamten, welche allein das Schreiben verstehen; und diese üben tausend Künste, um sich durch dieses Amt zu bereichern, ohne ihr Ansehen bey den Beis und Fellahs zu verlieren. Aber, könnte man fragen, muß nicht die Verbesserung des Volks von oben kommen? folgen nicht die koptischen Beamten bloß dem Beyspiel der höhern?

Seconde Partie. S. 590 — 620. Sur l'état actuel de l'industrie en Egypte. In einem so tief gedrückten und gesunkenen Lande als das jezige Aegypten ist, muß die Industrie sehr beschränkt seyn; in den Städten sind wenige Fabriken, und der Luxus der Großen muß durch Handel mit fremden Ländern befriedigt werden. Im südlichen Aegypten haben sich die ältesten und einfachsten Werkzeuge und Kunstfertigkeiten erhalten, z. B. die Kunst zu weben, eine der ältesten in Aegypten, steht jezt noch auf derselben Stufe der Ausbildung, die sie vor zwey bis drey tausend Jahren erkliegen hatte. Aus den genauen Bemerkungen über die Gewerbe, Lebensmittel, Preise der Waaren &c. heben wir nur Einiges aus. Eine Ursache, warum in Unterägypten wenigere Ruinen sind, liegt nach S. 594 darin, weil die aus Kalksteinen gebauten Denkmähler Unterägyptens leichter von spätern Einwohnern zu neuen Gebäuden benützt wurden als die aus Granit erbauten in Oberägypten. Wein wird nach S. 608 nur in Fajum bereitet und auch hier äußerst unvollkommen; eine Art schlechten Weins zieht man aus dem Dattelbaum; übrigens hält der Vf. den

ägyptischen Boden für sehr geschickt zum Weinbau, wobey aber der Vf. nicht beachtet hat, daß auch die alten Ägypter feinen Wein bereiteten (vgl. Michaelis mos. Recht IV. S. 173 ff.). Rosenwasser zum Verkauf in fremde Länder wird in Fajum, Zucker in geringer Menge um Farschut und Akhmim bereitet; sal ammoniacum, dessen Material sich in ganz Ägypten findet, wird dennoch nur in Kahira und im Delta verfertigt; die ma'mal el-farrudsch oder die Ofen zum Ausbrüten der Eyer, die unter Aufsicht der Statthalter stehen, beschreibt der Vf. S. 614 nach seiner Ansicht in Lukfor. Windmühlen, zu deren Einführung sehr gerathen wird, sah der Vf. nur auf der Insel Pharos.

Troisième Partie. Du commerce actuel des Égyptiens S. 621 — 700. Sect. I. S. 629. Der innere Handel ist unbedeutend, da die ärmern Districte kaum so viel Land bebauen, als zu ihrem Unterhalt und zur Erlegung des Tribut gehört; die vorzüglichsten Handelsplätze für den innern Verkehr sind Esne im Süden, Kahira, und im Delta Semennud und das den Europäern vor 1798 unbekanntes Tantah. Auf den Märkten wird alles, selbst das Brennholz, nach dem Gewicht verkauft; dennoch ist nach S. 626 kein Betrug häufiger als der durch falsches Gewicht; und war es anders bey den alten Hebräern? (s. Amos 8, 5. Mich. 6, 11). Section II, S. 644. Der Handel mit dem innern Africa wird durch die Caravanen von Darfur (einer Stadt so groß als Kahira nach der Aussage der Reisenden), Senaar und Fezzän betrieben; von Darfur kommen jährlich zwey Caravanen, welche Sklaven, Kammele, Gummi, Elephanten- und Rhinoceroszähne u. mit starkem Zoll einführen, und Zucker, Muscheln als Scheidemünze, Glas und andere europäische Waaren zurückbringen. Unbedeutender

sind die Caravänen von Sennaar, welche fast dieselben Waaren bringen und holen; noch geringer ist der Verkehr mit den friedlichen und cultivirten Arabern von Fezzan; nach den Raubstaaten werden mehr Waaren von Aegypten eingeführt, als umgekehrt. Alle Waaren und Preise zählt der Vf. mit einer Genauigkeit auf, die man sonst vergeblich suchen würde. Sect. III. S. 660. Der Handel mit Asien ist besonders durch die nach Mekka bestimmten Pilgercaravänen lebhaft; zu Schiffe schicken nur die Europäer vom mittelländischen und die Araber und Engländer vom rothen Meere her Waaren nach Aegypten. Damask, Latak und Seydeh in Syrien führen Olivenöl, Baumwolle, Indigo, Galläpfel, die besten Seidenwaaren (قطني qotni) ein, und bekommen

Skaven, Zucker und Senneblätter. Zu dem Handel mit Arabien, welches sehr viele Bedürfnisse aus Aegypten holen muß, dienen am rothen Meer die Häfen von Suez und Dozeir; letztere Stadt, den arabischen Häfen Dschidda und Jumbo gegenüber, wird wegen Mangel an Wasser nur wenig bewohnt. Hätte der Vf. die arabischen Geographen gekannt, so würde er nicht gezweifelt haben, ob nordöstlich von Suez das zerstörte Kolzum gelegen habe (S. 653). Zuletzt zählt der Vf. die mißlungenen Versuche der neuern Zeit auf, den Handel des rothen Meers blühender zu machen. Am ausführlichsten werden Sect. IV. die von Venedig, Triest, Livorno und Frankreich ein- und ausgeführten Handelsartikel beschrieben; man weiß aber nicht, warum der Handel mit der Levante oder mit den Engländern übergangen ist. Wir zeichnen nur noch aus, daß nach S. 679 die von Seiten der Beyn ungerechte Behandlung der franz. Consuln in Aegypten die Ursache oder vielmehr den Vorwand zu der franz. Expedition gegeben hat.

Sect. V. Authentische Register über die Einnahme der Douanen, die der Vf. in den Handelsstädten sammelte.

Die von den Alten gepriesene Fruchtbarkeit Aegyptens ist nicht erschöpft; sie kann nach des Vf. Meinung zwar nicht erhöht, aber durch Anlegung von Canälen und bessere Benutzung des Nilwassers erweitert werden. Metalle fehlen Aegypten ganz; die alten Könige zogen sie wahrscheinlich aus dem innern Africa. Der Vf. zweifelt nicht bloß, ob bey der gänzlichen Unfruchtbarkeit der Gegend von Suez der viel besprochene Canal vom rothen Meere bis zum Nil angelegt werden könne, sondern auch, ob er jemals unter den alten Aegyptern, den Persern, Griechen, Römern und Arabern wirklich vollendet und gebraucht gewesen sey; nur bey Ptolemäus Philadelphus scheint ein solcher Zweifel zu kühn.

4. Appendice au mémoire sur les anciennes limites de la mer rouge, par M. du Bois-Aymé. S. 715—736. Die in einem vorigen Aufsatz I. S. 187 ausgesprochene Ansicht des Vf. über die vormalig weiter nördlich ausgedehnten Grenzen des rothen Meeres ist aus den G. g. Anz. 1820. S. 932 bekannt: da ihr von H. Roziere in den Ant. I. S. 127 Einwürfe entgegengesetzt waren, so vertheidigt hier der Vf. seine Meinung aus der physischen Beschaffenheit des Isthmus und aus den Zeugnissen der Alten; und gewiß nicht ohne Erfolg.

5. Mémoire sur la construction de la carte de l'Egypte, par M. Jacotin. S. 1—118. Der Vf. war einer der thätigsten Ingenieur-Geographen Napoleons, und bald nach dem Tode Lefevuides in dem Aufstand zu Kahira am 21. Oct. 1798 der Borgesezte aller. Sein Aufsatz bezweckt nicht die Geographie Aegyptens, obgleich viele geographische Notizen beyläufig vorkommen,

sondern nur die Angabe der Quellen, aus denen er die Charte entwarf; und diese beschreibt er mit einer Genauigkeit, die nur zu oft in ermüdende Weiterschweifigkeit und Wiederholungen verfällt. Im 1. Cap. S. 1—17 beschreibt er die preiswürdigen Anstalten, welche Napoleon und Kleber für die genaueste Kenntniß Aegyptens und Syriens trafen; aber viele Hindernisse stellten sich dem Eifer der alle Winkel durchstreifenden Gelehrten und der Ausführung der weise entworfenen Pläne entgegen. Die Ueberschwemmungen des Nil erlaubten in den drey Jahren des Besizes Aegyptens den Gelehrten nicht, zu jeder Zeit zu reisen; viele Ingenieure starben an der Pest oder durch andere Unfälle; am schmerzlichsten war der Verlust vieler geometrischen Instrumente durch den Schiffbruch eines Fahrzeugs. Im 2. Cap. S. 18—28. spricht der Vf. von der Verfertiung der Charte. Sie war schon in großer Eile (pour satisfaire à l'impatience de Napoléon S. 22) im J. 1803 entworfen, hernach aber aufs neue bearbeitet und endlich 1816 vollendet, nachdem der Vf. mehrermahl durch Napoleon von seinem Hauptgeschäft abgerufen war. Alle einzelnen von Ingenieuren, Officieren, Reisenden u. s. w. von 1798 bis 1801 in Aegypten entworfene Pläne wurden vom J. 1802 an in Paris gesammelt und dem Vf. übergeben; aus ihnen entwarf er die Charte mit Zuziehung aller andern, zum Theil auch spätern Hülfsmittel. Napoleon hatte ausdrücklich verboten, daß die Charte zu der *déscription de l'Égypte* gehören oder öffentlich bekannt gemacht werden sollte: die königliche Regierung beschloß das Gegentheil. Im 3. oder dem Haupttheil beschreibt der Verf. die Charte Aegyptens und der angrenzenden Länder selbst, und die Hülfsmittel auf die er sich stützte. 47 kleinere Charten sind der *Topographie Aegyptens und Syriens* gewidmet; 3.

größere der eigentlichen Geographie (S. 98 — 103). Oberägypten von den Kataracten und Syene an ist in 13, Mittelägypten in 7, Unterägypten in 10, Syrien und Palästina in 5 Charten topographisch gezeichnet; bey jeder nennt der Verf. die Ingenieure und andern Franzosen, denen er die Pläne verdankt, beschreibt ihre Reisen und Unternehmungen, zeigt, wo die Charten am genauesten und zuverlässigsten sind und wo sie noch bedeutende Lücken lassen. Wo die Sammlungen der Franzosen nicht ausreichten, benutzte der Vf. die Charten und Beschreibungen von d'Anville, Pococke, Norden, Bruce und besonders von Niebuhr. Am genauesten beschrieben sind einige Districte von Mittelägypten, besonders Beni-sueif und Fajum; außerdem Kahira, Alexandrien, Siut und Minieh, und über mehrere dieser haben schon andere Mitarbeiter in den vorigen Theilen specielle Beschreibungen geliefert (s. G. g. A. 1820. S. 940 ff.); am wenigsten genügen die Beschreibungen mehrerer Provinzen von Unter- und Oberägypten und von Syrien, nach welchem Lande der Vf. allein unter allen Ingenieuren das französische Heer begleitete. Im Ganzen bleibt dem Vf. das Verdienst, eine viel genauere und vollständigere Charte geliefert zu haben als die beste der frühern, die von d'Anville, seyn konnte; obgleich neuere Reisende, wie Burckhardt und Scholz, gerade die Districte genauer beschrieben haben, welche die Franzosen nicht untersuchten. Das 4. Cap. spricht über die Orthographie. Man hatte in Aegypten die Vorsicht, die Namen auch genau Arabisch schreiben zu lassen; in Paris wurden die Namen in arabischen Buchstaben neben der französischen Aussprache auf der Charte bemerkt. Da Hr. v. Volney seine in der simplification des langues orientales angedeutete, etwas sonderbare Orthographie der Charte aufbringen wollte,

so ward eine besondere Commission ernannt, welche die beste Ueberschreibung der arabischen Namen in französische Buchstaben überlegte und nach vier Sitzungen gewiß nicht zu übereilt festsetzte; vgl. die Tabelle S. 106.

Etat moderne troisième livraison suite du T. II. Mémoire sur les monnoies d'Égypte, par M. Samuel Bernard. S. 321 flg. Der Vf. handelt von den ägyptischen Münzen in zwey Theilen. I. Arabische und fremde Münzen, die in Aegypten cursieren oder geprägt werden, von der Zeit der Chalifen bis zur franzöf. Besitznahme. Zuerst von den Goldmünzen, woben der Vf. in die Zeit der Griechen zurückgeht, und vieles aus Makrizi nimmt. Seit der türkischen Herrschaft sind die Goldmünzen Fondukli (وندكلى) Venetianische), den Zechinen gleich, die seit Abdulhamids Tode nicht mehr geprägt worden; und Sermahub (نهر مسحوب), aurum dilectum)

oder Mahhub, etwas leichter. Man hat auch halbe und $\frac{1}{4}$ von beiden. Die mit dem ausgeschriebenen Titel des Sultans sind älter als die mit dem Namenszug. SilberM. und Billon. Anstatt des alten arab. Dirhems ist jetzt der Medin die gangbare Münze. Der Name kommt, nach einer von zwey gelehrten Scheichs mitgetheilten Nachricht von dem Mamluken-Sultan el Malek el Mowajjed, der zuerst halbe Dirhems prägte, die man mouyadi, abgekürzt maydi nannte, oder nous, نص für نصف, die Hälfte. Sie sind von schlechtem Silber und gleichen an Kleinheit den türk. Paras. Große Silbermünzen sind theils die dort häufigen spanischen Piaster und österreichischen Thaler, die man Rial nennt. Erstere heißen auch abu madfa (مدفع) der Kanonen hat, weil die Aegypter die beiden Säulen für Kanonen nehmen, letztere abu taqah طاغ gefensteret,

wegen der getheilten Wappensfelder. Theils schlug auch Ali Bey, nach dem Beyspiel der Sultane, Grousch oder Thaler von 40 und 20 Medins, die jedoch nach seinem Tode nicht mehr geprägt wurden. Bonaparte ließ 1798 (1213 d. Flucht) deren wieder prägen. Kupfermünzen, Fels, Plur. Felus, waren nach dem Vf. kleine Stückchen Kupfer von ungefähr gleichem Gewichte und man rechnete sie nicht unter die Münzen. (Aber schon die ersten Chalifen prägten ordentlich Kupfergeld, das auch im Verkehr unentbehrlich ist.) In Aegypten schlug zuerst Sultan Barkuf um 1379 eine Menge Kupfer und es ward bald die gewöhnlichste Münze, daher Felus für Geld überhaupt gesagt wird. Die spätern Kupfermünzen heißen gedid, neue. Außer diesen gangbaren Münzsorten hat man auch Gelegenheitsmünzen, pieces de fantaisie nennt sie der Vf., die zum Verschenken, besonders zu Anfang des Jahres, geprägt werden; sie sind nur größer und verzierter als die gewöhnlichen. Falsche Münzen gibt es in großer Menge, zumal von Kupfer, weil das unwissende Volk alles für Münze annimmt; selbst die kupfernen und zinnernen Knöpfe der franzöf. Soldaten, wenn nur das Dehr weggebrochen war. Rechnungsmünze; vorhin rechnete man nach Dinaren, dann nach Dirhems und Felus, jezt nach Medins, aber die Auflagen werden schon seit lange nach einer fingierten Münze, Pataken (Abutakah) berechnet. Diese galt zur Zeit der Ankunft der Franzosen 90 Medins, gerade so viel als ein Thaler, den Alibey um 1774 zu 90 Medins bestimmt hatte. Bey dem immer schlechtern Gehalt der Medins stieg aber der Preis des Thalers bis auf 150. Die Patake blieb im Werth 90; so viel galt auch $\frac{1}{2}$ Sermahbub. Die Gutsbesitzer (Multezim) entschädigten sich durch Zusatz-Auflagen, nur der Miri für den Sultan blieb unverändert. Große Summen werden nach Beuteln zu 25000 Medins =

20000 Para geschätzt. Bey den folgenden Kapiteln dieses Theils, von Gestalt und Größe, Gepräge, Inschriften und Werth der Münzen, verweilen wir um so weniger, jemebr darin theils bekanntes, theils ganz specielles vorkommt. Trüg meint der Verf. (S. 247) daß in alter Zeit die Dirhems von gleicher Größe mit dem Dinar gewesen; sie waren stets größer. Die Menge beschnittener Münzen rühre daher, daß die arabischen Chefs wenn sie von den durch ihr Gebiet ziehenden Karavanen und Reisenden Tribut fordern, von jedem Stück, daß der Reisende bey sich führt, etwas abschneiden S. 355. 2 ist das lydaherot unrichtig gelesen, statt س لظ . Das Logra, oder Namensschifre des Sultan sey zuerst 974 (1566) eingeführt. Auf spätern türk. Münzen ließen oft die Paschas und und Beys die Anfangs- oder Endbuchstaben ihres Namens setzen. Z. B. س Alibey, م Achmed, ع Abdallah. س X. auf den unter Bonaparten geprägten ein ب (das verzierte ب auf dem Grousch N^o. 18 der Tafel scheint die nämliche Bedeutung zu haben). Die Fahrzahl auf den türkischen M. die in Constantinopel und in Egypten (d. i. zu Kahira) geprägt werden, bezeichnet das Jahr der Thronbesteigung. Auf spätern Münzen seit Mustafa III. findet man oft noch auf der Fläche eine oder zwey, Ziffern, die bisher räthselhaft waren. H. B. zeigt daß es Endziffern des Prägejahrs sind, wobey man die Hunderte oder auch die Zehner ergänzen muß, z. B. wenn die Fahrzahl ist 1171 (das Antrittsjahr Mustafas) und auf der Fläche steht 3, so bezeichnet dies 1173. ا (81) ist 1181. Ist das Prägejahr auch in der ersten Ziffer verschieden, so stehen 3 Ziffern, wie auf des Vf. Tafel N^o. 22, wo unten ص (1187) den Regierungsantritt Abdulhamids, oben س 1200 N. C. 1786 das

Prägejahr anzeigt. Auf einigen Aegyptischen unter Selim III. steht 1. 2. 3 ic. das Regierungsjahr. Wir bemerken hier, daß auf der beygefügtten schönen Kupfertafel mit Münzen mehrmals das A und B verwechselt sind. Die Seite wo Prägort und Jahrzahl steht ist allemal die Rehrseite, B. — Die umständliche und genaue Belehrung über Werth, Gehalt der ägyptischen Münze, der unter den Türken noch immer schlechter ward, muß man in der Abhandlung selbst nachlesen. Im J. 1762 wurden 1000 Medins auf 125 Drachmen Gewicht bestimmt; in 10 Jahren wurden sie immer leichter, bis zu 73 Drachmen. II. Theil. Gegenwärtiger Zustand der Münze, Verfahren bey dem Prägen, Verwaltung. Man prägt in Gold sermabub, auch halbe und viertel, und in Silber oder Billon Medins. Das Gold und Silber liefert eine Gesellschaft von Juden, die überhaupt auch hier im Besiß des Handels mit edlen Metallen und Steinen sind, meistens Goldstaub, der durch die Karavanen aus Marocco und Darfur kommt. Er ist in ledernen Säcken von gleichem Gewicht zu 97 Drachmen. 244 span. Piafter an Werth. Der Gehalt ist 21 — 22 Karat. Die Regierung hat an den Goldmünzen 57 $\frac{7}{8}$ p. C. an dem Silbergelde 34 p. C. an den Medins 47 — 52. Die Menge der geprägten Münze betrug während der 33 Monate der franzöf. Direction der Münze 261727 Zechinen (monatl. 750) und über 160 Millionen Medins, außerdem über 120000 Piafter oder Grusch; zusammen an Werth fast 7 $\frac{1}{2}$ Mill. Franks. Ueber die Preise des Goldes und Silbers in Aegypten und der zur Münze erforderlichen Materien gibt der Vf. genaue Berechnungen, und beschreibt umständlich das Verfahren bey dem Prägen nach allen einzelnen Operationen, in welchen man oft die Kindheit der Kunst erkennt. Der Stempel wird wie ein Siegel gestochen, wenn er blind wird, so erneuert man ihn, daher die Ge-

präge so sehr variieren. Die Direction der Münze führte seit der Osman. Herrschaft der Pascha, oder ein von der Pforte bestallter Beamter; als die Mamluken übermächtig wurden, der vornehmste Bey, Scheich el Beled, unter Bonaparte unser Verf. Münzmeister waren, wie schon früher, gewöhnlich zum Islam übergegangene Juden, und einen solchen fanden auch die Franzosen vor. Dieser Effendi und sein Sohn, Gehülfe und Rechnungsführer, saßen den ganzen Tag in der Münze auf einem hohen Divan, die Pfeife im Munde, zwey Münzwäger zur Seite, und gaben Befehle durch Zeichen oder Winke, in Zwischenräumen beteten sie, tranken Caffee, und genossen um Mittag ein sehr frugales Mahl. Die Franzosen mußten sich nach hergebrachter Sitte fügen. Der Orientale sucht nicht durch Maschienen Menschenhände zu ersparen, sondern braucht möglichst viele; 280 Personen, zur Hälfte Copten, waren, die Kinder eingerechnet, in der Münze beschäftigt und salarirt. Die Stärke und Thätigkeit der Arbeiter ist groß. Nicht das Klima, sondern Despotismus und Fanatismus, und bey den Türken Stolz und Verachtung der Arbeit ist die Ursache der Unthätigkeit; die Sieger lassen die Besiegten für sich arbeiten. Ein Türk antwortete einem Franzosen, der ihn auf die Ueberlegenheit der Europäer in Künsten und Industrie aufmerksam machte: Ja freylich, ihr Ungläubigen seyd zur Arbeit verurtheilt, indeß wir zur Ruhe und zur Betrachtung des erhabenen Korans geboren sind. — Am Ende ist noch S. 145 — 53 eine ausführliche Tabelle über die angeführten und beschriebenen Münzen nach ihrem Typus, Gewicht, Gehalt und Werth. Die ganze gehaltreiche Abhandlung würde lesbarer und deutlicher geworden seyn, wenn der Vf. sich auf türkisch-ägyptische Münzen beschränkt und die ohnehin zerstreuten, meist aus Makrisi genommenen Nachrichten von den ältern arabischen Münzen übergangen hätte,

denen es doch eben so sehr an Vollständigkeit als an Genauigkeit fehlt.

Mémoire sur le mequiàs de l'île de Roudah et sur les inscriptions que renferme ce monument, par J. J. Marcel. S. 119—204. Diese Abhandlung ist Fortsetzung der in dem 1. Theil dieses Bandes angefangenen Untersuchungen und Nachrichten über die Nilmesser. Nachdem der Vf. in jenem Theil von den ältern Nilmessern aus der Zeit der Aegypter, Perser, Griechen zc. Nachricht gegeben hatte, handelt er hier umständlich von dem auf der Insel Roudah. Die Insel, die mitten im Nil liegt, heißt *مقياس* Garten, (in Aegypten spricht man Roudah) von ihrer Fruchtbarkeit; sie hat mehrere Lustgebäude und ein kleines, zur Zeit der Kreuzzüge 1241 angelegtes Fort. Die Franzosen besetzten sie nach der Schlacht bey den Pyramiden und verbanden sie durch eine Brücke mit Gizeh. Der Nilmesser daselbst ward schon 715 von dem Dimiaden Soliman angelegt, weil der bey Holwan errichtete umgefallen war. Nachher ward er mehrmals repariert; 847 unter Motewefel erhielt er den Namen *مقياس جديد* der neue Nilmesser; 861 ward die Säule durch einen Querbalken gegen Umfallen gesichert. Mostanser ließ 1092 den Nilmesser ausbessern und eine Moschee daneben bauen. Nun folgen Nachrichten von zu geringen und zu starken Nilüberschwemmungen und deren Folgen, Hungersnoth und Seuchen, wo jedoch die von 1200, die Abdollatif beschreibt, nicht erwähnt ist. Die türkischen Paschas und Beys erhielten den Mekias in baulichem Stande. Unter den Franzosen ward er bis auf den Grund gereinigt, alles ausgebessert und hergestellt und der Damm mit gewöhnlicher Feuerslichkeit geöffnet, worüber die Protocolle und zwey Dankagungsschreiben des Divan an den General en Chef Abdallah Menu und den Ingenieur en Chef le Père *الستوان خواخا لوبر*

citoyen Msr. le P.), letztere auch im Original mitgetheilt werden. Im III. Theile (die Abhandlung hat deren V) beschreibt der Vf. den jetzigen Zustand des Nilmessers und der daneben liegenden Gebäude. Der Mekias ist ein Viereck von 16 Metres Breite, 21 Länge, 24 Tiefe. Die Abbildung findet man im 1. Theil der Eg. mod. pl. 23. In der Mitte steht die Säule von weißem Marmor, achteckig, in 16 oder vielmehr 17 Ellen getheilt, die ursprünglich jede durch eine Inschrift angezeigt waren. Jetzt sind nur noch 17. 16. 15. vorhanden, die untern sind vom Wasser zerstört. Die Säule ist in der Mitte zerbrochen und durch einen kupfernen Ring zusammengehalten, sie hat oben ein corinthisches Kapital, das vergoldet war; vermuthlich später aufgesetzt. Darüber liegt ein Duerbalken, die Säule festzuhalten. An den Wänden umher sind Marmortafeln mit Inschriften. Drey Kanäle im Grunde setzen ihn mit dem Nil in Verbindung. Westlich ist die Moschee von Mostanser, östlich die Ruinen vom Pallast des Nubiten Malek essaleh. Die Verwaltung des Mekias hatten sonst Griechen, dann Kopten bis 861, jetzt ein Scheich mit dem Titel Kadi. Dieser beobachtet den Anwachs des Stroms und läßt bey 16 vollen Ellen den Damm öffnen. Seine Beobachtungen über den Anwachs des Nil schreibt er auf, und diese sind vorhanden seit der arabischen Besitznahme. Feyerlichkeiten bey Öffnung des Dammes; specielle Nachrichten über die Nilüberschwemmung, ihre Zeit und Höhe; Arabische Schriftsteller darüber. Sie geben Verzeichnisse der Ueberschwemmungen vom J. 640—1516. Im IV. Theile folgen nun die Inschriften. An der achteckigen Säule steht auf 4 Seiten die Ellenzahl wo mit unnöthiger Weitläufigkeit gezeigt wird, daß die oberste *سبع عشرة فرسا* zu lesen sey. Die übrigen Inschriften, die der Vf. nach ihrem Alter ordnet, stehen an den Arcaden und Friesen, und enthalten passende foranische Stellen, die sich auf Regen, Fruchtbarkeit &c. beziehen. Nur eine längere aus

der vierten Epoche enthält den Namen des Fatemischen Chalifen Mostanser Billah, der die Moschee im J. 1092 bauen ließ und seines Wesirs Abu Medschem. Die nämliche Inschrift ist an der Moschee selbst, mit weniger Abweichung, zweymal wiederholt. Die Schrift ist karmatisch, oder verziertes Kufisch. Aus der Zeit der Osmanischen Oberherrschaft ist eine Inschrift auf dem Querbalken, die zwar das Datum 247 (n. Chr. 861) führt, aber in Sulus geschrieben ist, wahrscheinlich 1766 erneuert. Es ist Sur. 2, 256. Eine von Norden mitgetheilte Inschrift über dem Eingang des Mekias ist verschwunden; der Vf. theilt sie verbessert mit. Endlich noch zwey Inschriften aus der Zeit der franzöf. Herrschaft (sixième époque) die eine auf dem neu aufgesetzten Würfel des Nilmessers, worauf سراج ١٨ . XVIII Coud.

und an IX R. P. FR. سراج ١٨ eingegraben worden; die zweyte längere, auf dem unter General Menou hinzugebauten äußern Portikus des Mekias, die franz. und arab. aussagt, daß er im 9. J. der Republ. 1215 der Hegira den Mekias habe herstellen lassen, und daß der Nil von 3 Ellen 10 Finger bis auf 2 E. 3 F. über die Säule gestiegen sey, und das ganze Land gewässert habe. V. Theil. Kufische und karmatische Paläographie. Nachdem der Vf. die Harmonie des kufischen Alphabets mit den übrigen orientalischen, auch dem Griechischen und Koptischen insbesondere dem Estranghelo gezeigt hat, gibt er die kufischen Alphabete der Mekiasinschriften nach den 3 verschiedenen Epochen, und 3 karmatische, nebst einer Tafel von verbundenen Buchstaben. Die große Deutlichkeit und Vollständigkeit dieser Tafeln machen sie allerdings zu einem schätzbaren Beytrag zur altarabischen Paläographie. Zuletzt sind noch S. 248 flg. die in dieser Abhandlung citierten Stellen griechischer, römischer und arabischer Schriftsteller vollständig abgedruckt.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

Den 7. May 1827.

P a r i s.

Voyage à Meroë, au fleuve blanc, au-delà de Fazoql dans le midi du royaume de Sennaar, à Siwah et dans cinq autres oases; fait dans les années 1819, 1820, 1821 et 1822, par M. Frederic Cailliaud de Nantes. T. I. XV u. 429 S. T. II. 442 S. 1826. in 8. Mit einem Charten- und Kupfer-Atlas. — Es wird den Lesern dieser Blätter nicht unbekannt seyn, daß der zu dieser Reise gehörende Charten- und Kupfer-Atlas in einzelnen Lieferungen bereits früher erschien; die in zwey Theilen erst im vorigen Jahre dazu erschienene Reise ist mit diesen noch nicht beendet. Sie gehört unstreitig zu denen, durch welche unsere Erdkunde die wesentlichsten Bereicherungen erhalten hat, da sie in Länder ging, welche zum Theil noch gar nicht, zum Theil nur unvollkommen erforscht waren. Es sind eigentlich zwey Reisen, von denen die eine westlich, die andere südlich von Aegypten ihre Richtung hatte. Die erste nach den Dafen ist die weniger wichtige, da diese

S [3] *

seitdem von mehreren, und besonders dem Grafen Minutoli, nicht nur besucht, sondern auch genauer untersucht worden sind; und auch der Wf. selbst schon auf seiner frühern Reise zum Theil sie besucht hatte. Desto wichtiger aber ist die zweyte; welche nicht nur nach dem alten Meroë, sondern noch weiter über dasselbe hinaus ging. Wir werden daher bey der ersten uns kürzer fassen können. — Nachdem der Wf. nach einem vierjährigen Aufenthalt in Aegypten im Februar 1819 von da nach Paris zurückkam, erhielt er bereits im April desselben Jahrs von dem Minister des Innern den Auftrag zu einer zweyten Reise dahin; und langte, begleitet von seinem Reisegefährten H. Letorzeac am 1. October wieder in Alexandrien an. Die erste Reise ging jetzt nach Siwah, dem alten Ammonium, über Fayoume und das Dorf Unmesogeir. Am 10. December langten sie auf der Dase an. Man machte ihnen aber große Schwierigkeiten. Sie durften Anfangs nicht in die Stadt; selbst auch nicht nach den Monumenten; nur einige Gräber und unbedeutende Anlagen sahen sie. Die Monumente heißen bey dem Wf. die von Dmm = Beyda; er sah sie zuerst nur aus der Ferne; und als er endlich hingehen durfte, doch nur auf kurze Zeit. Da wir dem Grafen Minutoli nicht bloß die Beschreibung, sondern auch die genauen Abbildungen davon verdanken, so ist dieser Verlust leicht zu verschmerzen, und wir halten uns dabey nicht länger auf. Die Rückreise ging nun zuerst nach der Kleinen Dasis. Sie ist die nördlichste in Aegypten, und ward bekanntlich auch durch Belzoni besucht. Sie enthält keine ägyptische, sondern nur römische Monumente. Der Hauptort Zabra liegt unter $28^{\circ} 21' 47''$ N. Br. und $26^{\circ} 34'$ Oestl. von Paris. Außerdem mehrere Dörfer. Datteln sind das Hauptproduct, doch stehen

sie denen von Siwah nach. Von da ging der Weg nach der Dase von Farafre, $27^{\circ} 3' N.$ Br. Sie enthält keine Alterthümer oder andere Merkwürdigkeiten. Indessen ist sie reich an Gärten mit Fruchtbäumen von mancherley Art. Südlich von dieser liegen die beiden Dasen, die unter den Namen von Dackel und el Karghé begriffen werden. Rec. hat schon anderswo seine Meinung gesagt, daß sie zusammen die große Dasis bilden, da sie im Alterthum nie von einander unterschieden wurden. Der Hauptort el Kasr liegt unter $25^{\circ} 41\frac{1}{2}' N.$ Br. und hat etwa 2000 Einwohner. Der Empfang war hier freundlich. Die Dase enthält eine warme Schwefelquelle, deren man sich zum Baden bedient. Auch hier ward es berichtet, daß das Wasser bey Nacht wärmer sey als bey Tage. Man zählt auf el Dackhel eilf Dörfer. Der dortige Tempel, ganz im ägyptischen Styl, scheint Hrn. C. dem Prolemäischen Zeitalter anzugehören. Der Weg zwischen el Dackhel und el Karyheh geht durch mehrere Dörfer. Am 1. März langte C. auf letzterm an; welche er die Dase von Theben nennt. Sein Aufenthalt war aber diesmal nur kurz, da er sie früher schon auf längere Zeit besucht hatte. Der Haupttempel liegt unter $25^{\circ} 28\frac{1}{2}' d. B.$ und $27^{\circ} 18' 37'' d. L.$ Von hier ging H. C. nach Siwah in Oberägypten zurück, um seine Reise nach Nubien anzutreten. Er fand aber erst mancherley Hindernisse; bis er im Gefolge der Armee welche Mehemet Ali unter dem Befehl seines Sohnes Ismail Pascha gegen Sennaar schickte, seinen Plan ausführen konnte.

Am 25. November 1820 ward diese Reise vom H. C. und seinem Begleiter S. Letorzec angetreten; das Gefolge bestand außerdem aus sechs Personen, sie ward zu Lande auf Kamelen gemacht. Da Ismael Pascha schon bis über Don-

gola vorgerückt war, so beeilte sich H. C. ihn einzuholen, da die Nubischen Monumente diesseit des zweyten Cataracts ohnehin schon durch andere beschrieben und abgezeichnet waren. Der Weg ging meist neben den Nil über Calabsché, Ipsambul &c., wir finden hierüber keine neue Aufschlüsse, da der Vf. sich nirgend lange aufhielt. Sensesit des zweyten Cataracts Nachrichten über die beiden Tempel zu Semneh. Sie sind größtentheils verschüttet. Weiterhin enthält der Nil viele Inseln, die größte ist die von Sais. Der Tempel zu Soleb hat viele Aehnlichkeit mit den Monumenten zu Theben. Der Vf. gibt die Maaße davon. In dieser Gegend fangen die Nilpferde an sich zu zeigen. Der Vf. kam nun aus der Provinz Mahas in die von Dongola. In dieser Provinz zeigen sich sogleich die weißen Ameisen. Ihre Verwüstungen sind bekannt.

Der zweyte Theil beginnt mit der Beschreibung der Alterthümer auf der Nil-Insel Argo; der beiden umgestürzten Colosse, jeder von 21 Fuß; die einst vor einen Tempel gestanden zu haben scheinen. Die Insel ist 5 Lieus lang, und enthält mehrere Dörfer. Am 31. Jan. langte der Vf. in Dongola an. Die Stadt, meist in Ruinen, und einem Dorfe ähnlich, liegt unter $18^{\circ} 13' N. B.$ Sie hatte kaum 400 Einwohner. Alterthümer finden sich dort nicht. Die Armee war schon über Dongola hinaus; der Vf. folgte ihr, und erreichte sie in dem Lande der Scheikies. Dieß merkwürdige aber unglückliche Volk leistete den heldenmüthigsten Widerstand; ward aber beinahe vertilgt. In ihrem Lande liegt Merawé, worin man leicht den Namen des alten Meroë wieder erkennt; wiewohl H. C. mit Recht behauptet, daß es nicht die Mutterstadt dieses Namens, sondern nur eine Colonie derselben seyn könne; die er (wie Mannert) für einerley mit Na-

pata hält. Hier bey dem Berge Berkal und an der andern Seite des Nils bey Nuri, fangen jene Pyramidengruppen an, deren Abbildungen wir zuerst Hrn. C. verdanken; und die wir nachher in dem Mutterstaat Meroë in noch größerer Anzahl wiederfinden; wahrscheinlich die Vorbilder jener ägyptischen Monumente, welche letztern jedoch diese an Größe weit übertreffen. Neben den Pyramiden aber zugleich Tempel mit Reliefs und Hieroglyphen = Inschriften bedeckt. Zu Nuri stehen 15 sehr große Pyramiden; die Basis der größten betrug 48 Metres, die der andern etwa 26 bis 28. Ihre Bauart ist von denen in Aegypten wenig verschieden; sie sind alle auf gleiche Weise orientiert. Man bemerkt keine Oeffnung. Von hier ging die Reise mit der Armeem in die Landschaft Barbar. Von hier an wird der Nil wieder voller Felsen, und macht mehrere Fälle; man entfernte sich zuweilen auf einige Zeit von ihm, aber kehrte bald zu ihm zurück. Die Einwohner unterwarfen sich. Die gigantische Statue einiger Scheiks in Verhältniß gegen ihre Diener führt den Verf. von selbst auf die Bemerkung, wie auf den ägyptischen Monumenten die Könige und Helden immer größer dargestellt sind. Dasselbe findet aber auch auf den indischen und persischen Denkmälern statt. Die Regenzeit dauert in diesen Gegenden drey Monate. Nach dem Vf. muß die Grenze der periodischen Regen bis $17\frac{1}{2}^{\circ}$ N. B. hinausgerückt werden. In der Wüste zwischen Berber und Sene ist die Regenzeit nicht bestimmt. Handel ist die herrschende Beschäftigung der Bewohner. Nach Aegypten ist die gewöhnlichste, sehr alte, Straße die durch die Wüste; weniger die längst dem Fluß. — Am 21. März erreichte man den Punct, wo der Astaboras (Tacczè) sich mit dem Nil vereinigt; welche zusammen die große Insel Meroë bilden. Mit eigenen Gefühlen betrat Hr. C. diesen Boden, wo

er Hoffnung hatte das Hauptziel seiner Reise zu erreichen. Allein zuerst wollten keine Monumente sich zeigen. Aber nun bey Aufgang der Sonne erschienen, von ihren Strahlen erleuchtet, die Gipfel der Pyramiden (Tarabyls heißen sie hier). Bald sah man im Westen eine zweyte Gruppe und eine dritte im Norden, und die Ruinen einer Stadt von bedeutendem Umfange. Die Pyramiden von Assur, nach einem benachbarten Dorfe so genaant, liegen unter $16^{\circ} 57'$ N. Br. und 31° D. L. von Paris. Die Zahl läßt sich nicht genau angeben, weil von manchen nur noch die Grundlage vorhanden ist. Gleich in der ersten Gruppe standen noch zwanzig; die Zahl der übrigen betrug über 60. Sie sind von verschiedener Höhe; die Basis der größten war $59\frac{1}{2}$ Fuß; ihre perpendiculäre Höhe muß 77 Fuß gewesen seyn. Sie haben gewöhnlich Vorbaue, mit Sculpturen und Hieroglyphen; worüber Rec. bereits an einer andern Stelle ausführlicher gesprochen hat. Sie sind, sagt der Vf., die verkleinerten Pyramiden von Memphis, und die Vorbaue die verkleinerten prachtvollen Propyleen von Edfu. Es war ein sehr glücklicher Umstand, daß der Verf. mit voller Muße und Sicherheit hier verweilen, und alle Grundrisse und Zeichnungen vollenden konnte. Er blieb hier bis zum 9. May, wo er mit der Armee aufbrach. Am 27. May erreichte man über Ghendi und Gerri die Vereinigung des weißen Stroms (Bahar el abjad) mit dem Nil, $15^{\circ} 37'$ N. Br. und betrat, nachdem man über denselben gesetzt hatte, Sennar. Der Vf. trennte sich indeß auf einige Zeit von dem Heer, und fuhr den Nil aufwärts über Soba bis Sennaar, der Hauptstadt, deren Beherrscher sich unterworfen hatte, und wo er mit der Armee wieder zusammentraf. Das Reich von Sennaar hat jetzt nur sehr beschränkte Grenzen und auch die Hauptstadt ist im Verfall. Die Bewohner sind

von sehr verschiedenen Rassen, deren der Vf. sechs unterscheidet, die nach den Farben genannt werden. Die weißen oder die Araber, die rothen, die kupferfarbenen, die grünen oder Negerähnlichen, die Neger und die Aethioper. Die letzten hält der Vf. für die Stammväter der alten Aegypter, und kommt daher mit der Meinung überein, welche Rec. über die Herkunft dieses Volks hegt, das er als einheimisch in dem Nilthal betrachtet, ohne seine Wohnsitze genau beschränken zu wollen. Mit dieser Farbenverschiedenheit scheint auch nach dem Vf. die auf den ägyptischen Denkmälern vorkommende Färbung der Personen in Verhältniß zu stehen. Aber nicht bloß in der Farbe der Haut, auch in der Statur und dem Bau des Körpers, so wie der Farbe und Art des Haars und nicht weniger in den Trachten und dem Fuß, kommt so vieles vor, was wir auf den Monumenten erblicken, daß an der Wahrheit jener Behauptung wohl kein Zweifel mehr seyn kann. Zu Sennaar hörte der Vf. auch die erste Nachricht von den Monumenten zu Raga und Messaura, die er erst in einem spätern Zeitpunkt sah. Die Expedition ging nun mit der Armee in die Landschaft Fazocle, welche sich unterwarf; aber im Süden von heidnischen Negerstämmen, die die Gebirge bewohnen, begrenzt wird, die bekriegt, und mit aller der Barbarey behandelt wurden, die man von rohen Eroberern erwarten kann. Hier endet der zweyte Theil der Reise, deren Fortsetzung wir hoffentlich bald erwarten dürfen.

Früher schon als die Reise erschien der Atlas. Er ist eigentlich das Hauptwerk, wovon wir jetzt eine Uebersicht zu geben haben. Er besteht aus zwey Theilen, welche in einzelnen Lieferungen erschienen. Die Blätter sind jedoch nicht in Kupfer gestochen; es ist sehr sauberer Steindruck; wodurch der Preis sehr verringert ist. Die zu denselben gehörenden Blätter erschienen aber in der

umgekehrten Richtung von der Reise, nämlich von Süden nach Norden, so daß sie mit dem südlichsten Punct unter 10° N. Br. anfangen, und so bis nach Aegypten den Nil abwärts gehn. Kurze Erklärungen sind stets darin nach der Folge der Blätter beygefügt. Also im I. Theile Pl. I - VIII. Ansichten einzelner Derter und Plätze von Singué, südlich von Fazokl bis Sennaar. Pl. IX - XXI. Die Alterthümer von Naga auf Meroë. Pl. XXII - XXX. Die Alterthümer von Messaurah, wahrscheinlich dem alten Orakeltempel des Jupiter Ammon auf Meroë. Pl. XXXI - XLVI. Die Pyramiden und Tempel von Assur. Pl. XLVII und XLVIII. Die Pyramiden bey Nuri. P. XLIX - LXXV. Die Monumente, Tempel und Pyramiden bey dem Berge Berkal bey Merawé oder Napata. — Von hier an beginnt der II. Theil. Pl. I - VIII. Monumente bey Alt-Dongola, Tombos und Gescé. Pl. IX - XIV. Monumente von Soleb. Pl. XV - XXII. Monumente von Doch, Amara und Dal-Naru. Pl. XXIII - XXXII. Monumente von Semné und ein paar neuern. Hier bricht die Reihe an den Grenzen von Nubien ab; da die nubischen Denkmäler in dem vortrefflichen Werke von Gau mit der größten Genauigkeit, als Fortsetzung des großen ägyptischen Werks, dargestellt worden sind. Die folgenden Blätter beziehen sich also auf die Dasen. Nämlich Pl. XXXIII - XXXIV auf die von Theben (große Dasis). Pl. XXXV die von Farafre. Pl. XXXVI die Römischen Denkmäler auf der kleinen Dasis nebst einigen auf der großen. Endlich Pl. XLIII Siwah, oder die Dase des Jupiter Ammon. Zu dieser kommt dann noch eine Folge von Charten den Lauf des Nils und des weißen Flusses von der Grenze Aegyptens bis Singué 10° N. Br. darstellend, Pl. XLIV - L. die jedoch erst bis Halfai auf Meroë 16° N. Br. gehen, und also noch nicht vollendet sind. Hn.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. 75. Stück.

Den 10. May 1827.

H a n n o v e r.

Ben Hahn: Theoretisch-practische deutsche Grammatik oder Lehrbuch zum reinen und richtigen Sprechen, Lesen und Schreiben der deutschen Sprache, nebst einer kurzen Geschichte und Verleslehre derselben. Zunächst zum Gebrauch für Lehrer und zum Selbstunterricht von Dr. Joh. Christ. Aug. Heyse, Schuldirector zu Magdeburg u. s. w. Vierte, sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1827. XX u. 859 S. in 8. (2 Rthlr. 8 Ggr.)

Eben d a s e l b s t: Theoretisch-practische Schul-Grammatik oder kurzgefaßtes Lehrbuch der deutschen Sprache, mit Beispielen und Aufgaben zur Anwendung der Regeln, von Dr. Joh. Christ. Aug. Heyse, Schuldirector zu Magdeburg u. s. w. Sechste verbesserte, theilweise umgearbeitete Ausgabe. 1826. XIV u. 384 S. in 8. (16 Ggr.)

Eben d a s e l b s t: Leitfaden zum gründlichen Unterricht in der deutschen Sprache für höhere und niedere Schulen, nach den

größern Lehrbüchern der deutschen Sprache von Dr. F. C. A. Heyse, Schul-Director in Magdeburg. Vierte, sehr verbesserte Auflage. 1826. VI u. 121 S. in 8. (6 Sgr.)

Die verschiedenen Bestimmungen dieser Bücher ergeben sich hinlänglich aus den Titeln, und wie sehr sie ihren Zweck erreicht haben, davon geben die stets sich wiederholenden Auflagen einen Beweis. Mit Recht betrachtet sie Herling als die Organe, die sichern Resultate aller grammatischen Forschungen zum Gemeingute deutscher Nation zu machen, und man muß dabey die Umsicht des Vfs. rühmen, mit welcher er die neuesten gediegenen und gründlichen Forschungen allgemein verehrter und still wirkender Sprachforscher benützt, unhaltbare und zwecklose Wortgrübeleien und Schwindeleien dagegen, mit welchen gelehrthuende Machtsprecher den Sprachunterricht mehr verwirren und erschweren, als wahrhaft fördern, sorgfältig vermeidet. Den Inhalt so allgemein verbreiteter Bücher umständlich anzugeben, würde völlig unnütz seyn; es mag hinreichen, nur Einzelnes auszuheben, wodurch sich die neuesten Auflagen von den frühern unterscheiden. Den Vorberichten zufolge liegen die beiden Lehrbücher um ein Jahr aus einander, und der Leitfaden in ihrer Mitte, obwohl darin schon auf die neueste Ausgabe des größern Lehrbuchs verwiesen wird. Die Verschiedenheit der in beiden Lehrbüchern befolgten Grundsätze zeigt demnach die Fortschritte des Vfs. in der letzten Zeit: dahin gehört vorzüglich die Neuerung, worüber er sich im Leitfaden S. 23; im größern Lehrbuche S. 217 flg. erklärt; nach geschärften Selbstlauten am Ende einer Sylbe statt des früher üblichen ß ein ff zu schreiben. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Neuerung, so sehr sie auch ein verwöhntes Auge beleidigt, ein vortreffliches Mittel sey, die richtigere Aussprache

vieler Wörter zu fördern, daß man z. B. nicht muß wie Muß spreche, oder Schoß mit Schoß verwechsle; daß man lerne, ob man die mit der Muse so häufig verwechselte Musse wie Muße oder wie Musse aussprechen müsse u. dgl. m. In dieser Hinsicht verdient die Neuerung allerdings empfohlen zu werden; aber die Regeln darüber bedürfen noch einer sorgfältigern Läuterung. So sagt der Verf. im Leitfaden, daß s stehe in solchen Wörtern, die bey der Verlängerung ein f bekommen; dennoch schreibt er die von aus gebildeten Wörter außer, außerhalb u. s. w. mit ß. Außer, außerhalb zu schreiben erlaubt freylich die Aussprache der Wörter außen und draussen nicht; aber sie dürfen auch nicht um des Doppellautes willen mit einem ß geschrieben werden, vielmehr verlangt die Analogie von innen und drinnen ein doppeltes f. Hieraus ergibt sich ein zweifaches ff der deutschen Sprache, indem es in außen, draussen u. dgl. sowie in unzähligen Fällen der niederdeutschen Mundart als ein verdoppeltes f erscheint, in allen übrigen Fällen der hochdeutschen Mundart aber eigentlich ein verdoppeltes ß ist. So erklärt es sich dann leicht, warum das ff am Ende eines Wortes zu ß ward, da man das ß am Ende zu verdoppeln eben sowohl Anstand nahm, wie man ch, sch u. dgl. nicht verdoppelt. Man könnte demnach die Neuerung des Wfs. so lange für inconsequent erklären, als er auch die verschieden gesprochenen Wörter Bruch und Bruh, Pasch und Pascheuer, nicht durch verschiedene Schreibart unterscheidet, wenn nicht wieder der Umstand für die Neuerung des Wfs. spräche, daß ch und sch auch in der Mitte der Wörter nie verdoppelt werden. Dagegen macht sich der Verf. anderer Inconsequenzen schuldig, wenn er z. B. deswegen und wesswegen wie dessen und

wessen schreibt. Des und wes verhalten sich zu dessen und wessen, wie aus zu aussen, und wer das und was schreibt, dürfte sich auch kein Gewissen daraus machen, des und wes zu schreiben. Wenn der Verf. in Schillers Versen schreibt: „Das sey dein Stolz, des Adels rühme dich!“ warum sollte es nicht eben so richtig seyn zu schreiben: „des rühme dich“ oder „wes rühmst du dich?“ Der bisherige Gebrauch heiligt ja nach des Vfs. eigener Logik den Mißbrauch nicht. Dasselbe schreibt der Verf. im Leitfaden noch mit einem doppelten ff, wogegen es im größern Lehrbuche richtiger als Zusammensetzung aus das und selbe geschrieben wird, wie diesseit und weisagen.

Der Leitfaden ist auf die größern Lehrbücher gebauet; es wird uns daher vergönnt seyn, unsere übrigen Bemerkungen auf das größere Lehrbuch zu beschränken, zumal da dieses die neueste Uebearbeitung des Verfs. erfahren hat. Hinzugefügt scheint in der neuesten Ausgabe desselben, nach dem Titel zu urtheilen, eine kurze Geschichte und Verleshre der deutschen Sprache, indessen findet sich dieses auch schon in der zweyten und dritten Ausgabe; die Vermehrung des Buches ergibt sich aber aus den Seitenzahlen, die in der zweyten Ausgabe nur XX u. 736, in der dritten XXIV u. 740 S. betragen.

Die Vorberichte zur zweyten und dritten Auflage, von welchen der letztere schon darum nicht erneuert werden durfte, weil der Verf. seine Ansichten über das y mit Recht geändert hat, sind mit einem Vorberichte zur vierten Auflage vertauscht, welcher von den neuesten Fortschritten in der Kenntniß der deutschen Sprache Rechenschaft gibt; der wichtige Vorbericht zur ersten Auflage ist aber mit den Abänderungen, welche die neuer Fortschritte des Verfs. nothwendig machten, ste

hen geblieben. Zu den Hauptveränderungen in der Schreibart gehört die Verbannung des y aus allen echtdeutschen oder dem Deutschen völlig einbürgerten fremden Wörtern, wie *Silbe*; nur in dem Worte *Stil* ist es gegen des Verfs. eigene Regel noch nicht ausgemerzt. *ien* ist in Terminologieen richtig in *een* umgeändert; möchte der Vf. nur auch umgekehrt regieren für regieren einführen, da *iren* hier nur als Endung eines ursprünglich lateinischen Wortes, nicht als deutsche Stammsylbe erscheint. Die bessernde Hand des Verfs. nimmt man auch in manchen Ausdrücken wahr, wenn gleich hie und da noch etwas übersehen ward. So findet man die *Tonsprache* einmal in *Lautsprache* verändert, ein andermal nicht; für *Redetheile* liest man *Wortgattungen* oder *Sprachtheile*, obwohl bald darauf noch *Redetheil* folgt. Für die Schreibung deutsch hat der Vf. nun noch eine Auctorität mehr in den kritischen Blättern aus Berlin gewonnen; aber das *Particip eingestreu*et sollte nicht wie das *Adjectiv zerstreut* abgekürzt werden, da man auf diese Weise auch das *Particip vertrauet* von dem *Adjective vertraut* zu unterscheiden hat. Einen *Pluralis distributivus* könnte man wohl eine *zerstreute Mehrzahl* nennen, aber *zerstreut* ist gleichbedeutend mit *disträit*. Hätte man immer den Unterschied zwischen *beredet* und *beredt*, *gelehret* und *gelehrt* &c. gehörig beachtet, so würde man wohl keinen Anstoß an der Benennung des *Bedienten* genommen haben, als sey darunter ein *Bedienter* zu verstehen. Auch vor Formen wie *sprachlich* wird man sich zu hüten haben, so lange kein Substantiv mit der Nachsylbe *lich* ohne Umlaut nachgewiesen werden kann. Mehr neue Wortgebilde, in welchen der Geist der deutschen Sprache verfehlt

ist, anzuführen, fehlet hier der Raum; nur wundern wir uns, unter den vielfachen Versuchen, das Verbum zu verdeutschen, gerade das brauchbarste Meldewort im Gegensatze des Nenn- und Deutewortes vergessen zu sehen. Das Meldewort hat der Verf. Zustandswort genannt, obwohl dieser Name nur auf die ziellosen oder unbeziehlichen Verba angewandt werden kann. Den Namen Fürwort hat der Verf. selbst für schief erklärt, aber eben so schief ist die Benennung Hauptwort für Substantiv, da das Verbum das eigentliche Hauptwort im Satze ist. Doch wir wollen über dergleichen Benennungen nicht rechten, und es dankbar anerkennen, daß die Söhne des Vfz. wacker geholfen haben, das Lehrbuch der Vollkommenheit näher zu bringen, wenn gleich hie und da einige Ungleichheiten die Folge davon waren.

Gegen die kurze Geschichte der deutschen Sprache wäre noch manches zu erinnern, wenn hier daran gelegen wäre. Wenn z. B. die Germanen in zwey Hauptstämme, die Sueven und Nisueven oder Cimbern, getheilt werden, um von jenen die oberdeutsche, von diesen die niederdeutsche Mundart abzuleiten; so muß man sich wundern, die Gothen zu den Sueven, die Franken aber zu den Cimbern gezählt zu sehen etc. In dem Abschnitte von den Buchstaben fällt es auf, eine Anweisung zum Lesen vermittelt der Lautir-Methode zu finden. Wenn Truchsess und Störenfried als Ausnahmen von der Regel der Zusammensetzung angeführt werden, so fehlt es noch an Beweisen, daß Truchsess ein Essentträger sey, und Störenfried ist verderbte Aussprache für Störenfrieden, das keine Zusammensetzung, sondern nur Zusammenstellung ist, wie Wagehals, Wendehals, und mehr dergleichen Wörter. Die Tinte als Mahler-

farbe (fr. teinte) von der Dinte zum Schreiben durch verschiedene Anfangsbuchstaben zu unterscheiden, dazu ist eben so wenig Grund vorhanden, als wenn man den Volksnamen Teutsch von deutsch als deutlich unterscheiden wollte. Die Dinte behält überall ihr T, und der Deutsche überall sein D. Mit Recht verwirft der Verf. die Schreibung Dienstag, welche die Unwissenheit im Gegensatze des Freytages empfahl; wenn aber außer dem einzigrichtigen Dinstag, woraus man wohl auch einen Dinstag schuf, noch Dienstag empfohlen wird, so widerspricht diesem die Aussprache sowohl als die Ableitung, wofern man nicht nach der Analogie von Diester (Silva Martis s. Herculis, Tac. A. II, 12) Diestag (dies Martis) zum Grunde legen will. Der Montag ist, wie schon der Mangel des bindenden s verräth, nicht von Montag, sondern Monetag abzuleiten, so wie auch der Month nicht aus Mond, sondern Mone gebildet ist; vielmehr hat man umgekehrt den Month in Mond zusammengezogen, und dann die Umlaufszeit des Mondes mit dem Monde selbst verwechselt. Auffallend ist es, wie der Verf. unmittelbar nach der Bemerkung, daß daß th besonders in den Endsyllben ath und uth stehe, Monat für Month zu schreiben verlangen konnte. Hat der Verf. nicht beachtet, daß die Schreibung Monat, wie in Soldat, den Ton auf die letzte Sylbe werfen würde? Die Wohlfahrt hat man endlich durch ein eingeschaltetes h von der Wolfart unterschieden; möchte man doch auch die Hofahrt von der Hofart zu unterscheiden anfangen! Wenn vom ch gesagt wird, daß es in keinem echtdeutschen Worte zu Anfange gebraucht werde, so sollte noch ausdrücklich bemerkt werden, daß man Wörter, wie Churfürst und Charwoche, besser

mit *k* schreibe. Auch vermißt man eine Angabe des Grundes, warum man *ad*lich und *untad*lich gegen die Regel mit *ch* schreibt; vermuthlich weil man jene Wörter als Verkürzungen aus *ad*ellich und *untad*ellich zu betrachten hat. Ueberhaupt ist in manchen Regeln der Orthographie mehr Bestimmtheit und Gründlichkeit zu wünschen, z. B. warum man *mannige*, aber *manche* schreibt; offenbar, damit man *ange* nicht wie *Menge* spreche.

Auch über die Wortbildung lassen sich noch bessere Bestimmungen geben, besonders über die Bildung des Plurals bey den Gattungsnamen, bey welchen der Verf. fast nur die verschiedenen Fälle aufzählt, ohne die Regeln aufzusuchen, welche die deutsche Verstandessprache in der Bildung des Plurals zu befolgen pflegt. Bey der Aufstellung solcher Regeln muß man zwar auf die Einfachheit der Darstellung verzichten, nach welcher der Vf. strebt, gewinnt aber an Gründlichkeit und Einsicht zur Beurtheilung falscher Wortgebilde. Die Bildung des Plurals hängt mit der Declination zusammen, welche die deutsche Verstandessprache mehr vom Begriffe, als von der Form der Wörter abhängig macht. Um kurz zu seyn, wollen wir nur bemerken, daß wir zur schwachen Declination des Vfs. nur die adjectivähnlichen männlichen Substantive zählen, und den Plural der starken Declination in eine Stammform mit Umlaute und eine Sproßform ohne Umlaut theilen, jedem Geschlechte aber eine besondere Stamm- und Sproßform geben. Demnach würde der Plural der starken Declination, welchen der Vf. auf vierfache Weise bestimmt, nach der Verschiedenheit des Geschlechtes nur dreifach seyn, weil des Verf. N^o. 4 mit N^o. 3 eben so der Form nach zusammenfällt, wie auch bey N^o. 1 und bey der schwachen Declina-

tion zweyerley Formen mit Recht als eins betrachtet werden. Wenn wir nun aber jedem Geschlechte wieder eine besondere Stamm- und Sproßform zutheilen, so müssen wir bemerken, daß der Deutsche ursprünglich, wie auch andere Völker thaten, nur ein persönliches und sächliches Geschlecht unterschied, und späterhin erst das persönliche Geschlecht in ein männliches und weibliches theilte. Daher sind in der Stammform des Plurals das männliche und weibliche Geschlecht sich gleich, wogegen in der Sproßform, die das weibliche Geschlecht ausscheidet, das sächliche Geschlecht dem männlichen gleich lautet. So erhalten wir folgende Pluralendungen: in der Stammform des männlichen Geschlechtes e mit Umlaut, in der Sproßform e ohne Umlaut; in der Stammform des weiblichen Geschlechtes e mit Umlaut, in der Sproßform en ohne Umlaut; in der Stammform des sächlichen Geschlechtes er mit Umlaut, in der Sproßform e ohne Umlaut. Die wenigen Ausnahmen von dieser Regel, von welchen die deutsche Sprache eben so wenig frey ist, als jede andere Sprache, heben sich größtentheils durch die Annahme einer Geschlechtsveränderung, die ja auch in andern Sprachen nicht selten ist. So sind z. B. die M ä n n e r und F e i b e r eben sowohl sächlichen Geschlechtes, wie die W e i b e r, weil man dabey nur die Gattung, nicht das persönliche Geschlecht bezeichnete. Viele Besonderheiten aber, welche man gewöhnlich nur mit dem Gedächtniße aufsaßt, erhalten hiedurch einen vernünftigen Grund; wir wollen nur die einzige Bemerkung anführen, daß abgeleitete Wortgebilde zur Sproßform gehören, wie die weiblichen Ableitungen auf e, i n n, e i, u n g, h e i t, k e i t, s c h a f t, mit den Fremdwörtern auf i e, i o n, e n z, i z, i f, u r und t ä t. Wörter auf n i ß scheiden sich dadurch als

ursprüngliche Neutra aus, wie die Wörter auf thum, in welchen jedoch thum als ursprüngliche Stammform abgebogen wird. Es versteht sich übrigens von selbst, daß die Stammform auch auf solche Wörter auszudehnen ist, die keines Umlautes fähig sind; genug, daß jetzt eine Regel aufgefunden ist, nach welcher alle Feminine auf e den Umlaut erhalten müssen, so daß sogar alle Feminine, die keinen Umlaut gestatten, wie Sproßformen behandelt werden; alle Neutra auf e dagegen keinen Umlaut erhalten können, Masculina auf e aber sowohl mit als ohne Umlaut vorkommen. Daß in den Wortformen, welche kein e annehmen können, dieselben Regeln befolgt werden, zeigen die Mütter und Töchter, die Wasser und Gräben oder Graben. Fremdwörter haben besondere Regeln für den Singular und Plural, nach welchen die Pontificen vor den Pontifexen den Vorzug haben, wie die Mineralien vor den Mineralen, wenn man auch Capitale statt der Capitalien gestattet, und Sphinx neben Phalangen. In deutschen Wörtern mit doppeltem Plural gehört der Pluralis distributivus der Stammform an, der Pluralis collectivus der Sproßform, wie Bänder, Bände, zum Unterschiede von Bände; und wie sich die Bänke von den Banken unterscheiden, so die Mächte von den Vollmachten.

Doch wir überlassen die weitere Anwendung obiger Regeln dem eigenen Nachdenken, um noch Raum für einige andere Bemerkungen zu behalten, von welchen wir unter der Menge des noch zu Erinnernden nur solche ausheben, die, soviel wir wissen, nie zur Sprache gebracht sind. Die Vorsylbe em p steht nicht für ent, sondern für anbe, wie aus empfehlen für anbefehlen erhellet; sonst würde man entfehlen eben so

gut sagen können, wie entfallen. Hangen mag man immerhin sehr scharf von hängen unterscheiden; aber nichts berechtigt zu der Schreibung hangt für hängt: denn kommt nicht fällt so gut von fallen, wie von fällen? Als unregelmäßige Verba erkennen wir nur die uralten Hülfverba sein, haben, werden, thun an; alle übrigen Verba theilen sich in umlautende und umendende oder die Stamm- und Sproßform. Umendend und umlautend zugleich sind außer manchen Verben mit einem n in der Stammsylbe, die sich zum Theil auf Doppelformen zurückführen lassen, wie dünkt und dächt von denke, dachte, nur die unvollständigen Verba, welche im Präsens wie ein Imperfectum lauten, wie kann, mag, darf, will, muß, weiß, zu denen sich noch soll ohne Umlaut gesellt. Daß der Deutsche ursprünglich kein Activ und Passiv hatte, sondern ein Intransitiv und Transitiv, wie hangen und hängen, und demnach zuerst nur ein intransitives Passiv bildete, wie lernen aus lehren, weihn an bey Uffla aus weihan, bis man endlich ein transitives Passiv mit werden vom intransitiven mit seyn unterschied, findet man nirgends bemerkt, weil man im Deutschen ebenso, wie im Griechischen, wo ursprünglich nur ein Transitiv und Reflexiv vorhanden war, von der lateinischen Grammatik ausging, und danach Formen bildete, die nie vorhanden waren, wie hören werden und werden gehört werden, oder gar gehört haben werden und die ganz undankbaren Formen reuen werden, geschehen werden u. dgl. Wie das griechische Reflexiv *τύπτομαι* in der Bedeutung caedo mihi den nächsten Rang nach *τύπτω* einnehmen wird, wenn man erst anfängt, jede Sprache in ihrem eigenthümlichen Geiste aufzufassen; so wird auch

in der deutschen Grammatik noch vieles anders werden, wenn man sie nicht mehr durch die Brille der verschiedenartigen lateinischen Sprache betrachtet. Wenn man verschiedene Sprachen nur stets mit einander vergleicht, aber nicht nach einander modelt, so wird man z. B. um auch etwas aus der Syntax anzuführen, finden, daß die Participial-Construction sich in eine attributive und adverbiale theilt, und daß, da jede Sprache ihre besondern Adverbial-Casus hat, die man leider noch zu wenig beachtet, auch die sogenannten Casus absoluti in verschiedenen Sprachen verschieden sind. Was der Lateiner durch den Ablativ bezeichnet, drückt der Grieche bey bestimmtem Subjecte im Genitiv bey unbestimmten im Accusativ aus, wie ἐξ ὧν; der Deutsche dagegen hat umgekehrt den Genitiv für den unbestimmten, und den Accusativ für den bestimmten Ausdruck gewählt, z. B. geh deiner Wege, geh deine (eigenen) Wege; ich habe aller Hand zu thun, ich habe alle Hand voll zu thun. Nun begreift es sich leicht, warum man unvollendeter Sache, stehendes Fußes sagt, aber: das Vorhaben unvollendet; er stehet, ein Berg Gottes, den Fuß in Ungewittern, das Haupt in Sonnenstrahlen. Hätte der Vf. nicht zu übereilt dem Prof. Herling nachgeschrieben, so würde er hier die absolute Accusativform nicht verkannt und gesagt haben: „daß sie aber nicht eigentlich unabhängig sind, ergibt sich aus der Nothwendigkeit der Ergänzung (haben d).“ Sein eigenes Beyspiel aus Fouqué: „Nach alter, guter Weise siz’ ich hier am Wege, nur das Himmelzelt mein Dach“ zeigt die Falschheit einer solchen Ergänzung, nach welcher der vom Verf. getadelte Ricklefs die absoluten Ablative des Tacitus richtig übersetzt, von Hacke dagegen gefehlt haben würde. Daß sich aber eher

seyend als habend ergänzen ließe, geht aus den Redensarten gesetzt oder angenommen u. s. w. hervor; daß jedoch besser gar nichts ergänzt, sondern der Genitiv und Accusativ als Adverbial-Casus gedacht werde, lehren Ausdrücke, wie dessen ungeachtet, das nicht geachtet. So wird man Constructionen richtig zu erklären wissen, wie einen Lügen strafen, es einem Dank wissen, sich bestens empfehlen, des Todes seyn u. dgl. Noch mehr zu bemerken, so viel auch dessen ist, verbietet uns der Raum. G—d.

U m s t e r d a m.

By J. van der Hey et Fils: Considérations sur la diversité des bassins de différentes races humaines, par G. Vrolik (traduit d'après le manuscrit Hollandais) 1826. 32 S. in 8. nebst 8 Kupftf. in Fol.

Sehr richtig glaubt der Verf., daß, da die Kopfknochen bey den verschiedenen Menschenrassen eine sehr von einander abweichende Bildung zeigen, auch in Bezug auf die übrigen Knochen mehr oder weniger Verschiedenheit sich auffinden lassen müsse, und daß es nach den Kopfknochen das Becken sey, an dem, in Bezug auf Bildung, die meiste Verschiedenheit zu bemerken wäre. Nachdem wir dann im Allgemeinen die Unterschiede zwischen den Knochen des europäischen Mannes und Weibes erfahren haben, lernen wir, daß der Unterschied zwischen männlichem und weiblichem Negerbecken bedeutender sey, als zwischen männlichem und weiblichem Europäerbecken. Der Unterschied zwischen dem Becken der Neger- und Europäerrasse ist sehr bedeutend; die Beckenknochen sind dort fester und stärker, als hier; so z. B. fand der Verf. die Stelle des Hüftbeins;

wo sich beide Knochenplatten beym Europäer innig, und ohne zwischengelegene Diploë mit einander verbinden, weder bey dem Neger noch bey der Negerin durchsichtig; nur eine sehr alte Negerin machte fast eine Ausnahme; denn als dieselbe genau untersucht wurde, fand sich doch noch etwas Diploë vor. Im Allgemeinen kann man als Hauptcharacter des Negerbeckens das geringe Volumen desselben betrachten, und auch dadurch nähert es sich dem Thier-, und namentlich dem Affenbecken. Den höchsten Punct des Darmbeins, welcher sich beym Europäer auf der *Crista oss. il.*, in der Mitte zwischen *Spina ant. et sup.* und *post. et sup.* befindet, bemerkt man beym Negerbecken unmittelbar über der *Tuberositas post. et sup.*, also so viel es die Natur nur erlaubt von der Stelle, an welcher er beym Europäer sich vorfindet, entfernt. — Noch mehr als das Negerbecken trägt das der Buschmannsrasse den Character der Animalität an sich, ob man aber mit Recht mit dem Vf. sagen könne „*quoique tous les deux (Neger und Buschmann) soient placés au dernière degré de l'échelle humaine, ils diffèrent sous tant de rapports que, selon tout ce qui en est venu à notre connaissance, le Nègre peut se considérer comme bien plus supérieur au Boschisman, que celui-ci ne l'est à la bête-brute*“, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Bey der Buschmannsrasse sind die Hüftknochen so vertical gestellt, wie man es bey keinen andern Menschen, Missstaltungen etwa abgerechnet, antrifft; auch sind sie im Verhältniß zu ihrer Breite sehr hoch, indem nämlich jene fast $\frac{1}{2}$ Zoll geringer ist, als beym Europäer, während die Knochen in Bezug auf Höhe sich bis zum vierten Lendenwirbel hinauf erstrecken. — Das Becken des Javaners und der Javanerin zeichnet sich hauptsächlich durch

mündere Entwicklung aus, so daß man ein jugendliches Becken vor sich zu haben glaubt; nicht weniger sind auch die Muskeln dieser Gegend schwach und wenig entwickelt; die obere Apertur des kleinen Beckens ist fast rund. — Zuletzt ist auch noch das Becken einer Mestizin beschrieben; es ist in jeder Hinsicht sehr ausgebildet und groß, die Durchmesser im Allgemeinen sehr bedeutend, ob es sich aber bey allen Mestizinnen so verhält, oder nicht, konnte der Verf. wegen Mangel an Gelegenheit zu hinlänglicher Vergleichung nicht bestimmen. Deutlich aber in jeder Hinsicht sind die Charactere des Eurppäer- und Negerbeckens, mit einander vereint vorkommend, zu erkennen. — Angehängt ist dieser kleinen lehrreichen Schrift eine vergleichende Tabelle der Beckenausmessungen bey den verschiedenen Menschenrassen. — Die acht erläuternden trefflichen Kupfertafeln stellen die Becken eines europäischen Mannes und Weibes, eines Negers und einer Negerin, einer Büschmännin, eines Javaners und einer Javanerin sowie einer Mestizin vor.

B.....b.

L e i p z i g.

Die neuesten Resultate über das Vorkommen, die Form und Behandlung einer ansteckenden Augenliederkrankheit unter den Bewohnern des Niederrheins, durch Thatsachen belegt, von F. B. Müller. 1823. 192 S., mit 2 colorierten Kupfertafeln. 8.

Der Vf. liefert hier einen Nachtrag zu seinen im J. 1821 herausgegebenen Erfahrungssätzen über die ägyptische Augenentzündung. Er beabsichtigt durch diese verschiedenen Beyträge die Eigenthümlichkeit der Krankheit sowohl, als die Ansteckungsfähigkeit derselben darzuthun; und stimmt in der Hinsicht mit den meisten und genauesten Beobachtern überein.

Im 1. Abschnitte entwickelt er auf eine überzeugende Weise seine Meinung, daß die Krankheit in den Rheinprovinzen stationär-contagiös sey. Wiederholte Beobachtungen haben ihm aber bewiesen, daß sie sich unter dem Landvolke mehr schleichend verbreite; und deshalb die Ansteckung nicht immer so deutlich nachgewiesen werden könne, als bey den in Casernen in steter näherer Berührung lebenden Soldaten. — Der 2. Abschnitt enthält die Resultate der neuerdings in Betreff der Behandlung dieser Krankheit gemachten Erfahrungen. Die von Büttner zuerst allgemeiner empfohlene Salbe aus weißem Präcipitat, ohne Unterschied des Grades und der Periode des Uebels (?) dreist angewandt, bewies sich dem Verf. als das wirksamste Mittel.

Im 3. Abschnitte erhalten wir Krankengeschichten zur Erläuterung und zum Belege für die oben aufgestellten Sätze; und im 4. Abschnitte, so wie in den Schlußbemerkungen, eine große Anzahl von Fällen, wodurch die Infectionskraft und die Verzweigung der Krankheit unter den Bewohnern der Niederrhein-Gegenden nachgewiesen wird. — Die beiden colorierten Tafeln geben zwar nicht mit französischer Eleganz, aber mit desto mehr Wahrheit die Abbildungen der verschiedenen Stadien der Krankheit.

Die beiden Schriften des Vf. über die ägyptische Augenentzündung gehören in practischer Hinsicht zu den gediegensten, die wir besitzen. Nur wenigen Aerzten wurde die Gelegenheit, das Uebel so anhaltend und so häufig zu sehen und zu behandeln; die mit Umsicht und Scharfblick gemachten Beobachtungen enthalten einen Schatz von reeller Erfahrung, den manche andere voluminösere Werke über denselben Gegenstand in dem Grade nicht gewähren.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

D e n 12. M a y 1827.

L o n d o n.

Observations on the System of teaching clinical Medicine in the University of Edinburgh; with suggestions for its improvement; humbly submitted to the consideration of the Patrons and Professors of that Institution. 1827. VIII und 30 S. 8.

Diese Bemerkungen, als deren Verf. sich der durch seine Medical Notes on climate, diseases, hospitals, and medical schools in France, Italy and Switzerland, so wie durch seine Briefe an Tommasini, worin er die medicinisch-clinische Schule zu Edinburg und die englische medicinische Literatur gegen diesen zu vertheidigen suchte, bekannte D. James Clark unterzeichnet hat, enthalten einen sehr interessanten Beitrag zur Geschichte des clinischen Unterrichts. Die Umstände, welche ihn veranlaßten, sie zu schreiben, waren nach seiner Angabe (S. III) folgende. Während eines langen Aufenthalts auf dem festen Lande hatte er die vorzüglichsten medicinischen Schulen in Frankreich und Italien

U [3]

befucht und sich mit dem Zustande der Medicin und der medicinischen Anstalten in diesen Ländern bekannt gemacht. Ehe er sich nun in England niederließ, wünschte er auch durch eigene Beobachtung den gegenwärtigen Zustand der Medicin in Deutschland kennen zu lernen und brachte in dieser Absicht den größten Theil des letzten Sommers in diesem Lande zu. Obgleich aber seine Untersuchungen auf den Zustand der Medicin und der medicinischen Anstalten im Allgemeinen gerichtet waren, so wurde seine Aufmerksamkeit doch besonders in Anspruch genommen durch das Fach des clinischen Unterrichts, der schon lange ein Gegenstand von sehr großem Interesse für ihn gewesen war. Im Verlaufe der bey dieser Gelegenheit angestellten Untersuchungen wurde er natürlich darauf geführt, das System des medicinisch-clinischen Unterrichts auf der Universität zu Edinburg (der vornehmsten medicinischen Schule und der einzigen in Großbritannien, wie er glaubt, auf welcher die clinische Medicin systematisch gelehrt wird) mit dem, welches er eben zu beobachten hatte, zu vergleichen; und das Resultat seiner Vergleichung war im Ganzen sehr zu Gunsten des deutschen Systemes ausgefallen. Er meinte daher, daß ein Theil dieses Systemes in die dortigen Schulen mit großem Vortheile eingeführt werden könne. Er äußert dabey das Vertrauen, daß, da er wenige Jahre vorher als der Vertheidiger der Edinburger Schule in einer Antwort auf einen fehlerhaften Bericht über dieselbe von einem ausgezeichneten italiänischen Professor (Tommasini) aufgetreten sey, dieser Umstand nicht als ein solcher betrachtet werden möge, der dem Werthe, den seine Bemerkungen etwa hätten, etwas entziehen, oder ihn dem Vorwurfe der Unbeständigkeit aussetzen könnte. Bey jener Gelegenheit habe er sich bemüht die Edinburger

Schule gegen Urtheile, die auf einen unvollkommenen und parteyischen Blick auf dieselbe gegründet gewesen, zu vertheidigen, nicht aber unternehmen wollen, das dort angenommene System des clinischen Unterrichtes als ein dem Italiänischen vorzuziehendes aufrecht zu erhalten. Er sey also durch dieselben Gefühle für die Universität zu Edinburg angetrieben worden, wie jetzt, wo er es wage, die Mängel ihrer clinischen Schule anzuzeigen und solche Verbesserungen zu empfehlen, durch deren Annahme sie dem Tadel fremder Professoren weniger ausgesetzt seyn würde.

Diese Mängel beziehen sich überhaupt (S. 3) sowohl auf die für die Böglinge bestimmte Zeit der Benützung des clinischen Unterrichtes, als auf die den gegenwärtigen Einrichtungen der Universität gemäß befolgte Methode desselben.

Der Verf. legt nun (nachdem er einige Bemerkungen über die Wichtigkeit eines guten clinischen Unterrichtes vor der Erhaltung des Doctorgrades vorausgeschickt hat) zuerst (S. 4 flg.) eine Darstellung der Methoden dieses Unterrichtes dar, wie sie auf den geschäfttesten Schulen des fester Landes gewöhnlich seyen. Er beschreibt die zwey Arten von Instituten, welche mit dem Namen der Hospital-Clinik und der ambulatorischen oder Polyclinik bezeichnet werden. (Er schreibt Poly-clinic und leitet es von $\pi\omicron\lambda\omicron\varsigma$ in Bezug auf die größere Menge der darin im Verhältnisse zur Hospitalcllinik behandelten Kranken ab, wie es freylich auch von manchen deutschen Aerzten geschehen ist, da es doch von $\pi\omicron\lambda\omicron\varsigma$, die Stadt, hergenommen ist und diese Klinik daher auch im Deutschen die Stadtklinik genannt wird, welche Benennung indessen für ein ambulatorisches Klinikum, insofern auch vom Lande kommende Kranke darin Hülfe erhalten, auch nicht passend ist.)

Der Unterschied der Methode in beiden Instituten von der in Edinburg gewöhnlichen besteht nach des Verf. Angabe (S. 5) hauptsächlich 1) darin, daß die mehr vorgerückten Zöglinge Theil an der Behandlung der Kranken nehmen; 2) in der längeren Zeit, während welcher die Zöglinge den klinischen Unterricht benutzen müssen; 3) in der Art der Anstellung der Professoren der Klinik.

In jenen Instituten haben die älteren Studirenden die Cur gewisser Kranken unter unmittelbarer Aufsicht des Professors zu übernehmen, dieselben zu examinieren, die Diagnose, Prognose und Cur zu bestimmen, die Arzneimittel zu verschreiben, die Krankheitsgeschichten zu entwerfen u. s. w. (was wir hier als in Deutschland bekannt nicht näher anzugeben brauchen).

In der Edinburger Klinik würden die Kranken in den Sälen einmal des Tages von dem Professor und den Zöglingen besucht. Die Krankheitsfälle würden sorgfältig von den Secretären aufgeschrieben, und die Zöglinge hätten die Erlaubniß sie in ihren eigenen Büchern abzuschreiben. Die folgenden täglichen Berichte können bey jedem Besuche zugesetzt werden, so wie sie der Professor an dem Bette des Kranken diktiert. Zu sehen und zu hören, wie der Professor die Kranken examinirt und ihnen verschreibt, sey Alles, was der Zögling im Allgemeinen mit ihnen zu thun habe; und es sey auch nicht immer eine leichte Sache für ihn, diese beschränkte und aus der zweyten Hand zu entnehmende Mittheilung zu erhalten; die Menge der Zöglinge sey manchmal so groß, daß eine beträchtliche Zahl derselben weder den Professor noch den Kranken deutlich sehen und hören könne. Es würden zwey klinische Vorlesungen in jeder Woche gehalten, worin der Professor die Natur der Fälle, die Behandlung &c. erkläre. Diese Vorlesungen bil-

deten einen vortreflichen Theil des clinischen Systems zu Edinburg und würden auf den fremden Universitäten im Allgemeinen zu sehr vernachlässigt. Es wäre indessen die Zahl derselben zu gering. Ein Kranker könne in den clinischen Saal aufgenommen werden und den ganzen Verlauf einer hitzigen Krankheit durchmachen, ehe der Professor Gelegenheit habe, irgend eine Bemerkung über den Fall in diesen Vorlesungen zu machen; wenn sie aber auch öfter gemacht würden, als es geschieht, so könnten sie seiner Meinung nach durchaus nicht den Mangel an Bemerkungen über die Fälle in den clinischen Sälen, so wie sie in den meisten fremden Kliniken gemacht würden, ersetzen. In Edinburg mache die Zahl der Kranken, die in der Zeit, worauf der Besuch beschränkt ist, zu examinieren sey, es unmöglich, daß irgend wichtige Bemerkungen mitgetheilt würden. Der Verf. glaubt hiernach, daß der Vorzug, den das auf dem festen Lande befolgte System in vieler Hinsicht vor dem in Edinburg gewöhnlichen habe, für augenscheinlich gehalten werden müsse.

Ref. erinnert hier daran, daß (auch lange vorher, ehe Tommasini sich darüber geäußert) schon Jos. Frank (in seiner Reise nach Paris, London und einem großen Theile des übrigen Englands und Schottlands in Beziehung auf Crotcher etc. Wien, 1805. Th. 2. S. 224 flg.) ein ähnliches Urtheil über die Klinik zu Edinburg und die Vorzüge der in Deutschland wie in Italien eingeführten Methode gefällt hat. Nachdem er die Einrichtung der Klinik in Edinburg geschildert hat, sagt er: „Diese Methode hat allerdings ihr Gutes. Doch scheint sie mir darin mangelhaft, daß die jungen Aerzte selbst zu wenig Antheil an den clinischen Beschäftigungen nehmen. So lange die jungen Aerzte bloße Zu-

schauer am Krankenbette abgeben, werden sie selten das Interesse für die Krankheiten fühlen, das sie empfinden, wenn sie selbst an der Behandlung derselben Antheil nehmen. Die in dem Clinicum von Pavia, Wien, Würzburg, Wilna und anderswo eingeführte Methode, jedem Arzte einen oder mehrere Patienten unter der Anleitung des Professors zur Behandlung zu übergeben, ist ohne Zweifel weit nützlicher. Der junge Arzt gewöhnt sich auf diese Art an die schwere Kunst, selbst zu beobachten; er lernt die Patienten gehörig fragen und ihre Geschichte selbst schreiben; er übt sich im Formularium, und hat endlich eine Gelegenheit, seine Fähigkeiten und Kenntnisse vor dem Lehrer zu zeigen.“ Wenn aber das Urtheil eines Deutschen in dieser Sache parteyisch erscheinen sollte (obgleich es sich auf die wichtigsten Gründe stützt), so ist es um so erfreulicher, wenn von einem sehr unterrichteten Ausländer, der überdem sonst sehr für die vaterländische Universität eingenommen war und sie vertheidigt hat, der deutschen Einrichtung nach näherer Prüfung an Ort und Stelle der Vorzug zuerkannt werden mußte. Ref. hat auch durch seine Erfahrung den großen Vorzug der Methode, wornach die Studierenden an den clinischen Geschäften als Practicanten selbst thätigen Antheil nehmen, bestätigt gefunden und öfter bemerkt, daß solche, die von einer Universität kamen, wo nur der Professor handelt, oder den Assistenten die Recepte verschreiben läßt, oder die den clinischen Unterricht bloß als Auscultanten, wenn auch längere Zeit, benützt hatten, in der größten Verlegenheit waren, wenn sie ein Recept verschreiben sollten, und seinen Schülern, selbst denen, die eine kürzere Zeit Practicanten gewesen waren, gar sehr nachstanden.

Mit Recht legt der Verf. auch einen großen

Werth auf die von dem Lehrer am Krankenbette oder überhaupt während der Beobachtung des Kranken zu machenden Bemerkungen. Ohne sie werden die Zuhörer vieles Wichtige nicht gehörig beobachten; sie machen allerdings oft einen stärkeren und dauernderen Eindruck auf die Zuhörer als lange, in der Entfernung von dem Kranken gehaltene, Vorlesungen. Wenn der Verf. dennoch die zu Edinburg gewöhnlichen klinischen Vorlesungen, obgleich sie auch seiner Meinung nach, selbst wenn sie öfter gehalten werden, den Mangel der Bemerkungen am Krankenbette nicht ersetzen können, für einen vortrefflichen Theil des klinischen Systems zu Edinburg erklärt, sie auch weiterhin (S. 20) zur vollständigeren Erläuterung der Krankheitsfälle empfiehlt, und den fremden Universitäten im Allgemeinen die Vernachlässigung derselben zum Vorwurfe macht, so müssen wir dabey folgendes bemerken. Der Nutzen derselben ist auch unserer Ueberzeugung nach nicht zu verkennen. Sie werden aber von uns erstens dadurch ersetzt, daß das, was eine für den Aufenthalt am Krankenbette zu weitläufige Auseinandersetzung erfordert, gleich nach der Untersuchung der Kranken in dem besonderen für den klinischen Unterricht bestimmten Versammlungszimmer vorgenommen wird (vgl. meine Schrift über die Einrichtung der Klinik S. 51). Hier werden auch, um den Aufenthalt am Krankenbette nicht ohne Noth und auf eine für den Kranken beschwerliche und nachtheilige Weise zu verlängern, die Recepte verschrieben. Zweytens hat wenigstens Ref. seit langer Zeit sie auch dadurch zu ersetzen gesucht, daß er mit seinem klinischen Collegium ein *Casuisticum* verbunden und sich darin über einzelne Fälle mit den Studierenden umständlicher unterhalten, auch die von anderen Ärzten mitgetheilten Beobachtungen über

wichtige Fälle mit den im Klinikum gemachten verglichen hat. Uebrigens kann auch ein klinischer Lehrer, welcher zugleich die Vorlesungen über Pathologie und Therapie hält, sich in so manchen Fällen auf seine dort geäußerten Ansichten über dieselben beziehen und sich kürzer fassen, als der, welcher bloß den klinischen Unterricht erteilt.

Was die Zeit betrifft, während welcher die Böglinge den klinischen Unterricht benutzen müssen, so würde (S. 12 flg.) nach den Statuten der Edinburger Universität eine sechsmonatliche Benutzung des klinischen Cursus und eine eben so lange irgend eines respectablen Hospitales von dem Candidaten zur Erwerbung eines Grades in der Medicin gefordert. Auf den fremden Universitäten sey der dafür bestimmte Zeitraum viel länger. Als Beyspiele werden hier besonders angegeben: Pavia und Turin, wo vier Cursus oder zwey Schuljahre bestimmt seyen, so wie Paris und Pisa, wo zwey volle Cursus erfordert würden. Dieser Zeitraum werde aber vorerst nur erfordert, um den Bögling zur Erlangung der Doctorwürde fähig zu machen, ertheile ihm aber noch nicht das Privilegium zu practicieren. Um dieß zu erhalten, müsse er nach der Promotion noch eine beträchtliche Zeit (in Oesterreich, Piemont und Toscana zwey Jahre) in einem Hospitale zugebracht, oder einen Arzt in seiner Praxis begleitet haben. Nach Verlauf dieser Probezeit müsse er sich einer neuen Prüfung über die practische Medicin unterwerfen, und müsse von seinen Examinatoren approbiert seyn, ehe er die Erlaubniß zur freyen Praxis erhalte. In Preußen sey die Probezeit nicht so lang, aber die Graduirtten müßten, nachdem sie auf irgend einer Universität den Doctorgrad erhalten hätten, einige Monate in Berlin zubringen, während die

Schulen in Thätigkeit seyen, und müßten dann Proben von ihrer Bekanntschaft mit der practischen Medicin ablegen, ehe sie zur Ausübung derselben Erlaubniß erhielten.

Wie es in anderen deutschen Ländern in der Hinsicht gehalten wird, scheint dem Verf. unbekannt zu seyn. Er würde sonst wohl nicht im Allgemeinen gesagt haben, daß der für die Benutzung des clinischen Unterrichts bestimmte Zeitraum auf den fremden Universitäten länger sey als in Edinburg. Was würde er gesagt haben, wenn er wüßte, daß ein Facultäts-Examen pro gradu Doctoris (das seine frühere Bedeutung freylich an vielen Orten längst verloren hat) auch wohl mit solchen Candidaten vorgenommen wird, die den clinischen Unterricht gar nicht, oder wenigstens nicht als Practicanten, benutzt haben, daß auch in manchen deutschen Ländern von der Staats-Prüfungs-Commission, obgleich diese den Doctorgrad gar nicht fordert und also ein Facultäts-Examen nicht voraussetzt, doch kein eigentlich practisches Examen am Krankenbette vorgenommen wird? — Ref. ist weit entfernt, sich für einen durchaus zwingenden Studienplan erklären zu wollen. Aber da der Uebergang von den theoretischen Studien zu der Ausübung der Medicin, wenn er dem jungen Arzte selbst überlassen, dieser dabey nicht gehörig geleitet wird, nicht ohne die größte Gefahr für seine Kranken wie für seine eigne Ehre erfolgen kann, die clinischen Anstalten ihm aber die beste, ja für die meisten einzige, Gelegenheit, sich eine Fertigkeit in der Ausübung der Medicin auf eine sichere Weise zu erwerben, darboten, so sollte man wenigstens seiner Ueberzeugung nach diejenigen Candidaten, welche die ihnen vom Staate mit großen Kosten dargebotene wichtige Gelegenheit, sich eine Fertigkeit in der Ausübung der Medicin zu

zu erwerben, gar nicht oder nicht gehörig benutzt haben, auch entweder gar nicht zur Prüfung zulassen oder doch nicht ohne ein gehöriges clinisches Examen durchkommen lassen.

In Bezug auf die Anstellung der Professoren der Klinik bemerkt der Verf. (S. 13 flg.), daß auf den fremden Universitäten die Professoren der Klinik ausdrücklich dazu ernannt seyen, die practische Medicin zu lehren, und daß, wenn sie auch andere Vorlesungen hielten, die Pflichten, welche sie als Lehrer der Klinik haben, als die wichtigsten angesehen würden, mit deren Ausübung sie regelmäßig während des ganzen academischen Jahres beschäftigt seyen. In Edinburg erscheine dagegen die clinische Pflicht eher als eine Sache von untergeordneter Wichtigkeit, und werde von Professoren, die andere Lehrstühle hätten, ausgeübt; indem ihre Fähigkeit die practische Medicin zu lehren nicht als etwas Wesentliches zu dem Besitze dieser Lehrstühle angesehen werde. Und anstatt regelmäßig während des ganzen Courses mit dem Unterricht in der clinischen Medicin beschäftigt zu seyn, hätten sie denselben nur zu einer gewissen Zeit drey Monate lang, und das oft nach einem sehr beträchtlichen Zwischenraume, zu ertheilen. Diese Einrichtung gebe Veranlassung zu einer flüchtigen Art, diesen wichtigsten Zweig der Medicin zu lehren. Es seyen die Einrichtungen der Edinburger Schule daher eben so ungünstig für den Professor als nachtheilig für den Schüler. In einer Anmerkung setzt er jedoch hinzu, daß durch die neue Einrichtung zu Edinburg, wornach zwey clinische Professoren zu gleicher Zeit ihr Amt versehen sollen, einigermaßen dem letzten Einwurfe begegnet werde, indem sie hiernach öfter in Thätigkeit seyn würden.

Zuletzt gibt der Verf. (S. 18 flg.) noch seine Meinung an, wie den Fehlern in dem Systeme

des clinischen Unterrichts zu Edinburg abzuhefen sey. Außer einer längeren Zeit, während welcher die Studierenden den clinischen Unterricht benutzen sollen, einer größeren Zahl von Professoren der Klinik, die zu gleicher Zeit ihr Amt verrichten, einer Verminderung der Zahl der Kranken, die jeder zu besorgen habe, einer Vermehrung der Zahl der clinischen Vorlesungen, und der permanenten oder wenigstens auf eine Reihe von Jahren ausgebreiteten Anstellung der clinischen Professoren, empfiehlt er auch noch die Einrichtung einer Klinik nach der Art der ambulatorischen oder policlinischen Institute in Deutschland. Er glaubt, daß ein dortiges Dispensary mit Nutzen zu diesem Behufe verwendet werden könne. Uebrigens bestimmt er (S. 23 flg.) für die Studierenden drey Cursus, wovon der erste für die chirurgische Klinik, der zweyte für die medicinische Klinik, wie sie jetzt zu Edinburg Statt findet, und der dritte für die practische Klinik bestimmt seyn soll.

Ueber die Wichtigkeit der chirurgischen Klinik sonst mit dem Verf. ganz übereinstimmend glauben wir jedoch nicht, daß der dafür bestimmte Cursus dem der medicinischen vorangehen müsse, sondern daß der Studierende, nachdem er die nöthigen theoretischen Kenntnisse sich erworben hat, beide Kliniken in den letzten Semestern zugleich benutzen könne.

In dem zweyten von dem Verf. bestimmten Cursus benutzt der Studierende die medicinische Klinik vorerst bloß als Auscultant, nur daß er, da die Einrichtung dieser Klinik der bisher in Edinburg gewöhnlichen ähnlich seyn soll, bloß den Professor die Kranken examinieren ic. sieht, der hier aber nicht wie in den fremden Kliniken in der Untersuchung des Kranken unterbrochen werde durch die den Zöglingen, welche die

Kranken besorgen, zu machenden Mittheilungen. Daß auf diese Weise, durch Beobachtung der Methode des Professors die Kranken zu untersuchen zc., die Studierenden vieles lernen können, ist nicht zu leugnen. Nicht überall steht aber ein großes Hospital nebst anderen Mitteln zu Gebote, woraus man erstens ein klinisches Institut, worin bloß der Professor handelt und die Studierenden nur Auscultanten seyn sollen, zweitens ein solches, worin auch die Studierenden practicieren, bilden könnte. Auch möchte diese Einrichtung nicht durchaus nöthig seyn. Wenn der Professor nur die Practicanten gehörig anleitet, sie, wo sie fehlen, auf den rechten Weg führt, sie auf das Uebersehene aufmerksam macht u. s. w., so werden die Studierenden auch da, wo nur ein Institut zu Gebote stehet, schon Gelegenheit erhalten, seine Methode kennen zu lernen, und selbst aus den Fehlern, die der Practicant macht und der Professor verbessert, Nutzen ziehen.

J. W. H. Conradi.

B e r l i n .

Bey Reimer: Ulrichi de Hutten, Equitis Germani, opera, quae exstant, omnia. Collegit, edidit, annotationibus illustravit Ernest. Joseph. Herm. Münch, philos. doctor, antehac in schola Argoviensi Aroviae professor. Tom. III. 1823. 702 Seiten Tom. IV. 1824. 704 Seiten in 8. Auch, wie die beiden ersten Bände, mit beygedrucktem deutschen Titel. (S. diese gel. Anz. Jahrg. 1824, S. 1292).

Um die Anzeige der rühmlichen Fortsetzung dieser, mit so viel Eifer, Fleiß und Uneigennützigkeit unternommenen Ausgabe der sämtlichen

Werke des unvergeßlichen Hutten nicht länger in unsern Blättern zu verspäten, überlassen wir andern Recensenten, die vom Herausgeber in so reichlicher Menge gegebenen litterarischen Notizen, wo es nöthig seyn sollte, zu berichtigen. Wir zeigen nur kurz den Inhalt der vor uns liegenden beiden Bände an. Das Geistvollste und Bemerkenswertheste im dritten Bande sind die satyrischen Dialogen, in denen Huttens Witz und heller Menschenverstand durch alle leichten Wendungen einer classischen Latinität sich den Weg zu bahnen weiß; also den Misaulus, die beiden Febres, die Fortuna, die Trias Romana gegen den päpstlichen Hof und die ganze römische Hierarchie, und die Inspicientes über den damaligen politischen und kirchlichen Zustand Deutschlands. Das Merkwürdigste unter den übrigen Schriften von Hutten, die der Herausgeber zwischen jene Dialogen gestellt hat, ist die bekannte medicinische Abhandlung de Guajaci medicina et morbo Gallico, die damals von den Ärzten mit dem lebhaftesten Beyfalle aufgenommen wurde, und in welcher der freymüthige Ritter nicht verhehlt, daß ein Fehltritt seiner Jugend ihn in die traurige Nothwendigkeit gesetzt hatte, diesen Theil der medicinischen Praxis näher kennen zu lernen. Außerdem enthält dieser dritte Band noch mehrere Briefe, die zu den Vorboten der Kirchenreformation gezählt werden können, unter andern einen Brief des Papstes Leo X. an den Erzbischof Albert von Mainz, Huttens Gönner, nebst Huttens Antwort. In Verbindung mit diesen Briefen steht derjenige, den der rastlose Ritter an den Erzherzog Ferdinand von Oestreich richtete, de unitate ecclesiae conservanda. In dem folgenden Bande finden wir die übrigen Schriften Huttens, die sich auf die damalige große Revolution in der Christenheit unmittelbar

beziehen; die von Hutten glossirte Bulle des Papstes gegen Luther; die gegen diese Bulle gerichteten satyrischen Dialogen und ähnlichen Schriften voll Wiß und glühender Beredsamkeit, die aber auch in überschwengliche Redseligkeit übergeht. Hierauf folgen die unerfreulichen Streitschriften zwischen Hutten und dem vorher von ihm so hoch geschätzten Erasmus von Rotterdam. Sie nehmen über die Hälfte dieses Bandes ein. Un erfreulich darf man sie doch wohl nennen, weil sie sich um persönliche Invectiven und Vertheidigungen drehen, bey denen weder Kunst noch Wissenschaft, weder Kirche noch Staat gewinnen konnten; und weil das Unrecht, alles wohl abgemogen, wenn auch nicht auf beiden Seiten gleich, doch in jedem Falle so verwickelt war, daß der ganze Streit weder dem Einen noch dem Andern sonderliche Ehre macht. Auch nimmt der immer streitlustige und schlagfertige und über Unrecht schreiende Hutten mit seinen unaufhörlichen Schmähungen auf den ruhigen, bedächtigen, friedliebenden Erasmus sich nicht im mindesten vortheilhafter aus, als dieser Holländer mit seinen bitteren Erwiederungen, die um so empfindlicher die moralische Ehre seines Gegners treffen, aber doch als bloße Vertheidigungswaffen eher zu entschuldigen sind. Mit ungestörterer Theilnahme kann man bey dem kleinen patriotischen Gespräch Arminius verweilen, das den Beschluß dieses Bandes macht. Angehängt sind auch diesen beiden Bände, wie den vorigen, historische und biographische Anmerkungen.

Köln, Aachen, Leipzig.

Köln am Rhein bey Bachem: Eiflia illustrata oder geographische und historische Beschreibung der Eifel, von Johann Friedrich

Schannat. Aus dem lateinischen Manuscripte übersetzt; mit Anmerkungen und Zusätzen bereichert, nebst vielen Abbildungen von Alterthümern, Sigillen und Wappen, herausgegeben von Georg Bärtsch, Königl. Preuss. Landrathe des Kreises Prüm u. Ersten Bandes erste Abtheilung. 1824. XXXV. u. 576 S. in gr. Octav.

Aachen und Leipzig bey Mayer: Eiflia illustrata u. s. w. Ersten Bandes zweite Abtheilung mit 21 Tafeln Abbildungen in Steindruck und 39 Stammtafeln. 1825. XV und mit durchlaufender jedoch wieder von 451 anhebender Seitenzahl bis 1122, u. XXXI S. Druckfehler.

Das Dafeyn eines handschriftlichen Werks des gelehrten Schannat über die Eifel, unter dem Titel Eiflia illustrata war mehreren Geschichtsforschern, welche über rheinische Geschichte geschrieben haben, bekannt, dasselbe aber bis zum J. 1816 nicht wieder aufgefunden, weshalb der Verlust desselben vorausgesetzt, und allgemein beklagt wurde. Dem Hrn. Herausg. gelang es, eine Abschrift desselben aus der Großherzoglichen Bibliothek zu Darmstadt zu erhalten (später sind mehrere Abschriften aufgefunden), und so faßte er den lobenswerthen Entschluß, das Werk öffentlich bekannt zu machen. Indessen entschied die Mehrzahl seiner Freunde für die Herausgabe in einer deutschen Uebersetzung, und diese besorgte dann ein Jugendfreund des Herausgebers, Herr Regierungsecretair Grack in Trier. Aber bey der öffentlichen Bekanntmachung des Werks in jener Uebersetzung ist der Herausg. nicht stehen geblieben; er hat dieselbe vielmehr mit äußerst zahlreichen Anmerkungen und Excursen begleitet, welche das Werk selbst beynah um das doppelte übersteigen, und vorzüglich schätzbar sind. — Schannats Abhandlung über die Eifel, geht wie alle seine Werke in das kleinste Detail ein, so

daß ein Auszug derselben die Grenzen dieser Blätter weit übersteigen würde. Ref. begnügt sich daher nur mit einer allgemeinen Andeutung ihres Inhalts. Der erste Theil derselben enthält, außer einer Darstellung der Beschaffenheit dieses Landstrichs, Bemerkungen über die Eifel unter den römischen Kaisern der fünf ersten christlichen Jahrhunderte, der zweyte die Geschichte der Eifel unter den ersten Königen der Franken, der dritte die Specialgeschichte und Genealogie der Dynasten in der Eifel; der vierte die *Fiflia equestris* oder die Geschichte der Rittergeschlechter daselbst, der fünfte die *Fiflia sacra* (Geschichte der Klöster und Stiftungen), der sechste endlich, die *Oppida* oder die Geschichte der merkwürdigsten Städte und Flecken. Von diesen sechs Abtheilungen hat der Herausgeber in den vorliegenden beiden Bänden, die drey ersten herausgegeben, und die übrigen nächstens nachzuliefern versprochen; ein Versprechen, dessen baldige Erfüllung gewiß der Wunsch aller Geschichtsforscher ist, da in der That durch das vorliegende Werk eine Lücke in Deutschlands Specialgeschichte ausgefüllt wird. Uebrigens muß die Abschrift, nach welcher die Ausgabe geschehen ist, nicht ganz fehlerfrey gewesen seyn, denn sonst würde der S. 101 angeführte Abt von Kettwig. (Göttweich, es ist das bekannte *Chronicon Gottwicense* gemeint) den Herausgeber nicht in Verlegenheit gesetzt haben. — Dem ersten Bande sind einige Nachrichten von Schannats Leben und Wirken, aus dem der *Histoire de la maison Palatine* vorgesezten Eloge von de la Barre de Beaumarchais, vorgesezt, bey denen zu bemerken ist, daß von Schannats *Vindemiis literariis* allerdings eine *Collectio secunda*, und zwar zu Leipzig 1724 im Druck erschienen ist.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.

D e n 14. M a y 1827.

H a l b e r s t a d t.

Verlegt von H. Vogler 1826: Untersuchungen über die Geschichte der Harzburg und den vermeinten Gögen Krodo, vom Regierungsrath Delius zu Bernigerode. XXVIII und 303 S. sodann 63 S. Urkunden, die Abhandlung über Krodo besonders paginiert VIII und 168 S. in 8.

Eine das Jahr vorher zu Helmstedt erschienene uncritische Schrift über die Harzburg von E. F. G. Leonhard veranlaßte Herrn Regierungsrath Delius, die Geschichte dieser Burg quellenmäßig zu bearbeiten und die vielfach daran geknüpften Fabeln aus dem Wege zu räumen. Er hat seinen Zweck vollkommen erreicht und nichts kann siegreicher seyn, als die Gründe, mit welchen hier, hoffentlich auf immer, widerlegt worden ist, was weder Beweis für sich hat, noch einmal Wahrscheinlichkeit. Es läßt sich kein heidnischer Gögendienst auf dem Harz und keine von Carl dem Großen gestiftete Capelle daselbst darthun; auch Heinrich I. und Conrad II. haben hier noch nicht gebaut. Erst unter Heinrich IV. stieg die Harzburg empor, wurde aber schnell wieder zerstört. Hundert Jahr später unter Friedrich I. erhob sich ein neuer geringerer Bau, dessen Besitzer im Laufe der Zeiten wechselten. Nach der Mitte des 17. Jahrh. fiel die alternde Burg in

K [3]

Trümmer. Jetzt schon lange liegt alles in Dede. Nie war der Ort von besonderer Wichtigkeit. Er hätte sie erlangen können, wenn Heinrich IV. Gebäude zur Reife und Dauer gediehen und von den nachfolgenden Kaisern gehegt worden wären. Aber dieser Kaiser selbst hatte die Kirche vorläufig nur in Holz errichten lassen (S. 61). Den unglücklichen Fürsten und den Aufruhr der Sachsen gegen ihn beurtheilt Hr. Delius nicht auf die gewöhnliche Art (S. 56 — 92). Mit Recht wird bemerkt, daß die vorgebliehen Hauptanlässe der Empörung, die Decimationen und der Festenbau, eigentlich nur Thüringen und weniger das innere Sachsen betrafen. Die Zehntforderung ging nämlich nicht über den Mainzer Sprengel hinaus. Und wenn Lambert (von Aschaffenburg auch darum nicht, weil er ganz unmainzische Gesinnung zeigt) *montes omnes colliculosque Saxoniae et Thuringiae* mit Burgen besetzen läßt, so fallen ihm doch bloß sieben bey, davon nur Hartesburg sicher in Sachsen lag, die meisten, so viel zu ermitteln steht, in Thüringen. S. 65 Anm. 88 wird Lambert einer andern Unrichtigkeit überführt, aber nicht geleugnet, daß er unparteyisch habe schreiben wollen. Es wirft von selbst Schatten auf Heinrich, daß eben der gebildetste und beste Geschichtschreiber des deutschen Mittelalters ihm nicht zugethan seyn konnte. Sein unbekannter Bertheidiger (Otbert? Anm. 92) ist uns doch gar zu weinerlich. Vortreflich hat in dieser Untersuchung der Verf. die Chronologie gewahrt und bis auf die Tage ausgemittelt. Dieser gründliche Fleiß im Einzelnen belebt auch die Erzählung der späteren Schicksale der Harzburg, welche nie wieder so sehr in die große öffentliche Geschichte Deutschlands eingreifen, wie in der zweyten Hälfte des 11. Jahrh. Um ein Beispiel anzuführen, die Erörterung der Belagerungen im Jahr 1412. 1413. S. 191 — 220.

ist musterhaft zu nennen. Seite 212 zog den Rec. eine Kleinigkeit an. Zur bessern Einschließung der Burg wurden vor derselben von den Belagerern zwey Festungen angelegt, die eine Steuerburg, -die andere Altona geheissen, das sind Trohnamen, wie sie im Mittelalter für Gegenanlagen und Bauten öfters vorkommen, bekannt ist Altena in der Grafschaft Mark und Altona bey Hamburg. Zu Steuerburg wird Anm. 275 ein ähnliches Steuerburg an der Lahn aus der Limburger Chronik beygebracht und das Hildesheimische Schloß Steuerwald. Man muß steuern, stüren im Sinne von abwehren, Einhalt thun nehmen, aber auf niederdeutsche Weise mit dem Accusativ statt mit dem Dativ construieren, vergl. Brem. W. B. IV. 1081. de böme, de kinder stüren. Stürborg bedeutet also den der Festung trohenden Gegenbau, nicht daß dieser selbst eine Burg war, wie denn im vorliegenden Fall ein bloßer durch Wall und Graben geschützter Thurm gemeint wird. Das Hildesheimische Schloß Steuerwald will sagen: was der Gewalt steuert; bey Leibniz II. 797 Stüergwald (quo nomine se improbam subditorum violentiam compescere velle' minitabatur episcopus) bey Gudenus IV 265 stehet Stürwald. Auf der Weimarschen Charte Deutschlands Sect. 47, wies ein Gehöfte Steuerdendieb angegeben und sicher lassen sich noch mehr Beyspiele sammeln.

Ueber den Werth und das Verhältniß der Magdeburger Schöppenchronik, der Botheschen und Abelschen Chronik scheint Hr. Delius so sorgfältige Untersuchungen gepflogen zu haben, daß wir nur wünschen können, er möge sie ausführlich dem Publicum mittheilen.

Die besonders angefügte Abhandlung beschäftigt sich mit Widerlegung der von dem vorgeblichen Götzen Krodo in vielen Büchern verbreiteten abgeschmackten Nachrichten. Wer diese nicht

längst verworfen hat, wird nun alle Lust verlieren, sie fortan zu behaupten. Es reicht schon hin, um ungläubig zu machen, daß die erste Meldung von Krodo in der fabelhaften uncritischen Chronik Bothes aus dem Ende des 15. Jahrh. geschieht und weder eine alte Quelle, noch eine später erhaltene wahre Volksfage seiner gedenkt. Selbst der Name ist ohne Sinn und Bedeutung (im angelsächf. Cædmon 44, 7 *æt tham lind-crodan, ad vexilla*, wäre die einzige Form, die an das Wort erinnert, aber *croda* allein kommt nicht einmal vor und die durch weiter gar nichts gestützte Beziehung auf Krodo würde höchst gewagt scheinen). Die Goslarschen Urkunden S. 110 — 137 tragen den Stempel frecher Unehtheit an sich, der S. 97 Anm. 129 angegebene Grund, weshalb ihrer in einem Buche keine Erwähnung geschieht, dessen Beurtheiler in den Jahrbüchern der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache 1820. S. 331. 332 dem Mangel nachzuhelfen suchte, ist völlig der richtige.

Also den Krodo, Bild und Gelübde, geben wir dem Verf. willig Preis; lassen aber nicht alle Mittel gelten, womit er ihn bekämpft. Hr. Delius hat bereits vor 25 Jahren seine Ansicht über die Religion der alten Deutschen bekannt gemacht und seitdem nicht verändert. Rec. unterscheidet zweyerley historische Critik, eine aufbauende und eine niederreißende, der Verf. hat in diesen Untersuchungen bloß die letztere geübt. Es muß manches geleugnet werden, was nicht zu behaupten, aber auch behauptet, was nicht zu leugnen ist. Zu dem rechten Entdecken gehört der Glaube, daß man finden werde, und ohne den eigentlich niemand sucht. S. 7 wird Meiners Geschichte der Religionen ein Hauptwerk genannt. Darf Rec. gestehen, daß er sich nie dadurch befriedigt fühlte? es ist entsprungen aus fleißiger Lesung der gangbaren Schriftsteller, besonders der

Reisebeschreibungen, nach vorgefaßter allgemeiner Grundlage, nirgends aus tiefer Erschöpfung der Sachen selbst. Wer mit dem breiten Heidenthum in Asien, Africa, America auf so leichte Weise fertig wird, der hat vollends den Sinn verloren, das enge Plätzchen altdeutschen Volksglaubens zu würdigen, soviel näher es uns auch liegt. Einen deutschen Fetischismus mögen wir uns nun nicht gefallen lassen. Wer wird ihn Griechen oder Römern zuschreiben, weil sich bey ihnen, wie fast überall, unter dem Volk abergläubische Scheu vor den Elementen und einzelnen, meist wirklich erhabenen Naturgegenständen findet? Fetischismus ist dumpfe und rohe Versunkenheit, wie sie den wilden Neger beherrscht, einem Volke, wie unsere Vorfahren hingegen, das, sobald es in der Geschichte auftritt, würdig und frey handelt, eine fein gearztete, mit der der edelsten Völker des Alterthums fest verwandte Sprache redet, wesentlich fremd bleibt. Aus Caes. VI. 21 und Tac. Germ. 9 hat man viel zu viel beweisen wollen. Schon aus der Gemeinschaft unserer Sprache mit der scandinavischen folgt eine der ältesten Götter. Spuren sind aufzuzeigen und es wird nicht an anderer Bestätigung fehlen. Die Völker hinter uns, Litthauer und Slaven, haben Götter. Unsere Sprache sey arm an Benennungen der Priester (S. 13 aber nach Mühs, der kein Sprachkenner war); Jahrg. 1826 uns. Anz. S. 1596 ist zum Beyspiel ein Ausdruck nachgewiesen. Den ungemeinen Werth altnordischer Mythologie ist der Verf. überall abgeneigt anzuerkennen, da doch ihre Schönheit und Poesie in sich selbst Bürgschaft für Echtheit und Alter tragen. Schözer hätte viel eher ein slavisches oder mongolisches Denkmal gerühmt, als eine nordische Saga von weit höherem Gehalt und deren Würdigung in unser eignes Alterthum tiefer eingriff.

Auch wider unsere echten Volksagen streitet Hr. Delius (S. 55 — 67) wozu nicht einmal der Ort war, da sich, wie gesagt, von Krodo gar keine vorfinden. Ist doch das Harzgebirge voll von Sagen, mit denen er nicht so leicht fertig werden sollte. Die gemeine Sage enthält schätzbare Trümmer des höheren Alterthums, wie die Volkssprache manche in der gebildeten ganz erloschene Wörter und Formen, z. B. Dualformen. Es wäre hypercritisch, ein deutsches Märchen abzulehnen, und etwa aus der Zeit unserer Bekanntschaft mit griechischen und römischen Mythen zu erklären, welchen es verwandt, aus welchen es aber eben so wenig entsprungen ist, als aus dem lateinischen *is, id* unser deutsches *er, es*. Wir müßten vielem widersprechen, wollten wir alles berühren. Warum soll Seite 57 die Sage auf Ueberlieferung wirklicher Ereignisse beschränkt werden? warum nicht auch den Mythos und die altheidnische Religion umfassen? Der Mann im Mond kann so sagenhaft seyn, als der Hase, den in den Mondflecken Inder (Schlegels indische Bibliothek I. 217) und Calmuken (Bergmann III. 40. 204) wahrnehmen. S. 31 ff. von der Zeitabtheilung in sieben tägige Wochen. Tacitus geschweigt ihrer. Aber muß seine Germania (deren Echtheit in Verdacht zu bringen sich neulich einige die verkehrteste Mühe gemacht haben) für vollständige Aufzählung alles dessen, was Römer von Deutschen hätten wissen können, gehalten werden? Fene sieben Tage sind so natürlich, daß sie außer bey Juden und Aegyptern, auch bey Chinesen und Peruanern beachtet werden (Idelers Chronologie 1. 87. 88.). Wenn es aber auch wahrscheinlicher wäre, daß diese Eintheilung erst durch das Christenthum den deutschen Völkern bekannt geworden ist (wie Ideler 2, 182 gleichfalls annimmt), eben der zu einstima

migen Tagnamen wegen, so bezeugt die alte Uebersetzung derselben unwidersprechlich, daß man von einheimischen Göttern wußte, die den römischen Mars, Mercur, Jupiter und die Venus ungefähr ersetzten und deren Benennung mit der scandinavischen zusammentrifft.

S. 104 rügt der Vf., einer sage dem andern nach, daß die altdeutsche abrenuntiatio zuerst von Lucas Holsten bekannt gemacht worden sey, er finde in Fürstenbergs mon. paderb. die erste Mittheilung derselben. Um jenen Tadel nicht zu verdienen, müssen wir etwas umständlich seyn. Die Amsterdamer (sehr vermehrte) Ausg. der monum. von 1672 enthält sie allerdings, nicht aber die erste Paderborner von 1669, noch die zweyte Paderborner von 1672. Vor 1672 wurde sie, soviel wir wissen, in Deutschland zweymal gedruckt. 1670 in des Straßburger Buchhändlers Simon Peulli miscella antiquae lectionis. Argent. 1670. S. p. 73. 74 hinter dem capitulare de partibus Saxoniae, beide ein Wiederabdruck der ersten Ausg. ex antiquissimo ms. Palatino bibliothecae vaticanae, edente summo viro Luca Holstenio. Und schon 5 Jahre vorher in der dritten vermehrten Ausg. von Conrings origo juris germanici. Helmest. 1665. 4. p. 348. 349. Am Schlusse der Vorrede (Helmstedt 1665. 15. Febr.) sagt Conring: eruit illa (capitularia, denen die abrenunt. überall folgt) ex antiquissimis membranis palatinis vaticanae bibliothecae Ferdinandus Fürstenbergius. Ab eo excitatus Lucas Holstenius V. Cl. cum Romae illa publicasset, ex illo, quod magni istius principis liberalitate nactus fui, exemplari, ego haec nunc curavi recudi. In dem Buche selbst p. 54 nochmals: duo illa opuscula cis paucos annos V. Cl. Luca Holstenio curante edita. Holsten war also, wenn auch von Fürstenberg angetrieben, der Entdecker und Herausgeber. Da sein Tod ins J. 1661 fällt, muß die römische, jetzt wahrscheinlich in Deutschland sehr

seltne Ausgabe, um 1660 erfolgt seyn. Uebrigens stimmen Conrings und Paullis Abdruck bis auf die Kleinigkeit, daß jener FORSACHISTV, dieser FORSACHISTU hat.

P a r i s.

Chez Baudouin frères : Histoire des progrès des sciences naturelles, depuis 1789 jusqu'à ce jour, par M. le Baron G. Cuvier, Conseiller d'état etc. 1826. 376 S. 8. Mit dem Nebentitel: Oeuvres complètes de Buffon. Complément. Tom. I. und dem Schlußtitel: Oeuvres complètes de Buffon, mises en ordre et précédées d'une notice historique par M. A. Richard, suivies de deux volumes sur le progrès des sciences physiques et naturelles depuis la mort de Buffon. Par M. le Baron de Cuvier.

Dieses Werk ist nichts Anderes, als ein wörtlicher Abdruck des: Rapport historiques sur les progrès des sciences naturelles depuis 1789, et sur leur état actuel, welcher 1810 zu Paris in 4. auf Befehl des Kaisers erschien; nur die Vorrede, in welcher damals Cuvier seine Mitarbeiter dankbar erwähnte, ferner die Anrede und das Schlußwort an den Kaiser sind weggelassen, und der Insel Reunion der alte Name Bourbon wiedergegeben. Ob ein solcher Wiederabdruck recht ist ohne davon ein Wort in der Vorrede oder auf dem Titel zu erwähnen, will Ref. dahingestellt seyn lassen. Auch gilt der Ausdruck — jusqu' à ce jour — nur bis auf das J. 1810; ob in einem zweyten Band die Geschichte der Naturwissenschaften von diesem Zeitpunkt an bis auf unsere Zeiten nachgetragen werden wird, steht zu erwarten. Wie unvollständig die ausländische Literatur in jenem Bericht berücksichtigt worden ist, so wie die ganze Einrichtung und den Inhalt desselben, kann Ref. als bekannt voraussetzen, und fügt daher nur die Versicherung hinzu, daß ihm Nachträge nicht vorgekommen sind.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. Stück.

D e n 17. M a y 1827.

G ö t t i n g e n .

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Ueber die Entdeckung, daß Leibniz ein Katholik gewesen sey. Von Gottlob Ernst Schulze. 1827. VI u. 55 S. in 8.

Die Entdeckung, daß Leibniz der Ueberzeugung nach ein Katholik gewesen sey, ist im nördlichen Deutschland, weil man daselbst mit den Schriften und der Denkart des großen Mannes bekannt war, ziemlich allgemein für einen Irrthum gehalten worden. Im südlichen Deutschland hingegen erhielt sie in manchen Gegenden eine ganz andere Aufnahme, wie aus dem schnellen Abgange zweyer starken Ausgaben des Systematis theologici Leibnitii, worauf die Entdeckung vorzüglich gegründet worden ist, und aus der ihr daselbst begelegten Wichtigkeit für die katholische Kirche erheller. Hierdurch wurde aber sogar in protestantischen Zeitschriften manches schiefe Urtheil über den Mann, dem Deutschland in Ansehung der wissenschaftlichen Cultur so viel zu verdanken hat, veranlaßt, und dies

Y [3]

bewog den Verf. die Falschheit jener Entdeckung darzuthun.

Zuvörderst wird von der Beschaffenheit der Handschrift des theologischen Systems gehandelt. Sie ist unleugbar echt, und von Leibniz selbst verfertigt. Man hat aber bisher zu wenig darauf Rücksicht genommen, daß darin vieles ausgestrichen und unleserlich geschrieben ist, ferner grammatische Fehler in nicht geringer Anzahl vorkommen, und der unordentliche Periodenbau in manchen Stellen es ungewiß läßt, was hat gesagt werden sollen. Hierauf folgt eine Uebersicht des Inhaltes des theologischen Systems, welcher in der Bestimmung derjenigen Lehren der katholischen Kirche, worin sie von der protestantischen abweicht, sich nach Bossuet's Exposition de la Doctrine de l'Eglise catholique, die sehr vielen Beyfall bey den Katholiken fand, richtet, in Ansehung der für diese Lehren von Leibniz beygebrachten Gründe aber viel Sonderbares enthält.

Daß nun Leibniz der katholischen Kirche keinesweges zugethan gewesen sey, dafür sind folgende Beweise beygebracht worden. Erstens. Er hat sich in allen Schriften und Briefen für die Lehren der protestantischen Kirche erklärt, und die ihnen entgegengesetzten Dogmen der katholischen Kirche mit unter sehr stark getadelt. Zweitens. Er hat die oft an ihn ergangene Aufforderung, zur katholischen Kirche überzutreten, schon als Jüngling und nachher bis ans Ende seines Lebens mit der Erklärung abgewiesen, daß dies mit seinem Gewissen streite. Drittens. Er interessierte sich sehr für das Gedeihen und die Ausbreitung der Lehre der protestantischen Kirche, die er noch in den Briefen aus dem Jahre vor seinem Tode religionem repurgatam et veram fidem nennt. Dies Alles ist aber aus Stellen

in Leibnizens Schriften unbestreitbar darge-
 than worden, und damit der Leser die Richtig-
 keit davon sogleich selbst beurtheilen könne, sind
 die wichtigsten dieser Stellen abgedruckt worden.
 Dem, was z. B. im theologischen System, nicht
 ohne Weitschweifigkeit für die Verehrung der
 Heiligen und den Bilderdienst gesagt worden ist,
 widerspricht eine sehr starke, auch eigenhändig
 von Leibnizen abgefaßte Erklärung über diese
 Verehrung und diesen Dienst, die im 21. Stücke
 des hannoverschen Magazins vom J. 1823 mit-
 getheilt, bisher aber wenig bekannt geworden
 ist, und die sich mit den Worten schließt: Ita
 Antichristianismus pro Christo obtinuit,
 cuius institutio clara intellectu et facillima
 servatu in dogmata ahsurda, sermones non
 intelligendos, mysteria inexplicabilia, praxes
 ridiculas degenerarunt. Sollte aber jemand
 doch noch glauben, daß Leibniz der katholischen
 Kirche zugethan gewesen sey, und daß etwa die
 Gründe, welche Pelisson und Bossuet für
 die Richtigkeit der Lehren derselben ihm vorhiel-
 ten, auf seine Ueberzeugung eingewirkt hätten,
 der wird sogleich eines bessern belehrt werden,
 wenn er die S. 27 angeführte Erklärung Leib-
 nizens über den Werth jener Gründe, und
 über die ihm zugeschriebene Neigung zur katho-
 lischen Kirche gelesen hat.

Wenn aber Leibniz der protestantischen
 Kirche zugethan war, in welcher Absicht kann er
 denn wohl das theologische System, das eine
 Apologie des Katholicismus enthält, geschrieben
 haben? Diese Frage wird theils aus dem Ver-
 suche, die protestantische Kirche mit der katholi-
 schen zu vereinigen, für welche Vereinigung Leib-
 niz sehr viel that, und die damals von Vielen
 für möglich gehalten wurde, weil sich der Pro-
 testantismus noch nicht genug entwickelt hatte,

theils aus der Individualität des Geistes dieses großartig denkenden Philosophen, der auch in den Irrthümern Anderer noch Beziehungen auf Wahrheit zu entdecken wußte, beantwortet. Die Absicht des theologischen Systems war, die Lehren der katholischen Kirche weniger anstößig für die Protestanten darzustellen. Daß Leibniz aber die Ausführung dieser Absicht aus irgend einem Grunde aufgegeben haben müsse, dies bezeuget der Umstand, daß nicht die letzte, die nöthigen Verbesserungen beyfugende Hand an das Manuscript des theologischen Systems gelegt worden ist, und dieses ein unvollendeter Entwurf blieb.

Zuletzt wird noch angeführt, welches Leibnizens System in der Theologie gewesen sey, und was er für den Zweck und das Wesen des Christenthums gehalten habe, auch einige Rücksicht auf die Behauptung genommen, nach der er sogar schon Proselyten-Macherey getrieben haben soll, und nach Wien ziehen wollte, um sich daselbst öffentlich zur katholischen Kirche zu bekennen. Diese Behauptung ist ein bloßer Einfall, dessen nur derjenige fähig ist, der Leibnizens Schriften nicht gelesen hat.

P a r i s.

Tableaux historiques de l'Asie, depuis la Monarchie de Cyrus jusqu' à nos jours: ouvrage dédié à Ms. Guillaume et Alexandre de Humboldt, par J. Klaproth; texte avec un atlas in Folio. I — III Livraison. 1824. in 4.

Wir haben die Anzeige des vorliegenden Werkes etwas länger anstehen lassen, in der Erwartung die Fortsetzung desselben zu erhalten; welches jedoch bis jetzt nicht geschehen ist. Es wird

also nöthig seyn, sowohl über den Plan des Werks, als über die Ausführung diejenigen Nachrichten zu geben, welche nach dem Umfang dieser Blätter erwartet werden können. Der Plan des Werks, ist eine historisch-geographische Uebersicht der Veränderungen zu geben, welche Asien erlitten hat; so daß gewisse Zeitpunkte angenommen werden, und der Text zugleich durch eine Charte erläutert wird. Es ist also ein ähnliches Unternehmen für Asien, als der sel. Kruse es für Europa ausgeführt hat; nur daß hier bey dem Text nicht die tabellarische Form gewählt ist. Wir glauben die Uebersicht nicht besser geben zu können, als sofort nach der Folge der Charten. Also Charte I. Epoche von Cyrus, 530 v. Chr. II. Epoche von Darius Hystaspis 500. III. Epoche von Alexander d. Gr. 322. IV. Epoche der Theilung der Monarchie von Alexander 281. V. Epoche der Tschin in China. 210 v. Chr. VI. Epoche von August 31 v. Chr. VII. Epoche von Trajan und der Han im Orient 116 n. Chr. VIII. Epoche der Theilung Chinas in drey Reiche 232. IX. Epoche der Sassaniden 302. X. Epoche des Reiches der Hunnen 425. XI. Epoche des großen Reichs der Türken am Altai 565. XII. Ethnographisches Tableau der Völker des innern und mittlern Asiens bis auf das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung nach Chinesischen Geschichtschreibern. Bis dahin reicht bisher das Werk. Es ergibt sich daraus, daß der Verfasser die Epochen nach den Hauptrevolutionen Asiens bestimmte, welche nicht immer die der allgemeinen Weltgeschichte sind, und da der Verf. von Asien handelte, wird ihn auch Niemand deshalb tabeln können. Die Epochen werden bald aus der Geschichte des westlichen, bald des östlichen Asiens, vorzüglich nach

der chinesischen Geschichte hergenommen. Die Quellen sind daher auch von der verschiedensten Art; und nicht von gleichem Gewicht auf der Waagschale der Critik. Eine andere Frage ist es, ob die Epochen immer auf das passendste gewählt sind. Wir hätten z. B. das Jahr der Schlacht bey Jpsus 301 für die Theilung der macedonischen Monarchie für mehr Epoche machend als das Jahr 282 angesehen.

Wenn gleich der Verf. seine Geschichte erst mit Cyrus anfängt, so hat er doch eine Uebersicht der persischen poetischen Geschichte aus dem Schach Nahme vorangeschickt. Dann folgt die persische Geschichte nach den griechischen Schriftstellern. Wir haben dabey nur zu erinnern, daß auf der ersten Charte, zu dem Reich des Cyrus auch Transoxiana oder Sogdiana hätte gezogen werden müssen; denn Cyrus kam in den Kriegen gegen die Massageten, jenseit des Jaxartes ums Leben; und die festen Plätze längs dem Jaxartes tragen zum Theil von ihm den Namen. Hierauf läßt der Verfasser die Uebersicht der Geschichte von China bis ans Ende der Dynastie der Tschin 207 v. Chr. folgen. So viel wir urtheilen können, ist sie aus den Werken von Mailla und Desguignes geschöpft, jedoch mit eignen Bemerkungen. Der Verfasser setzt den chinesischen Stamm dem Indo-Germanique entgegen; welcher letztere über Europa verbreitet, sich in erbliche Kasten theile, eine über der andern; während der chinesische aus Familien bestehe, die sich einander gleich seyen. Aber ist dies nicht allenthalben der Fall, wo der Budda-Cultus und wo der Islam herrscht? — Der Abschnitt geht bis auf den Zeitpunkt herunter wo die große Mauer gebaut ward, die nicht auf einmal, sondern durch die die Verbindung mehrerer einzel-

ner Theile entstand. — Hierauf die Begebenheiten des westlichen Asiens nach dem Tode Alexanders bis J. Chr. 226, wo die parthische Dynastie endete. Die Parther sind dem Verfasser ein Indo-germanisches Volk. Wir haben sie bisher für ein Volk tartarischen (nicht mongolischen) Stammes gehalten. Sind diese alle alle unter den Indo-Germanen mit begriffen, so hat der Verfasser freylich Recht. Das Parther-Reich umfaßte nach ihm vier Reiche unter Einer Familie; der ältere Zweig, die Oberkönige beherrschten Persien, ein anderer Armenien, ein dritter Bactrien, ein vierter die Massageten bis zum südlichen Rußland, Wolga und Don, wozu Gothen, Alanen, Meder u. a. gehören. Uns ist nicht bekannt, daß die Könige von Bactrien Unterkönige der Parthischen gewesen wären; und noch weniger verstehen wir, wie die Herrschaft der Parther sich bis nördlich vom schwarzen Meer ausgedehnt habe. Hierauf: Begebenheiten Georgiens bis auf die Mitte des dritten Jahrhunderts. Fast bloße Sagen Geschichte, so wie auch die von Armenien; wie es uns scheint meist nach Moses von Chorene. Hierauf am ausführlichsten die Geschichte von China bis J. Chr. 220, so wie den Untergang der Dynastie der Han, oder der Theilung des Reichs. Die Quellen, der Verf. nennt sie nicht, können keine andere als die oben bemerkten seyn. Das selbe gilt von der dritten Lieferung welche ein ethnographisches Gemälde von Asien im Mittelalter geben soll. Hier nennt indessen der Verfasser seine Quellen, nämlich chinesische; die Werke von Gaubil und Desguignes. Nach diesen hat er die Völker classificiert, indem er fünf Classen annimmt: Völkerschaften der Lungusen, der Siam Pi (von Corea), der Türken, der Li-

betaner, der Alano-Gothen mit blauen Augen und blondem Haar. Begrenzt werden diese im Norden durch die Völker mongolischen und samojedischen, und im Westen hunnischen und finnischen Ursprungs. Von jenen Völkern wird dann einzeln gehandelt. Diese Völkereintheilung ist interessant, insofern sie chinesischen Ursprungs ist, und wir die Ansichten dieses Volkes über die Völker Asiens, so weit ihr Horizont reichte, daraus kennen lernen. Die historischen Nachrichten des Verfassers in diesem Heft gehen jedoch nur bis gegen 750, nicht aber bis zum J. 1000 wie es die Ueberschrift verspricht.

Die oben erwähnten, zu dem Atlas gehörigen Charten, sind sehr sauber gestochen. Sie umfassen jedesmal ganz Asien, die Grenzen der einzelnen Reiche und Staaten sind illuminirt; das nicht Bekannte ist ohne Illumination gelassen. Was die Genauigkeit betrifft, sind wir nicht selten angestoßen. Auf der Charte vom Jahr 281 v. C. finden wir das Reich Pergamus schon in dem Umfange, den es erst 60 Jahre später erhielt; Aegyptische Herrschaft reicht auf derselben schon bis über Adule. Auf dem Blatt: Epoche von Augustus 31 v. C. ist Britannien schon als römische Provinz angegeben. Auf dem folgenden: Epoche von Trajan J. 116 außer Aegypten: auch Aethiopien bis zum Eingang des arabischen Meerbusens, bis wohin römische Herrschaft nie gereicht hat. Die östliche Hälfte Asiens, welche stets nach chinesischen Quellen gearbeitet ist, ist allerdings sehr verdienstlich; eine genaue Critik derselben würde aber weit über die Grenzen jeder Recension hinausgehen.

Hn.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

79. Stück.

Den 19. May 1827.

B e r l i n.

Bey G. Reimer: Der Nibelunge nôt, mit der Klage: in der ältesten gestalt, mit den abweichungen der gemeinen lesart, herausgegeben von Karl Lachmann. 1826. VIII und 312 S. in 4.

Als Bodmer in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ansing mittelhochdeutsche Gedichte heraus zu geben, ließ er die alten Handschriften, von denen glücklicher Weise die meisten ausgezeichnet gut genannt werden müssen, gerade so abdrucken wie sie waren. Nachlässigkeiten, Fehler seiner Abschreiber kommen hier eben so wenig in Betracht als Druckfehler; die Rede ist nur von der Regel, die er befolgte: einer Regel, die von rechtswegen von jedem befolgt werden muß, der zum ersten Male, aus einer einzigen Handschrift, ein altes Denkmal bekannt macht. Bodmers Abdrücke erhielten dadurch eine Echtheit und Zuverlässigkeit, die manchen spätern Ausgaben fehlt, so sehr fehlt, daß Grimm, aus Scheu vor eingeführten Lesarten, wie er es

glimpflich ausdrückt, sich genöthigt sah, in beiden Ausgaben seiner Grammatik, auch bey solchen Gedichten, von denen neuere und mehr zügängliche Ausgaben vorhanden waren, die Belege aus der Müllerschen Sammlung zu nehmen, ungeachtet diese Sammlung bereits zu den feltenern Büchern gehört.

Bodmers redliche Bemühungen waren, zum Theil durch seine eigene Schuld, an seinem Zeitalter verloren. Wenige machten auch nur einen Versuch, die Gedichte die er heraus gegeben hatte, zu lesen; noch weniger verstanden etwas davon. Auch Oberlins Wissen, der es sich übrigens zur Pflicht machte, zur Ergänzung des Scherzischen Nachlasses, alles durchzulesen was Bodmer bis dahin heraus gegeben hatte, war, im eigentlichsten Sinne des Wortes, Stückwerk. Indeß wurden doch durch die Hülfe, die sein Wörterbuch gewährte, einige veranlaßt, sich wieder nach diesen vergessenen Gedichten umzusehen. Eine durch Klopstock vornehmlich, dann durch den Druck der Zeiten erregte Vorliebe für alles was deutsch heißt — groß und edel, wo sie von Herzen ging, achtungswerth, auch wo sie zur Schwärmerey aufgährte, und lächerlich nur, wo sie als eitles Possenspiel erschien — begünstigte den rühmlichen Eifer für vaterländische Alterthumskunde, und verbreitete sich so allgemein, daß man aufs neue daran denken konnte, altdeutsche Werke zu drucken. Dabey wurde aber der Grundsatz aufgestellt, alles müsse leicht verständlich, müsse allgemein lesbar seyn, müsse zu diesem Zwecke verjüngt werden. So sprach man allem was nur irgend kritische Behandlung einer alten Schrift heißen kann, Hohn; und so kamen dann jene zwitterartigen Mißgeburten zum Vorschein, die man bisweilen, um sich das Ansehen tiefer Gelehrsamkeit zu geben, mit buntscheckigen aus den Wör-

terbüchern zusammengerafften Flickern auszuschnü-
cken suchte. Lange konnte ein solcher Unfug nicht
dauern; er war zu arg. Wer nur einiger Ma-
ßen die Ansprüche kannte, die man an eine Aus-
gabe eines griechischen oder lateinischen Schrift-
stellers zu machen berechtigt ist, dem graute vor
einer Behandlung, mit der verglichen die Arbeit-
en eines Sincerus oder Gottschling Meisterstücke
waren; und selbst in den Garküchen der so ge-
nannten Lesbibliotheken, auf die das Gemische
vorzüglich berechnet war, fand man diese ragoàts
ungenießbar. Jeder verständige Kenner der Al-
terthumswissenschaft war von jeher überzeugt, daß
Gedichte, die schon seit mehr als vierhundert Jah-
ren aufgehört hatten Volksbücher zu seyn, es nie
wieder werden können, daß es aber in mehrern
Hinsichten der Mühe werth sey, diese Gedichte
vom Untergange zu retten, sie dem, der sie ken-
nen zu lernen wünscht, echt und unverfälscht vor-
zulegen, und zugleich ihm das Verstehen dersel-
ben möglichst zu erleichtern, mit Einem Worte,
sie so zu behandeln wie man jeden alten Schrift-
steller behandelt. Allmählich thaten sich diese rich-
tigern Ansichten auch bey den Ausgaben altdeut-
scher Dichterwerke kund; man verglich Hand-
schriften, man sammelte Lesarten, es zeigte sich
eine Art von Critik. Aber die Grundsätze dieser
Critik waren nicht scharf genug geprüft, die An-
wendung derselben war schwankend; der Schwall
von Lesarten bestand häufig nur aus Nachlässig-
keiten träumender Abschreiber; treue Gewissen-
haftigkeit, die jede auf bloße Vermuthung ge-
gründete Besserung, mag sie auf altem Perga-
mente stehen, oder aus dem Kopfe des Heraus-
gebers kommen, gleich standhaft abweist, war
unerhört; die genaue Erforschung der Eigenthüm-
lichkeit jedes Dichters in Hinsicht auf Sprache,
Metrik, Reim wurde vernachlässigt.

Ein neuer, erfreulicher Zeitraum der kritischen Behandlung der altdeutschen Gedichte beginnt mit der gegenwärtigen Ausgabe zweyer, nach Stoff und Form ganz der deutschen Poesie angehöriger Werke. 'Das Gedicht von den Nibelungen,' sagt Hr. Prof. Lachmann in der Vorrede seines Buches, 'ist nach der Handschrift, die es am wenigsten überarbeitet gibt, nur zu zwey Dritteln weder sorgfältig genug noch mit kritischer Nachhülfe in C. G. Müllers Sammlung (1782) herausgegeben: das letzte Drittel und die Klage sind in ihrer ältesten Gestalt bisher ungedruckt. Die Ausgabe des Freyherrn Joseph von Laßberg (1821) gibt die einzige zugleich alte und sorgfältige Handschrift wieder, deren Text indeß auf der Willkühr eines nicht ungeschickten Verbessers beruht. Die übrigen Drucke sind ihrer Unzuverlässigkeit wegen unnütz für jeden Gebrauch, wobey es auf Genauigkeit ankommt. Unter diesen Umständen schien eine neue Ausgabe nicht überflüssig: und zwar habe ich versucht, den ältesten uns überlieferten Text der ursprünglichen Aufzeichnung so nah zu bringen als es erlaubt oder thunlich war. Es schien passend, die ältesten Veränderungen des ersten Textes möglichst anschaulich geordnet beizufügen.' — Wir haben also hier nicht nur die erste kritische Ausgabe des Ganzen, sondern fast der Hälfte des Buches liegt eine zum ersten Mahle sorgfältig benutzte Handschrift zum Grunde. Was die Klage betrifft, so war dieses Gedicht bisher ungebührlich vernachlässigt, und oben drein in den Buchladen nicht mehr zu haben, so daß also dieser Abdruck, in dem das Lied in einer ganz neuen Gestalt erscheint, doppelt willkommen seyn muß. — Die Beurtheilung der Handschriften und die Bestimmung ihrer Verwandtschaft unter einander entspricht den strengsten Forderungen kritischer Kunst,

und man muß es Hrn. Prof. Lachmann als ein großes Verdienst anrechnen, daß er die schwerere Arbeit, den ältesten Text zu geben, der leichteren, einen durchaus verständlichen zu geben, vorgezogen hat; denn nur dadurch gelang es ihm, in den meisten Fällen den echten zu geben, und zugleich andere, die sich die Mühe nicht verbrießen lassen, in seine Fußstapfen zu treten, auf den rechten Weg zu leiten. — Das Buch ist mit den Buchstaben gedruckt, die seinem Zeitalter angehören, und kündigt auf diese Weise sogleich seine alte Sprache an, während die so genannten deutschen Buchstaben auf den ersten Blick an jene oben erwähnte heillose Verjüngungsperiode erinnern. Die langen Vocale sind bezeichnet, und dadurch wird der Anfänger nicht nur auf Unterschiede aufmerksam gemacht, die von größerer Wichtigkeit sind, als er zuerst einfieht, sondern es wird ihm auch erleichtert, das was er durch Gewöhnung des Auges schon zur Hälfte weiß, vollständig und gründlich zu lernen. Dasselbe wird auch, wenn er nur mit gehöriger Aufmerksamkeit liest, in andern grammatischen Lehren und in der Metrik der Fall seyn.

Bey einem griechischen oder lateinischen Schriftsteller würde eine solche meisterhafte, den bewährtesten Regeln der Critik gemäß Recension des Textes schon allein hinreichen, dem Buche schnelle Verbreitung zu verschaffen: die Vorkenntnisse, die der Leser mitbringen muß, können voraus gesetzt werden; gute Wörterbücher kommen zu Hülfe; Erläuterungen können aus andern Büchern genommen werden. Allein bey einem altdeutschen Gedichte wie dieses, das so manche eigenthümliche Schwierigkeiten hat, und bey einer Ausgabe wie diese, in der man auf so manches ganz neue stößt, ist es billig, daß der Herausgeber etwas freygebiger sey. Wer dem Leser zu

wenig zutraut, ermüdet ihn, wer ihm zu viel zutraut, läuft Gefahr ihn abzuschrecken. Nicht nur Anfänger (und gerade in ihren Händen muß diese Ausgabe seyn) sondern selbst die kleine Anzahl derjenigen, denen das, was deutsche Philologie jetzt in sich begreift, nicht fremd ist, müssen ernstlich wünschen, daß recht bald ein zweyter Theil folge, in welchem, wie Hr. Prof. Lachmann am Ende seiner Vorrede selbst andeutet, so manches Grammatische und Critische besprochen, ein vollständiges Wortregister gegeben, die Geschichte des Liebes von seiner ersten Entstehung bis auf die uns erhaltene älteste Uebersetzung entwickelt werde. Niemand ist, durch einen reichen Vorrath gelehrter Kenntnisse sowohl als durch scharfsinnige und sorgfältige Umsicht, besser in den Stand gesetzt diesen Wunsch zu erfüllen als Hr. Prof. Lachmann, und wir dürfen daher auch zuversichtlich hoffen, daß er nicht säumen werde, seiner verdienstvollen Arbeit diese letzte Vollendung zu geben. Es mag allerdings dem wißbegierigen Forscher anlockender scheinen, seine Zeit auf neue Entdeckungen zu verwenden als auf die Mittheilung dieser neuen Entdeckungen; aber man lobt auch den reichen Mann, der offene Tafel hält, selbst auf die Gefahr daß bisweilen ein undankbarer Gast sich einfinde.

B e r l i n.

Von dem Lehrbuch des heutigen römischen Rechts des Unterzeichneten ist mit Angabe des Jahrs 1826 die siebente sehr veränderte Ausgabe auf XXXVI u. 362 Seiten in dem bekannten Formate des ganzen civilistischen Cursum erschienen. Auf dem allgemeinen Titelblatte steht auch noch, es seyen, der Form nach, Institutionen, dem Inhalte nach, Pandecten, oder vielmehr Beides nur mit dem Anti, d. h. nur

als Erfaz für Das, was ursprünglich, weil es entweder den Text, oder doch wenigstens die Titelfolge, des Einen oder des Andern befolgte, so hieß. Die Vorlesungen, wozu das Buch bestimmt ist, sollen ein einfaches Collegium und auch für Anfänger verständlich seyn, wie man sich dies bey Institutionen, nicht aber bey Pandecten, dachte; dagegen sollen sie bloß auf das noch heut zu Tage Anwendbare gehen, wie dies bey den Pandecten und nicht bey den Institutionen der Fall war. Bey jedem größern Abschnitte ist in dieser Ausgabe ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, wie Vieles der Rechtsphilosophie, der Geschichte des römischen Rechts und dem heutigen nicht-römischen Rechte überlassen bleibt. Sonst ist als Erfaz für die ehemaligen Vorlesungen nach der Titelfolge, die sich nur noch auf wenigen hohen Schulen bey den Institutionen erhalten haben, gewisser Maßen auch zu Mehr als dem bloßen Erfaze, weil davon besonders bey den Vorlesungen nach der Ordnung der Pandecten so gar wenig gesagt wurde, bey jedem größern oder kleinern Absätze auch bemerkt, wo die darin abgehandelte Lehre in dem Corpus juris vorkomme, zunächst freylich nur in den Institutionen und den Digesten, indessen bey den Lehren, bey welchen Ausnahmeweise die Ordnung des Constitutionen-Coder sehr von der Ordnung der Digesten abweicht, auch wo sie in diesem s. g. Coder und bey denen, bey welchen die Novellen eine große Veränderung gemacht haben, auch wo sie in einer von diesen vorkommt. Diese Angaben stehen aber nicht bloß so da, wie selbst in manchem Grundrisse, daß beym Vortrage kein Wort darüber gesagt wird, sondern diese Vergleichung mit dem Corpus juris und den unzähligen Büchern, welche die Ordnung von diesem befolgen, ist etwas, worauf der Unterzeichnete ganz

befondern Werth legt. Ungefähr so, wie ein Wörterbuch der lateinischen Sprache, für Deutsche, aus zwey Theilen besteht, dem lateinisch=deutschen und dem deutsch=lateinischen, so soll in der Einleitung zu dem Quellen=Studium, welche vor den exegetischen Vorlesungen vorhergeht, die Ordnung der beiden Codices, wie Justinian sie nennt, zum Grunde gelegt, und auf die Ordnung dieses Lehrbuchs, welche aus der der Institutionen entstanden ist, verwiesen werden, während nun in dem gegenwärtigen Lehrbuche angegeben wird, wo Etwas in den Quellen stehe. S. XXXI ist unter den Verbesserungen Etwas bey dem Abschreiben so verborben worden, daß gewiß der scharfsinnigste Leser nicht erräth, was es heißen soll. Bey der Angabe, wo die donatio im Constitutionen=Coder stehe, heißt es: „von (statt vor) den poenis coelibatus s. (statt aus) lex Julia et P. P.“ nämlich um zu bemerken, daß ausdrückliche leges (die lex Cincia und die lex Julia et P. P.) hier, wie so oft, weit hinten hin gestellt sind.

Sonst bestehen die Veränderungen der gegenwärtigen Ausgabe sehr wenig in Versehungen, obgleich der Verfasser sich zu diesen auch dadurch freyere Hand geschafft hat, daß er keine Paragraphen mehr zählt, welche ja ohnehin in gar vielen Lehrbüchern, vollends mit Einschluß der Anmerkungen, viel zu groß sind, als daß sie eine bestimmtere Angabe, wo etwas stehe, wären, als die Seiten, und nun gar auch Zeilen, sagen. Das Buch ist um drey Bogen stärker, und es werden wenige Seiten seyn, worin nicht das Zeichen von Zusätzen oder veränderten Ausdrücken vorkäme.

Hugo.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.

Den 19. May 1827.

C ö l n.

Bei Johann Peter Bachem: Die Athenäische Gerichtsverfassung. Ein Beytrag zur Geschichte des Rechts, insbesondere zur Entwicklung der Idee der Geschwornengerichte in alter Zeit. Von A. W. Heffter, Königl. Preussischem Appellationsgerichts-Assessor zu Cöln (jetzt Professor in Bonn) 1822. XII und 497 Seiten.

H a l l e.

In der Gebauerschen Buchhandlung: Der Attische Process. Vier Bücher von Moritz Hermann Eduard Meier und Georg Friedrich Schömann. Eine von der Königl. Preussischen Academie der Wissenschaften in Berlin gekrönte Preisschrift. 1824. XXII und 794 Seiten.

2 [4]

D a r m s t a d t.

Bey C. W. Leske: Der Proceß und die Klagen bey den Attikern. Dargestellt von Eduard Platner, Professor zu Marburg. Erster Theil. Process. 1824. XLIV und 446 Seiten. Zweyter Theil. Klagen. 1825. XVI und 379 Seiten.

Um zuerst das äußere Verhältniß dieser drey Werke anzugeben, ist zu bemerken, daß nur das zweyte und dritte durch die Preisaufgabe der Academie zu Berlin veranlaßt worden sind, aber auch von diesen das dritte nicht zur Bewerbung gekommen ist. Alle drey sind unabhängig von einander unternommen und ausgearbeitet worden, und das zweyte und dritte haben nur bey der Uebearbeitung auf das erste Rücksicht genommen; bey N^o. 2 sind die nachträglichen Bemerkungen genau von dem ursprünglichen Texte der Preisschrift abgefondert. In N^o. 3 findet sich nur in den Zusätzen und Verbesserungen einiges Wenige in Bezug auf N^o. 2 bemerkt. Für das innere Verhältniß dieser Werke aber ist es wichtig darauf zu achten, daß sich zwey Lehrer der Alterthumskunde und zwey der Rechtswissenschaft gegenüber stehen; und es kann kaum anders seyn, als daß bey diesen das römische Recht auf das System der Anordnung, so wie die Behandlung und den Ausdruck größern Einfluß äußert, bey jenen das Hellenisch emehr unabhängig und nach seinen eignen Forderungen dargestellt und überhaupt ein mehr historischer und philologischer Gesichtspunct genommen wird. Indessen sind doch auch die philologischen Verfasser durch lange fortgesetzte Studien gewohnt geworden mit Rechtsbegriffen umzugehen, und mit den Ausdrücken bestimmte Anschauungen zu verbinden; auch ist ihnen das römische Recht keinesweges fremd; auf der an-

dern Seite hat Hr. Prof. Platner die Philologie in Marburg in unglücklichen Zeiten aufrecht erhalten, und für das hellenische Alterthum in mehreren Arbeiten einen wahren Enthusiasmus an den Tag gelegt; und wenn Hr. Prof. Hefter auch allerdings in dieser Hinsicht nachsteht, so ist sein Werk doch immer eine schöne und wahrhaft erfreuliche Frucht humanistischer Studien, die sonst leider, ungeachtet so mancher Anregung, bey der Bildung zur Rechtskunde immer mehr versäumt zu werden scheinen. Jener Gegensatz zeigt sich aber schon in der Anlage des Ganzen. Das System des zweyten Werks scheint einem Alterthumsforscher das natürlichste und bequemste; und ähnlich, meint Ref., könnte ein Athener, der sein Recht wissenschaftlich behandelte, wie Demetrius der Phalereer that, den Stoff eingetheilt haben. Hier wird nämlich im ersten Buch von den Obrigkeiten gehandelt, welchen die Jurisdiction (*ἡγεμονία δικαστηρίων*) zukam, im zweyten von den Gerichtshöfen, im dritten von den Klagen oder *δικαίαις*, im vierten von dem Proceßgange. Die Klagen sind, wie die Athener stets thun, in öffentliche und Privatklagen eingetheilt, und beide wieder nach den Obrigkeiten, bey denen sie anhängig gemacht wurden, aufgezählt; welches dem Ref. ganz passend erscheint. Denn da die Jurisdiction in Athen mit der Administration auf das engste verbunden war, und jeder Magistrat die Klagen einführte, die in den Zweig seiner Verwaltung, Aufsicht oder policeylichen Thätigkeit einschlugen, so darf man nicht befürchten, bey dieser Eintheilung Zusammenhängendes oft auseinander gerissen zu finden. Auch macht Herr Prof. Meier darauf aufmerksam, daß die Gesetze, auf die sich die Klagen gründeten, selbst nach den Behörden, in deren Amthause sie aufgezeichnet

waren, unterschieden werden, so daß hiernach Legislation, Administration, Jurisdiction in dieselben Zweige zerfallen wären. Dies läßt sich nun freylich nicht überall durchführen, da auch der Rath der Fünfhundert und der Areopag ihre besondern Gesetze hatten, und doch der erstere nur selten, der andere nie als einleitende Behörde erscheint: indessen thut dies der Zulässigkeit jener Eintheilung der Klagen keinen Eintrag. Alsdann ist der Proceßgang nach der Zeitfolge der verschiedenen Handlungen dargestellt. Ref. wünschte in dieser Anordnung nichts verändert als etwa, daß der Proceßgang vor der Lehre von den einzelnen Klagen abgehandelt seyn möchte, da namentlich die Nebenformen der öffentlichen Anklage nicht deutlich werden können, wenn die gewöhnliche Form nicht erst ausführlich dargestellt ist. Ehe z. B. die dem Attischen Recht charakteristische Form der *in jus vocatio*, die *πρόσκλησις*, behandelt ist, kann der Leser die Bedeutung der *ἀπαγωγή* (des *in jus rapere*) und der *ἐνδειξις*, summarischer Verfahrensweisen, bey denen keine Vorladung statt findet, nicht völlig begreifen. In dieser Hinsicht hat Herr Prof. Platner recht gethan, im ersten Theile nach der Auseinandersetzung über die Gerichtshöfe das ordentliche Verfahren vor den Volksgerichten darzustellen; hierauf läßt er die Modificationen des ordentlichen Verfahrens und das außerordentliche Verfahren vor dem Volke folgen, und spricht erst dann von den Rechtsmitteln gegen gesprochene Erkenntnisse, von der Execution der Urtheile und der Begnadigung. Im zweyten Theile aber gibt er die Eintheilung der Klagen nach den Objecten, handelt darauf zuerst die besondern Arten ab, welche nur in Absicht auf Gegenstand und Wirkung, nicht aber in der Form des Verfahrens von andern abweichen, und

ordnet hernach die öffentlichen und Privatklagen auf folgende Weise an: Öffentliche Klagen, 1) Rechtsverletzungen gegen den Staat. 2) Verletzungen der Gesetze ohne einen eigentlichen Rechtsangriff. 3) Rechtsverletzungen ohne ein bestimmtes Object. 4) Verletzungen an bestimmten Rechten der Einzelnen. Privatklagen: 1) aus dem Personenrecht, 2) aus dem Sachenrecht, 3) aus dem Obligationenrecht. Schwerlich aber wird der Verfasser behaupten, daß irgend ein Athener die Ansicht gehegt habe, z. B. Nichtachtung des öffentlichen Gottesdienstes sey keine Verletzung der Rechte der Gemeinde; und im Ganzen ist es doch wohl zweckmäßiger, ein System aus den eigenen Ansichten der Athener zu entwickeln, als den gegebenen Stoff in eine ganz fremdartige Anordnung einzuzwängen. Noch haben wir zu bemerken, daß auch der Gegensatz der eigentlichen *δίκη* und der *διαδικασία*, bey der gar kein Kläger und Beklagter statt findet, so wie der der *γοαρνή* und *δίκη*, da er eben so die Form des Verfahrens wie den Gegenstand der Klage betrifft, schon im ersten Theil auseinandergesetzt werden mußte. Noch weniger scheint uns das System von Hefster auf den Grundsätzen des attischen Actionenrechts selbst zu beruhen; doch glauben wir gern, daß es recht geeignet seyn mag, einem Juristen das attische Rechtsleben näher zu bringen.

Hef. wendet sich jetzt zu dem Einzelnen, indem er nur noch bemerkt, daß die Herrn Meier und Schömann sich so in die Bearbeitung des Ganzen getheilt haben, daß der erste B. 1 u. 3 (von den Vorständen und den Klagen), der andere 2 u. 4 (von den Gerichtshöfen und dem Proceßgange) ausgearbeitet hat. Doch hat diese Theilung der Arbeit der Consequenz und dem Zusammenhange des Gan-

zen wenig oder nichts geschadet; Ref. wenigstens hat nur geringe Abweichungen bemerkt. (Bemerkenswerth ist die Abweichung S. 672 Z. 9 — 11 von S. 387; hier, denke ich, wird das Verhältniß der *δίκη λειπομαρτυρίων* zu der *δ. βλάβης* richtiger bestimmt. Auch ziehen wir die S. 181 aufgestellte Ansicht, das Gericht habe nur zwischen der Strafschätzung des Klägers und Beklagten zu wählen gehabt, der Darstellung S. 724 ff. vor.) Ref. beginnt mit der Lehre von den Vorständen des Gerichts (*ἡγεμόνες δικαστηρίου*), d. i. den Magistraten, welche in dem demokratischen Athen die Klagen, über die sie im aristocratischen zum Theil selbst als Richter entschieden hatten, nun bloß annahmen und instruirten, die *jurisdictio* hatten. Hr. Prof. Meier liefert eine sehr genaue und vollständige Aufzählung dieser Behörden, auch der außerordentlichen, nur in gewissen Fällen gewählten, denen ebenfalls *Jurisdictio* zukam, und legt den Zusammenhang ihrer Verwaltungszweige und *Jurisdictio* sehr deutlich dar. Bey den Thesmotheten allein ist das nicht wohl möglich, da deren Justiz sich so ausgebreitet hat und so überwiegend geworden ist, daß der Verwaltungsbezirk, an welchen sich diese ursprünglich angeschlossen, darüber ganz in den Schatten getreten ist. Dabey haben sich aber immer noch einzelne Spuren des richterlichen Amts der Magistrate erhalten, die wir des historischen Interesses wegen mehr hervorgehoben wünschten; namentlich bey dem Archon König, der zwar die Klagen auf Mord nur instruirte, dagegen in Streitigkeiten (*διαδικασίας*) von Priestern und Geschlechtern über allerley Hemter und Rechte selbst richtete (*αὐτὸς δικάζει*), wie Pollux und Andre deutlich sagen. Auf diesen Unterschied macht auch Hr. Platner aufmerksam Bd. 1 S. 423, wo indessen

Pollux für das Gegentheil angeführt wird. In dem wandernden Bagatellengericht der Bierzig-Männer ist, wie hier sehr deutlich dargethan wird, Jurisdiction mit richterlicher Thätigkeit vereinigt, welches zum Theil auch bey den öffentlichen Schiedsrichtern statt findet; daß aber jene Itinerant judges zugleich bedeutendere Proceffe instruiert und vor die Dicasterien in der Stadt gebracht haben sollten, kann Ref. nicht annehmen, erstens weil sie dann bey der Einführung der Sache und der Niedersehung des Gerichtshofes (als *ἡφ' ὧν δίδυτες*) sehr häufig hätten in der Stadt seyn müssen, und kaum ihren Geschäften auf dem Lande die gehörige Zeit hätten widmen können, und dann, weil es im Allgemeinen ein Hauptbestreben der Demokratie war, die Bürger recht viel in die Stadt zu nöthigen und jede bedeutendere bürgerliche Handlung hier vornehmen zu lassen. (Anderß in Aristocratieen, wie Elis, Polyb. IV, 73.) Die Frage über die städtischen Demen wird Ref. an einer andern Stelle dieser Blätter zu behandeln Gelegenheit finden. Daß die Nautodiken ein Magistrat waren, welcher Handelsproceffe einführte, nicht aber Richter, welche darin entschieden, wie die Grammatiker vom Namen getäuscht, oder nach einem schwankenden Sprachgebrauch, angeben, hat Hr. Prof. Meier genügend dargethan; die Behauptungen Heffters S. 401 sind darnach zu berichtigen. Dieser Gelehrte hat überhaupt der Untersuchung über die *ἡγεμονία τοῦ δικαστηρίου* geringere Sorgfalt zugewandt, und Manches ungenau dargestellt. Daß aber Herr Prof. Platner diesen Gegenstand gar nicht besonders abhandelt, kann Ref. ungeachtet der Entschuldigungsgründe B. I. p. XII nicht für zweckmäßig halten. Wir gehen zu den großen Volks- oder Geschwornen-Gerichten über, deren Einrichtung Hr.

Prof. Schömann schon in einer, in diesen Anz. 1821. St. 118 S. 1175 angezeigten Abhandlung trefflich auseinander gesetzt hat. Wie er selbst daher nicht viel Bedeutendes zuzusehen fand, so sind auch die Verf. der beiden andern Werke in den meisten Puncten bengetreten. Daß die Richter-Decurien nach den Stämmen abgetheilt waren, scheint auch Ref., wie Hrn. Platner, keine verwerfliche Nachricht; daß sie aber aus 600, nicht 500 Männern bestanden hätten, was Herr Hefster gegen sichere Zeugnisse behauptet, dünkt ihm nicht begründet. Fragt dieser Gelehrte nämlich, woher bey der Niedersehung eines Gerichts von 501, wie die Zahl gewöhnlich war, der eine Ueberzählige, genommen wurde, wenn die Decurie bloß 500 hatte: so antworten wir, aus eben der Reserve, die die Plätze der Gestorbenen, Kranken, Vertriebenen, Eingekerkerten, der Bürgerehre beraubten, an denen es in Athen nicht fehlen konnte, auszufüllen diente. Die Stelle Pausan. 1, 28, 8 hat Herr Hefster mehrmal mißverstanden, *οὐλαοὶ ἐν ἑλαχίστοις* heißt: in minimis causis; daß *βατραχιῶν* ist ein andres als das *παράβυστον*. Die *δικαί φονικαὶ* haben die Vf. des zweyten und dritten Werks von ihrer Bearbeitung ausgeschlossen, nicht mit Unrecht, da sie eine ganz für sich stehende Masse bilden, und sich in ihrer wunderbaren, zum großen Theil auf religiösen Ideen beruhenden Eigenthümlichkeit von allen andern absondern. Doch hat Herr Platner, wie Herr Hefster, den Areopag mit hineingezogen, von dem in dem andern Werke nur in der historischen Einleitung gesprochen wird, und auch die Frage, in welcher Zeit der Areopag die Klagen auf Mord zu entscheiden gehabt, gelehrt behandelt; Ref. glaubt indeß, daß, wenn dem Vf. das Böckhsche Programm für diesen Winter

zugekommen ist, er sich wohl schon davon überzeugt hat, daß dem Areopag die Entscheidung in solchen durch Ephialtes wirklich entzogen, aber gegen Olymp. 90 oder 91 wiedergegeben worden ist. Könnte man nur auch eine nähere Bestimmung darüber aussündig machen, in welchem Fall die so sehr häufigen Klagen wegen Gottlosigkeit (die causes célèbres des attischen Alterthums) vor den Areopag und wann vor die großen Geschwornengerichte kamen. Was die Epheten betrifft, die hauptsächlich über Statthaltigkeit religiöser Sühne richteten, so billigen wir es, daß die Verf. der vorliegenden Werke sich nicht durch die Angabe des Suidas und Zonaras, es seyen deren achtzig gewesen, haben täuschen lassen; vergleicht man nämlich diese mit Photios, so sieht man, daß aus ἐδικαζον περὶ ὄντες — dieselben richteten in den verschiedenen Gerichtshöfen umgehend — durch Mißverständnis einer Abkürzung ἐδικαζον ἄντες geworden ist. Auch wünschte Ref., Herr Prof. Wachsmuth hätte in der Hell. Alterthumskunde S. 243 keinen fünften Ephetenhof ἐν Ζεῶν hinzugefügt; denn wenn man die Localität genau beachtet, so sieht man deutlich, daß Zea und Phreatto, beide bey dem Peiræus gelegen, denselben Ort, also auch denselben Gerichtshof, bezeichnen sollen. — Ref. kommt, nach dem oben angegebenen Plane, zur Auseinandersetzung des gewöhnlichen Proceßganges. Klagen können alle freyen Männer, welche mündig sind; die Fremden sind nur von öffentlichen Klagen, und soviel man findet, auch nicht einmal von allen ausgeschlossen. Hiebey hat Ref. die Stelle des Vysias g. Ugorat §. 73 noch nicht gehörig benützt gefunden, welche bestimmt lehrt, daß γραφὰς τὰς ἐξ ἀνδρώπων γράφειν ein Vorrecht von

Bürgern war; man kann darunter wohl nichts verstehen als die öffentlichen Klagen wegen persönlichen Verletzungen, γραφή ὑβρεως u. dgl.; doch können auch die öffentlichen Klagen wegen Staatsverbrechen nicht durchweg den Fremden zugestanden haben. Die Verhältnisse der Fremden wurden aber überhaupt durch Verträge der Staaten, σύμβολα, bedeutend geändert; da alsdann der Angeklagte auch in seinem Vaterlande verfolgt werden kann, so gilt für ihn die athenische habeas corpus Acte; er konnte, peinlich angeklagt, bis zum Urtheil, sich der gefänglichen Haft durch Bürgenstellung entziehen: ein Recht, das indeß doch seine Ausnahmen hatte. Das Wenige, was wir über die δίκαι ἀπὸ συμβόλων wissen, hat besonders Herr Schömann auf eine lichtvolle Weise zusammengestellt. Was derselbe Gelehrte von den Rechten der fremden Sklaven sagt, die für eine Abgabe an ihre Herren Handel trieben, verdiente nicht die strenge Mühe von Baumstark Prolegg. in Demosth. advers. Phormion. 1., an dessen Behauptungen gar Manches auszusetzen ist. Daß man gegen Sklaven jeder Art, wie gegen Frauen und Kinder, δίκαι λαγχάνειν könne, obgleich man eigentlich den Herrn δίκαι, ist entschieden. Unter den juristischen Personen, welche klagen und verklagt werden können, sind besonders die ἐρανοί, Eßklubs und Unterstützungsgesellschaften, merkwürdig, deren Einrichtung von Meier und Platner gründlich erörtert wird. — Die Form der in jus vocatio nach attischem Rechte war vorher schon im Ganzen bekannt, und ist von den verschiedenen Schriftstellern ziemlich übereinstimmend behandelt worden. Gleiches gilt von der Anbringung der Klage und der ἀντομοσία, die Platner und Heffter Litiscontestatio übersetzen, durch welche der Streitpunct festgesetzt wird. Geschichte

dieß, so findet ἐξωδικία statt, im entgegengesetzten Fall wird eine Einrede (entweder διαμαρτυρία oder παραγραφή) oder die Widerklage (ἀντιγραφή) angebracht, welche alsdann ihren ganz besondern und getrennten Weg geht, wie vorzüglich die Rede gegen Euergos und Mnesibulos zeigt, in deren Erklärung Ref. von Hrn. Platner II, S. 200 abweichen muß, und mehr mit Hrn. Hefster übereinstimmt. Ἐξωμοσία scheint dem Ref., wie Hrn. Platner, keine Spur verschiedener Formen aus älterer Zeit, sondern der Eid bey der Paragraphe. Die unmittelbaren Beweismittel (ἀτεχνοί πιστεῖς), welche während der Instruction des Processus herbeigeschafft zu werden pflegten, kann man darnach einteilen, ob es zu ihrer Herbeyschaffung einer Proklesis, d. h. einer Aufforderung an den Gegner, etwas zu thun oder geschehen zu lassen, wodurch die Entscheidung des Processus herbeigeführt werden könne, bedarf, oder nicht. Gerichtliche Antworten und Zeugnisse sind Beweismittel der letzten Art; Folterung der Slaven dagegen und der eigentliche Schwur, der durchaus wie eine geistige Tortur behandelt wurde, können nur durch Proklesis herbeigeführt werden; bey der Herbeyschaffung von Urkunden kommt beides vor. Die eine Partey erbietet sich der andern zum Schwur, oder fordert sie dazu auf; aber ohne Einwilligung der andern kann es nicht dazu kommen — daher es auch durchaus keine Klage wegen falschen Schwures, nur eine wegen falschen Zeugnisses gibt, was ganz etwas anders ist — in keinem Fall aber gilt die Verweigerung, wie Platner und Hefster mit Recht gegen Hudtwalker behaupten, als ein Eingeständniß, sondern konnte nur in den Gerichtsreden zu einem künstlichen Beweismittel (ἐντεχνος πιστεῖς), oft freylich zu einem sehr schlagenden, benützt wer-

den. Derjenige, welcher den andern zum Schwur auffordert oder zugibt daß er schwört, *δίδωσιν ὄρκον*, der andere *ὄρκον δέχεται*, eine Rede-weise, die sich dadurch vollkommen erklärt, daß, wie Buttmanu sinnreich gezeigt hat, *ὄρκος* ursprünglich das ist, wobey man schwört; wer aber schwören ließ, gab dem andern an, wobey er schwören solle. Herr Platner, der sonst über diesen Punct viel Treffliches sagt, hat den Sprachgebrauch nicht so genau erwogen wie Herr Schömann; die angegebene Ausdrucksweise ist bey den Rednern die einzige, soviel Ref. findet, auch Aeschylus hat sie, nur Euripides braucht zweymal *ὄρκον δίδόναι* vom Schwörenden. Eine *πρόκλησις ὄρκου* findet man schon in der Ilias XXIII, 441. 579. Wir übergehen die Details der Verhandlung vor Gericht, und kommen zur Abstimmung. Hier wird eine erste, welche den Beklagten entweder lospricht oder verurtheilt, und eine zweyte, welche die Strafe schätzt oder bestimmt, unterschieden. Aber auch bey dieser wählen die Richter nur zwischen einer doppelten Strafschätzung, der des Klägers und der des Beklagten, wenn nicht etwa der erste von der seinigen herunterläßt; durch welche Einrichtung beide Parteyen genöthigt wurden, ihre Schätzung möglichst darnach einzurichten, daß sie mit dem Gefühl der Richter von der Strafbarkeit des Verurtheilten in Uebereinstimmung gebracht werden konnte. Dies ist die, wie es dem Ref. scheint, richtige Ansicht der Herrn Platner und Meier; Demosth. gegen Nikostr. S. 1252 begründet auch keine Ausnahme. Daher wurde in der Zeit der Redner auch nur mit zwey Steinen geschätzt, was sonst nicht möglich gewesen wäre; früher hatte man Wachstafelchen (*πινάκια τιμητικά*, was Herr Hefster mißverstanden), auf denen man einen langen oder

kurzen Strich machte; doch scheint sich auf diese auch das *nigrum* Θ bey Persius IV, 13 zu beziehen. Herr Platner unterscheidet mit Recht in der *τίμησις* ein eigentliches Strafchätungs- und ein Liquidations-Verfahren, nur behandelten die Athener, bey denen überhaupt zwischen Criminal- und Privatrecht keine scharfe Grenzlinie gezogen war, beide ganz ähnlich. Auch bey dem Liquidations-Verfahren fand nur Schätzung, Gegen-schätzung, Wahl der Richter statt. Was die Vollziehung des Urtheils betrifft, so finden wir alle Verfasser in der Ansicht übereinstimmend, daß in Privatsachen der Kläger selbst dafür zu sorgen hatte, wie er sich das Seinige verschaffen wollte; wurde er aber daran verhindert, so stand ihm die *δίκη ἐξούλης* zu, durch die der Verurtheilte zugleich Staatsschuldner wurde. Der Staat nun weiß durch *ἀτιμία*, die einen jeden Staatsschuldner *ipso jure* trifft, was ihm zukommt, hinlänglich zu erpressen, aber — muß man immer wieder von neuem fragen — wie kam der Kläger zu dem ihm Gebührenden? Dem Ref. ist nach Allem, was er darüber gelesen, am wahrscheinlichsten, daß die Behörde die öffentliche Buße nicht eher annehmen durfte, als bis die Entrichtung der dem Kläger zustehenden bezeugt worden war. Bey den Rechtsmitteln gegen das Urtheil finden wir in allen drey Werken das merkwürdige Bruchstück Theophrasts (*ἐγίγνωστο ἀνδρικοι αἱ κρίσεις ἐπὶ μόνῃς ξενίας καὶ ψευδομαρτυρίῳ καὶ κλήρω*) behandelt. Herr Schömann nimmt die angeführten Klagen nur für Beispiele, was aber durchaus den bestimmten Worten des Schriftstellers entgegen ist, und auch sonst keine genügende Bestätigung findet. Dieselbe Sache, sagt Theophrast, kann nur in diesen Fällen zweymal vor Gericht kommen, wo

von der Eindrängung eines Fremden unter die Bürger die Rede ist (durch γραφή ξενίας und δωροξενίας), wo nach dem Vorgeben der einen Partei falsche Zeugnisse abgegeben sind (die hekastischen Gerichte selbst irren nach attischer Ansicht nicht, aber sie können doch belogen werden), und in Erbschaftsstreitigkeiten, wo der schon zugesprochene Kleros darinn doch nicht aufhört ἐπίδικος, Ansprüchen ausgesetzt, zu seyn. — Ref. wendet sich zur Lehre von den einzelnen Klagen. Die formellen Modificationen des öffentlichen Verfahrens, oder Nebenarten der γραφή, behandelt besonders Herr Prof. Meier mit musterhafter Klarheit und Genauigkeit. Ref. liefert hier nur ein Schema derselben. 1) Verfahren gegen Magistrate vor und nach der Verwaltung ihres Amts, in Bezug auf ihre Fähigkeit zu diesem, und ihre Pflichttreue in demselben, δοκιμασία und εὐθύνη. 2) Summarisches Executionsverfahren in Criminalsachen, ἀπαγωγή, ἐνδειξις, ἐφήγησις. 3) Außerordentliches Verfahren in Sachen von Bedeutung für den ganzen Staat, μήνυσις, εισαγγελία, προβολή (dabei kann man des Ὀστράκισμος gedenken). 4) Öffentliche Klagen, wodurch man das pecuniäre Interesse des Staats in Acht nimmt, φάσις, ἀπογραφή, ἐφήγησις. Obgleich die hier ebenfalls genannte μήνυσις durchaus keine eigentliche Klage ist, so wünschte sie Ref. doch von Herrn Meier nicht übergangen zu sehen, schon deswegen nicht, weil sie mit der Eisangelie oft so zusammenfällt, daß selbst die Ausdrücke promiscue gebraucht werden. Auch kann Referent nicht bestimmen, wenn das Verfahren gegen Alcibiades, nach Isokrates, als εισαγγελία bezeichnet wird; Andokides und Thukydides zeigen, daß auch Pythonikos, der die Ent-

heiligung der Mythen in Anregung brachte, bloßer *μῦθος* war; er fordert *μῦθον*, er tritt durchaus nicht als ein *δικαίον* auf. Offenbar aber nennt Isokrates Dasselbe Eisangelia, was die Andern *μῦθος*, Herr Heffter nimmt mit Unrecht hier zwey verschiedene Verfahren an. Als eine formelle Modification der Privatklage kann nur die *διαδικασία* betrachtet werden. Die Behandlung der Klagen aber nach ihrer durch die Objecte gegebenen Verschiedenheit kann kaum von Untersuchungen über die Rechtsverhältnisse selbst getrennt werden; und so finden wir denn auch hier, vorzüglich bey Meier und Platner, gar manche treffliche Vorarbeit zu einem System des attischen Privatrechts. Besonders ausführlich hat Herr Meier das Familienrecht behandelt; auch wendet er großen Fleiß auf die Sammlung der freylich geringen Spuren des Obligationen-Rechts, welches in Athen einen eben so unbestimmten Character trug, wie das Familienrecht positiv und voll eigenthümlicher, interessanter, Ideen war. Referent hat nur noch zu wenigen Bemerkungen Raum. Daß Solon die Mitgift auf fast Nichts beschränkt habe, ist ein Irrthum, den bereits Plutarch verschuldet, und den schon das Solonische Gesetz in der Rede gegen Makartatos S. 1067 widerlegt; Solon spricht von der *πέπρη*, den Sätzen, welche die Frau selbst für ihre Person braucht und mit ins Haus bringt, die *προῖς* dagegen geht vom *κύριος* der Frau an den Mann, und ist etwas ganz Anders. Daß das attische Recht den Begriff einer Legitimation unechter Söhne kenne, möchten wir nicht mit Herrn Meier einer neueren Behandlung dieses Gegenstandes zugeben; das Gesetz, welches die

unechten Kinder von aller zur Erbfolge berechtigenden Verwandtschaft (*ἀγχιστεία*) ausschließt, macht keine Ausnahme, und in der Geschichte bey Isäos wird der *νόθος* des Philoktemon, wie es dem Referenten scheint, wirklich für einen *γνήσιος* ausgegeben; den die *Πρῆτορες* bloß deswegen nicht verwerfen, weil der, gegen dessen Interesse die betriegerische Einführung ganz besonders war, nichts dagegen einwendet. Auch wissen wir aus Plutarch Perikl. 37, daß ein Volksbeschluß (ein *νόμος ἐπ' ἀνδρῶν*) nöthig war, wenn Jemand, der doch keine echten Söhne hatte, einen *νόθος* als Sohn bey den *Πρῆτορες* einführen wollte; dieser Volksbeschluß machte nämlich den *νόθος* zu einem Bürger, und so konnte er adoptiert werden, wie jeder andere *δημοπολίτης*. Auch steht Referent noch an, in die Behauptung zu willigen, daß das attische Recht keine Intestaterbfolge der Ascendenten gekannt habe, da das Erbrecht der Mutter aus Isäos über Hagnias Erbe S. 30, wenn man nur den Zusammenhang der Rede gehörig beachtet, ganz klar hervorgeht. Daß die Mutter erst nach dem *frater uterinus* herankommt, ist ganz in der Ordnung, da auch die Söhne der Basen ihren Müttern vorgehen; daß aber von der Mutter bisweilen so die Rede ist, als gehöre sie nicht zur *ἀγχιστεία*, erklärt sich daraus, daß *ἀγχιστεία* zwar im weitern Sinne jede Intestaterbfolge, im engeren aber, wie mehrere Stellen erweisen, bloß das vorzügliche Successionsrecht der Agnaten bis zu den Söhnen der Vettern bezeichnet.

K. D. M.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

Den 21. May 1827.

H a m b u r g.

In Commission der Heroldschen Buchhandlung:
Beyträge zur Schiffbarmachung der
Flüsse u. s. w., verfaßt von Reinhard
W o l t m a n n, Director der Strom- und Ufer-
bauwerke in Hamburg, auch vieler gelehrten Ge-
sellschaften Mitglied und Corresp. Mit 7 Stein-
druck-Tafeln. 1826. XVI u. 334 S. gr. 4.

Der Herr Verf., bekanntlich ein sehr geschätz-
ter und wissenschaftlich bewährter Veteran der
Wasserbaukunst, liefert uns abermals ein Werk,
das sich an seine frühere gemeinnützige Schrif-
ten in diesem Fache, besonders aber an dessen
Beytr. zur Bauk. schiffbarer Kanäle,
m. K. Hamburg 1802. gr. 4. schließt, deren Ref.
damals rühmlich erwähnte, und die vereint nun-
mehr ein treffliches Ganze bilden. Es gereicht
dem Referenten daher um so mehr zum Ver-
gnügen, den Lesern das vorliegende Buch in
diesen Blättern anzuzeigen, als er vor vielen
Jahren unsers Hrn. Verfs. Beytr. zur hy-
draulisch. Archit. 4 Bde. Göt. 1791—1799.
gr. 8. an einem andern Orte ausführlich zu zer-
gliedern, Gelegenheit hatte.

B [4]

Die vorliegenden Beyträge sind Sr. Kön. Hoheit dem Herzoge von Cambridge gewidmet. Eingang der Vorrede S. VII bemerkt Hr. Dir. W., dies Buch sey 18 Jahre früher geschrieben als gedruckt worden. Mancherley, in den bekannten Zeitereignissen liegende Ursachen hätten den Abdruck desselben bisher behindert. Diese verzögerte Erscheinung hat aber dieser Schrift wesentliche Vortheile zugeführt, indem der Hr. Vf. durch spätere Erfahrung und wissenschaftliche Untersuchungen belehrt, gehörigen Orts Erläuterungen nachträglich eingeschaltet hat, die überall im Texte, durch beigefügte Jahreszahlen, bis zum Frühjahr 1826 sich auszeichnen. In der Hinsicht werden S. VIII — XII die vorzüglichsten Gegenstände der, in diesem Werke vorkommenden sieben Abhandlungen und deren Ergänzungen kurz angedeutet. Zuörderst wird in der Einleitung S. 1 — 18 über den gegenwärtigen Zustand der Flußschiffahrt und die Schwierigkeiten bey der Schiffbarmachung der Flüsse und Canäle nach Maillard und Andreossy gehandelt. Ueber die Stau- und Schleusenwerke wird S. 5 — 11 aus des letztern Hist. du Can. du midi ein gedrängter kurzer Auszug geliefert, den Hr. Dir. W. mit manchen trefflichen Erfahrungen begleitet hat. Dann folgen die sieben Abhandlungen: I. Untersuchung über die Natur der Flüsse und über die Mittel, sie schiffbar zu machen, wie überhaupt ihre Bewegung zweckmäßig zu regulieren. Hier werden S. 19 — 169 in 25 §§ eine Menge neuerer Erfahrungen im Gebiete der practischen Hydrotechnik vorgetragen, die durch einen großen Theil analytischer Formeln und Berechnungen erläutert und bestätigt werden. Aus der S. 38 flg. eingeschalteten Note über das, vom Hrn. Verf. in den Jahren 1811 u. 1812, auf Befehl des damaligen franzöf. Gouvernements veranstaltete

Nivellement, zur Verbindung der Elbe mit der Weser, durch einen projectierten Canal, geht deutlich hervor, daß die französischen Brücken- und Wegebau-Ingenieurs, daß Nivellieren aus den Endpunkten der Distanzen, damals gar nicht gekannt haben. (Ref. kann dies um so mehr bezeugen, als ein naher Anverwandter von demselben, damals bey dieser französi. Dienstpartie in einem andern Territorial-Departement angestellt, wo ebenfalls vorgeschrieben war: Alles Nivellieren solle aus der Mitte nach den Endpunkten der Distanzen geschehen, nächst dem aber jedes Nivellement durch einen andern, und falls die Resultate von jenem etwa bedeutend verschieden seyn möchten, noch von einem dritten Ingenieur wiederholt und controliert werden. Inzwischen ergab sich aus angestellten Proben, die der Ingenieur en Chef — kein Franzose, aber ein ausgezeichnete holländischer Officier und practischer Geodäte, mit seinen Ingenieuren veranstaltete, daß die von der französischen Oberbehörde in Paris vorgeschriebene Methode, aus der Mitte nach den beiden Endpunkten zu nivellieren, bey weitem dem Nivellement aus umgekehrten Richtungen selbst bey einer zehnfachen Wiederholung nachstehen müsse, welches die Pariser Geometer anfänglich nicht begreifen konnten, aber durch angestellte Beobachtungen davon überzeugt wurden, die sie aber nicht bekannt machten.) Mehrere zufällige Hindernisse, die sich der Flußschiffahrt widersehen, wenigstens sie erschweren, werden S. 54 — 146 § 9 — 21 erklärt und die Mittel, erstere wo möglich zu heben, gründlich auseinander gesetzt, so wie S. 147 — 163 § 22 u. 23 die Ursachen und Wirkungen der Stromkrümmungen von mehreren Seiten erwogen. Die S. 160 vom Hrn. Verf. allegierte „Kaart van den Rhyntroom door Engelmann 1790“ ist wahrscheinlich diejenige, welche sich in einem, nie

in den Buchhandel gekommenen, selten gewordenen Werke findet, das den, von Hrn. W. beabsichtigten Bylandschen Durchstich der alten Wbaal, in der vormaligen Bylands-, nunmehrigen holländischen Wardt, eben unterhalb Keeken ic. am linken Ufer der Wbaal, von mehreren Seiten anschaulich darstellt und diplomatisch erläutert. (Dieses Werk, bey dessen Erscheinung, Ref. ein Exemplar erhielt, führt den Titel: Verzameling van Rapporten, Verbaalen, en verdere Stukken, betreffende de Doorsnydingen en Werken welken - - op de Boven-Rivieren tusschen Emmerik en Arnhem zyn aangelegd, enz. Uitgegeeven op last van het Provinzial-Committe van Holland. 2 Deelen. In den Haag ter 's Landsdrukkery. 1798; IV u. 410; auch II u. 385 S. Text in Fol. Schreibpap., nebst dem dazu gehörigen Atlas von 13 schön gezeichneten und eben so sauber als kräftig gestochenen Strom-Charten im größten Format, auch 2 Kupfert. Imper. Fol. Alle diese Charten von N^o. 1—12 machen den Bylandsch. Durchstich hydrographisch anschaulich, wovon die Sub Lit. II—MM von J. Engelmann gezeichnet und in den Jahren 1796 u. 1797 gestochen sind. — Die von Hrn. Dir. W. a. a. D. aber erwähnte Charte, ist in besagtem Atlas N^o. 13, oder die letzte, welche mit NN bezeichnet worden, und daselbst den Titel führt: Kaart van den Rhynstroom van boven Emmerik tot beneden Arnhem enz. Door J. Engelman in 's Hage d. 29 Maart 1790, welche 1797 ebenfalls in dieser Sammlung auf 2 Bogen Imp. Fol. erschien). S. 164 ff. § 24 sind wir mit der, hier ausgeführten Anleitung, welchen Effect Stromkrümmungen hervorbringen, und wie solche zu conservieren, oder zu berichtigen sind, völlig einverstanden. (Des Hrn. Wf. lehrreiche Schrift: „Ueber das baurechtliche Ver-

fahren bey Verbesserung der Flüsse, insonderheit der verkrümmten, mit vorzüglicher Hinsicht auf Beförderung der Flußschiffahrt. Mit 2 Steintaf. Hamb. 1802. gr. 8.", hat diesem Gegenstande schon früher verdienstliche Aufmerksamkeit geschenkt.) Die S. 166 — 169 § 25 abgehandelte Belehrung über die Leinpfade, zur Erleichterung der Stromfahrt zu Berg durch den Gebrauch der Pferde, dürfte, nach des Ref. Ansicht, in den nördlichen Niederlanden, zumal an dem Leckflusse, als einem Abfließ des Niederrheins, um so mehr in Anwendung zu bringen seyn, als letzterer, vom Gouvernement des Königreichs der Niederlande, auf den Grund der Wiener-Congress-Acte, der freyen Schiffahrt auf dem Rheine bis ins Meer, angewiesen ist, und dennoch jeder weiß, daß die Leinpfade am Leck die schlechtesten des ganzen Stromes sind. — II. Actenmäßige Darstellung der Stecknißfahrt und der, die Verbesserung derselben betreffenden Pläne. S. 170 — 194. Diese Canalschiffahrt steigt bis zum Ende des 14. Jahrh. (1390) hinauf. Jetzt besteht dieser Canal in 3 Abtheilungen, nämlich 1) aus der Steckniß; 2) der Delvenau, und 3) aus dem Graben, der den Müllnersee mit der Delvenau verbindet. Diese und die Belehrungen in den beiden folgenden Abhandlungen sind einzig und allein dazu bestimmt, die innere Schiffahrt zwischen Hamburg und Lübeck zu befördern und durch Canäle zu erleichtern. In der Hinsicht sind III. Einige Nachrichten über die Alsterfahrt und deren Schleusen. S. 195 — 218 sehr schätzbar. Die Schiffahrt auf der Alster, welche durch Stau- und Schleusenwerke befördert wird, besteht schon seit 500 Jahren, und treibt in Hamburg, mittelst Dämme und Schüttwerke mehrere Getreidemühlen und Wasserkinste. Der S. 198 — 213 angehängte Bericht von dem Zustande

der Alster, wie dieselbe im Julius 1813 in Absicht ihres Flußbettes, der Schleusen, Brücken, Fuhrten und der Schifffahrt beschaffen war, schildert den damaligen Zustand der Alsterfahrt unter dem Druck der Franzosen, der vorzüglich gelesen zu werden verdient. Eben so sind die IV. Bemerkungen über die zu wünschende nähere Gemeinschaft der Hanseestädte, durch eine directe Fluß- und Canal-fahrt im Innern. S. 214 — 225 in aller Hinsicht beherzigungswerth. Die trefflich bearbeitete Statik der Schleusenthüren, welche die Ueberschrift führt: V. Untersuchung über die Wirkung des Wassers auf die Stemthore der Schleusen, und über den vortheilhaftesten Strebewinkel der Thürflügel. S. 226 — 253 hat Hr. Dir. W. nach einer frühern mathematischen Abhandlung des rühmlich bekannten holländischen Wasserbau-meisters C. Brüning's des Jüng. und andern bearbeitet, auch Hrn. Entelwein's Formeln über die Stärke der Bauhölzer dabey benützt. Die VI. Abhandlung liefert S. 274 — 292 einen wesentlichen Auszug aus dem, schon vor 50 Jahren in Mailand erschienenen hydraulisch-hydro-technischen Werke: Trattato de Canali navigabili dell' Abate Antonio Lecchi matematico. Milano 1776, das noch immer manches Brauchbare enthält, welches in 7 Kapiteln und 2 angehängten Dissertationen vorgetragen wird. Kap. 1. handelt von Theilung der Flüsse in mehrere Arme, und den Ursachen ihrer Erhaltung. Kap. 2. Von der Wehre, die quere durch einen Fluß unter einem schiefen Winkel, zu bauen ist, aus welchem man einen schiffbaren Flußarm ableiten will. Kap. 3. Von den Wasserlösen in der Wehre und den Abführungsschleusen im Ufer des Kanals. Kap. 4. Von dem Abhange schiffbarer Kanäle. Kap. 5. Von den Schleu-

fen, welche den Barken zur Passage dienen. Kap. 6. Von der Durchfahrt der Schiffe durch die Schleusenthore, und Kap. 7. Von der Ausmündung schiffbarer Kanäle. S. 289 — 292 werden kurze Inhaltsanzeigen von zwey, die Kanalschiffahrt betreffenden Abhandlungen, und VII. S. 293 — 329 ein lehrreicher Anhang zu der, oben N^o. I. angezeigten Untersuchung über die Schiffbarmachung der Flüsse zc. in 14 §§ geliefert, welche diesen Gegenstand zu ergänzen, bestimmt sind. Der S. 329 — 333 angehängte Zusatz ist den Heberabzügen nach Andreossy und Gilly gewidmet. Zuletzt findet man S. 334 die Anzeige einiger Druckfehler in des Hrn. Verfs. oben erwähnten Beytr. zur Bauk. schiffb. Kanäle. — Dies ist der wesentliche Inhalt eines rühmlichen Werks, wobey Ref. recht sehr bedauert, daß er diese Anzeige, aus Besorge, die engen Grenzen unserer Blätter zu überschreiten, nicht mit einigen sachdienlichen Bemerkungen hat begleiten dürfen. Dagegen erklären die sieben äußerst sauber und sehr correct auf Stein gezeichnete, und dem besten Kupferstiche auf feines holländisches schwer Royalpap. ähnlich abgedruckte Figurentafeln den, auf gutes weißes Druckpap. abgezogenen Text, vollständig. Bgs.

P a r i s.

Chez Renouard. Deux lettres à Mylord Comte d'Aberdeen, sur l'authenticité des Inscriptions de Fourmont par M. Raoul-Rochette. 1819. S. 139. 4. — Wir dürfen in dieser verspäteten Anzeige um so kürzer seyn, da der Gegenstand des Streits durch die Behandlung der Inschriften, über deren Echtheit gestritten wird, im Corpus Inscriptionum Graecarum erledigt zu seyn scheint. Dem Ref. scheint es völlig klar, daß Fourmont Meursius Collectaneen über lakoni-

sche Alterthümer vor sich hatte, und nun mit höchst geringer Kunde der griechischen Sprache, des spartanischen Dialects (nur hin und wieder fiel ihm etwas ein, was er anbrachte) und der alten Schrift eine Menge angeblich recht alter und merkwürdiger Urkunden fabricierte, weil er sich schämte, bloß mit dem, was er wirklich gefunden hatte, was er aber meist nicht verstand und darum geringschätzte, nach Paris zurückzukehren. So hielt er nach Meursius Ἰστερκρατεῖς für einen Namen der Lakonen (nachmals ist gezeigt worden, daß $\text{Ἰστερ κρατεῖ Λάκωνες}$ oder ungefähr so geschrieben werden muß) und brachte nun in seinen Inschriften mehrmals die Ἰστεοκρατεες oder, mit seinem überall eingeschmugelten Schwa, Ἰστεροκρατεες vor. Herr Raoul-Rochette nun, der sinnreiche Vertheidiger des „ehrlichen“ Fourmont, der diesen Zusammenhang zuzugestehen nicht umhin kann, hilft sich auf eine, bey allem Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharffinn, wahrhaft komische Weise heraus: auf dem Stein habe ΕΤΕΟΚΑΡΕΣ „echte Karer“ gestanden, und so hätten sich die alten Beleger von Lakedämon genannt; Fourmont aber habe die Ἰστεοκρατεες aus Hesyeh im Kopfe gehabt, und diese nun hier zu lesen geglaubt — also etwa, wie er auch die Schuhe und Kleidungsstücke einer Priesterin auf einem Marmor für abgehauene Glieder von Menschenopfern ansah. Was sagt nun aber Herr Raoul-Rochette dazu, daß in zwey aufeinanderfolgenden Listen der spartanischen Geronten, welche doch, wie bekannt, aus den Männern über sechszig Jahr gewählt wurden und ihr Amt lebenslänglich bekleideten, die 13 in der ersten Liste obenanstehenden in der zweyten fehlen, dagegen die sechszehn folgenden, drey ausgenommen, in der zweyten den Anfang machen. Starben etwa die spartanischen Geronten nach der Anciennetät?

K. D. M.

G e t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. Stück.

Den 24. May 1827.

G i e s s e n.

Bey Heyer ist 1827 auf X und 240, und dann auf VI und 599 Seiten gr. 8. bereits die siebente Auflage von Herrn G. R. Mafelbey's in Bonn: Lehrbuch des heutigen römischen Rechts erschienen, welche den Unterzeichneten daran erinnert, daß er zwar die drey ersten Ausgaben, wenn es erlaubt ist, auf so Etwas zu verweisen, was gewiß wenige Leser zur Hand haben, und noch weniger der Mühe werth halten, nachzusehen, was man aber doch nicht noch einmal sagen darf, da es schon einmal gesagt ist, 1815 S. 177, 1819 S. 433 u. 1821 S. 878 angezeigt hat, seitdem aber im Rückstande geblieben ist, mit einem Buche, das zu den gangbarsten bey den deutschen Juristen zu gehören scheint, und nach dessen so schnell auf einander folgenden Auflagen man in der That glauben muß, es habe den Höpfnerschen Commentar bey gar Vielen verdrängt, so viele Unähnlichkeit beide Bücher auch ihrer Anlage nach haben. Dabey ist nun gar sehr zu bedauern,

G [4]

daß der Verfasser, wahrscheinlich auch durch seine Geschäfte als Ordinarius des Spruch-Collegiums, zu seinem eigenen Leidwesen noch immer abgehalten worden ist, sein Buch so ganz von Neuem zu bearbeiten, wie er es schon bey der dritten Auflage gewünscht hatte. Insofern ist es freylich nöthiger, diese siebente Auflage anzuzeigen, als die drey zuletzt vorhergegangenen, da nun endlich in dieser der Anfang zu einer solchen gänzlichen Umänderung gemacht wird. Der Verf. hat nämlich jetzt in dem zweyten Bande, als dem besondern Theile, wenigstens die Lehren ganz umgestellt, wenn er gleich sein zweytes Vorhaben, bey jeder einzelnen Lehre eine geschichtliche Einleitung vor dem heutigen Recht vorauszuschicken, und sein drittes: die wichtigsten und schwierigsten (beide Beywörter wohl jedes für sich genommen) Beweisstellen mit abdrucken zu lassen, auf bessere Zeiten ausgesetzt hat. Seine Ordnung ist nun die so sehr bekannte in fünf Büchern, wenn man den allgemeinen Theil nicht auch noch, wie H e i s e gethan hat, als ein erstes Buch zählt. I. Sachenrecht (genau genommen die Lehre von den Rechten an Sachen ohne fog. Familien-Verhältnisse und ohne Verlassenschaften; II. Obligationen-Recht (ein Ausdruck, gegen dessen Erfinder der Unterzeichnete gewiß nicht parteyisch ist, bey dem er aber doch den Uebelstand bemerkt hat, daß Manche nun auch eine einzelne obligatio ein Obligationen-Recht nennen, was freylich bey der bekannten Zweydeutigkeit des Wortes Recht, welches hier noch immer gleich im ersten Paragraphen, gegen des Verfassers bessere Ueberzeugung, der objective und subjective Sinn heißt, nicht zu vermeiden ist). III. Familien-Recht (wie man nun die Lehre von der Ehe, der väterlichen Gewalt, eigentlich wohl überhaupt dem Verhältnisse zwischen Mel-

tern und Kindern und der Vormundschaft, alle drey mit dem Einfluß auf das Vermögen, jedoch ohne die Verlassenschaften, gewöhnlich nennt; IV. das Erbrecht (wohl eher die Lehre von den Verlassenschaften); V. die restitutio in integrum (oder vielmehr umgekehrt). Der Unterzeichnete hat schon Beyleidsbezeugungen darüber annehmen müssen, daß auch dieser Verfasser ihm in der genauern Befolgung des Institutionensystems untreu geworden sey, allein § 207 beruft sich der Verf. ja selbst auf den Unterzeichneten, daß das Institutionensystem mehr zu dem römischen Rechte an sich, als zu dem heutigen römischen Rechte passe, ein Unterschied, der in der Vorrede nicht genannt ist, wo es heißt: der Vf. halte sein bisheriges System „bey dem Vortrage des römischen Rechtes“ für unbequem, da es doch im Texte ausdrücklich heißt: „des heutigen römischen Rechts“; auch hat der Unterzeichnete es nie gebilligt, wenn man die Lehre von der dos und von dem Vermögen der Kinder und der Pflegbefohlenen vor dem Eigenthume selbst abhandelt. Worin er also anderer Meinung ist, als der Verf., wäre bloß, daß er den Einfluß der sog. Familienverhältnisse auf die Rechte an Sachen, und die Verlassenschaften vor die Obligationen stellt, welches Letztere wenigstens dem Systeme von Gajus und Justinians Institutionen gemäßer ist. Der Verf. wendet dagegen ein, das Erbrecht begreife ja auch die Forderungen und Schulden des Verstorbenen; allein daraus folgt doch gewiß noch nicht, daß auch die ganze Lehre von der Entstehung, Verfolgung und Erlöschung einer obligatio schon da gewesen seyn müsse, ehe man die Lehre von den Verlassenschaften vortragen könne; damit ist denn auch gleich eine andere Abweichung des Verfs. von dem Institutionensysteme berührt, die er als Tren-

nung sämmtlicher Actionen von den Rechtsverhältnissen, auf welches sie sich beziehen, an dem Institutionensystem tadelt, die aber in der That bey den Obligationen durchaus nicht eintritt, denn die *empti actio* gehört zum Kaufe, wenn gleich die Eigenthumsklage vom Eigenthum, die Erbschaftsklage von der Erbschaft getrennt wird; daß endlich die *integri restitutio* das Einzige ist, was vom gerichtlichen Verfahren zum heutigen römischen Recht gehört, ist schon um deswillen wohl nicht ganz passend, weil nun dieses fünfte Buch ganz unverhältnißmäßig kleiner wird, als eines der vorhergehenden, bey unserm Verf. beträgt dieses Fünftheil von 588 Seiten ihrer ein und zwanzig, und in Herrn Präs. Heisen's Grundriß ist das Verhältniß noch auffallender. Es ist merkwürdig, wie die Lehre vom Proceß, von welcher sonst in den Vorträgen nach der Titelfolge der Pandecten so sehr viel vorkam, jetzt bey dem heutigen römischen Rechte gewöhnlich ganz weggelassen wird, wogegen denn freylich eigene Vorlesungen über den Proceß ohne Ausarbeitungen, wie man es wohl nennt, der theoretische Proceß, jetzt allgemein ein eigenes ganzes Collegium geworden ist, da man ihn sonst bey weitem nicht immer und höchstens als ein halbes Collegium vortrug. Beyläufig gesagt, denn auf Herrn G. R. M a k e l d e y geht die Bemerkung wohl am wenigsten, so steht es dahin, ob man künftig in der civilistischen Litterärsgeschichte es bemerken, oder wie so manche Dinge dieser Art, mit Stillschweigen übergehen wird, daß im neunzehnten Jahrhundert auf mehreren deutschen Universitäten bey dem Vortrage des heutigen römischen Rechts erst der Proceß ganz weggelassen worden, oder doch bis auf die *in integrum restitutio* eingeschrumpft ist, daß dann, was nun ans Ende zu stehen kam, das s. g. Erbrecht zu

einem eigenen Collegium gemacht worden ist, und man dessenungeachtet mehr Stunden die Woche zu dem Collegium, welches vorher das Größte war und noch immer das Größte blieb, genommen hat, daß also offenbar der ganze Vertrag, theils weil fast nichts im Grundrisse stand, theils weil man sich überall auf einzelne Controversen einließ, sehr viel ausführlicher wurde, während doch auf der andern Seite die Obern immer darauf drangen, daß ihre Juristen, denen sie so viele nichtjuristische Geschäfte auflegten, denn doch auch Collegien hörten, welche sie zu diesen vorbereiteten. Dabey blieben denn die gewöhnlichen drey Jahre noch immer ohne Zugabe, und so mußte damit Zeit gewonnen werden, daß eine Menge Sätze, die man sonst zwey oder drey Male hörte, nur ein Mal vorkamen, weil man ein Heft so oft zum Behuf des Examens durchgehen könnte, wie sonst mehrere, der Unterricht aber wenigstens in diesem Fach immer mehr von den Vorzügen des mündlichen Vortrags verlor, und in ein bloßes Schreiben und nachheriges für sich Studieren von Heften, die freylich in manchen Stücken weit weniger brauchbar waren, als gedruckte Bücher, ausartete. Wir sind nun in Deutschland in der That auf dem Wege zu dem, wovon die Franzosen neuerlich zurückkehren wollten, daß man die Rechtskenntnisse fast bloß aus der Praxis und aus Büchern (die Hefte mit gerechnet) lernen will, und die Vorlesungen (d. h. den mündlichen Unterricht ohne Praxis) als Etwas ansieht, was zur Noth entbehrt werden könne und entweder die Vorbereitung zu juristischen Geschäften nur verlängere und vertheuere, oder auf der andern Seite zum Vorwande diene, drey Jahre auf hohen Schulen und auf Ferienreisen zuzubringen und sich da in anderer Rücksicht zu bilden. Freylich so Manches, was in

Frankreich war und ist, die Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen, wobey man durch bloßes Zuhören (während des *stage*) Allerley lernen konnte und dann die *conferences*, wo auch Geschäftsmänner zusammen kamen, um sich über juristische Bücher zu besprechen, haben wir in Deutschland noch nicht.

Hugo.

H a m b u r g.

Bey August Campe: Reise durch die Schweiz, Italien, Frankreich, Großbritannien und Holland, mit besonderer Rücksicht auf Spitäler, Heilmethoden und den übrigen medicinischen Zustand dieser Länder. Von Dr. C. D t t o, pract. Arzte in Kopenhagen zc. I. Theil. XVI u. 435 Seiten. II. Theil. 467 S. Mit 1 Kupfertafel, welche das Hospital für Wahnsinnige in Glasgow darstellt.

B e r l i n.

Gedruckt und verlegt von G. Reimer: Ueber die Medicinal-Anstalten und den jetzigen Zustand der Heilkunde in Großbritannien und Irland, von Wilhelm Wagner, der Philosophie, Medicin und Chirurgie Doctor, Professor der Heilkunde an der Universität zu Berlin zc. Mit 11 Abbildungen und einer Titelvignette, welche gleichfalls das eben genannte Hospital darstellt.

Reisebeschreibungen, welche irgend einen wissenschaftlichen Zustand der Länder, worauf sie sich beziehen, zum vorzüglichen Augenmerk haben, werden stets ein Interesse erwecken, theils bey denen, die sich überhaupt mit jenem Zustande bekannt machen wollen, theils bey solchen, welche zum Zweck ihrer Belehrung eine ähnliche Reise beabsichtigen. Es ist auch einleuchtend, daß, da Menschen und Einrichtungen vorübergehend sind, von Zeit zu Zeit solche Beschreibungen erneuert und umgeschrieben werden müssen. Die Wissenschaft

selbst wird selten hiervon einen unmittelbaren Gewinn ziehen; doch werden, wenn der Beschreiber die nöthigen Vorkenntnisse sich erworben und die erforderlichen Vorbereitungen getroffen hat, wenn er die Kunst der Beobachtung besitzt und die gehörige Zeit darauf verwenden kann, stets daraus für Menschen und Anstalten günstige Anregungen hervorgehen. Man kann den Verfassern der beiden genannten Schriften die eben aufgeführten Erfordernisse im Allgemeinen nicht absprechen, und bey der Sorgfalt, welche sie auf ihre Arbeit verwendet haben, wird ihr Zweck der Belehrung gewiß erreicht werden. N. 1. scheint aber noch außerdem den Zweck der Unterhaltung zu haben; dieses muß man aus den vielen Excursen über Leben, Sitten, Vergnügungen der Einwohner, Bauart der Städte, Schilderung von Landschaften, Mittheilung individueller Stimmungen und Begebenheiten schließen. Hierdurch ist gewiß dem Buche ein größeres Publicum gewonnen, aber auch dem Arzte die Anschaffung der zwey starken Bände erschwert. Uebrigens ist die Sprache rein und lebhaft, an das Poetische gränzend, der Ausdruck gewählt, die Darstellung klar; nur zuweilen hören rhetorische und empfindsame Ergießungen, so wie die vielen Ausrufungs- und Fragezeichen. Kranken- und Irrenhäuser, Aerzte und ihre Heilmethoden, öffentliche Gesellschaften, Anstalten, Sammlungen und der allgemeine Zustand der Heilkunde machen natürlich den wesentlichen Gegenstand des Buches aus. Der Vf. spricht meistens sein Urtheil lobend oder tadelnd aus und begleitet es mit vielen, zum Theil sehr bezeichnenden Characterzügen und Anekdoten. Das Ganze ist in Briefform eingekleidet, was der gewählten Weise der Behandlung sehr zu Statten kömmt. Doch möchte auch so die Einschaltung ganzer Abhandlungen, wie z. B. Th. II. S. 132—146 der Inhalt von 12 Vorlesungen des Magenbie, oder Auszüge aus anderen Schriften, wie die meistens aus Kores entlehnte, sicherlich übertriebene Schilderung der *Aria cattiva* I. S. 231—267, oder Anführung langer Gedichte, wie I. S. 112. II. S. 287. 288 nicht gut gerechtfertigt seyn, da diese eher in eine medicinische Zeitschrift gehören. Die Reise geht von Zürich aus über den Simplon. Dem Dänen mag man das Urtheil (I. 19) zu Gute halten: „die Sprache in der deutschen Schweiz ist abschreckend; schon der Wiener Dialect ist plattes und verborrenes Deutsch, welches immer verborbener wird, je tiefer man ins Land hinein kommt, und die Schwaben kann man fast nicht ohne Schauder sprechen hören.“ Ueber Mailand, Venedig, Rom geht der Weg nach Neapel und von da über den Montenis und Lyon nach Montpellier. Der zweyte

Theil beschäftigt sich zur Hälfte mit Paris, dann mit der Reise über Calais nach London, dem dortigen Aufenthalt, einer Reise nach Edinburg und die schottischen Hochlande, einer Fahrt nach Irland, Dublin und der Rückreise über Holland. Kaum wird in den durchreisten Ländern ein als Schriftsteller oder Practiker berühmter Arzt seyn, der nicht hier nach seiner Persönlichkeit und seinem Heilverfahren geschildert oder wenigstens auf eine bezeichnende Weise berührt, kaum eine öffentliche oder Privatanstalt von einiger Bedeutung, die nicht nach ihrem Zwecke und ihrer Einrichtung beschrieben wird. Die englischen Aerzte werden in jeder Hinsicht vor den französischen hervorgehoben. Es ist hier nicht der Ort die einzelnen Angaben und Urtheile durchzugehen und zu prüfen, besonders da seitdem (die Reise geschah 1820 — 1822) sich Manches wieder verändert hat; aber Kenntnisse, Thätigkeit sich genau zu unterrichten, Sinn für das Gute, Wahrnehmung des Schlechten, Muth das eine laut zu loben, das andere zu rügen, muß man dem Verf. auf jeden Fall zuerkennen.

Stoff der Belehrung gewidmet und auch ihr genügend ist *N^o 2*, die Erweiterung eines Berichts, welchen der Verf. über seine in den Jahren 1822 und 1823 unternommene Reise an das Preussische Ministerium eingereicht hatte. Hier werden abgehandelt: die Topographie von London, besonders in medicinischer Hinsicht; die Hospitäler und ähnliche Anstalten; die Unterrichtsanstalten für Medicinalpersonen; die Ausübung der Medicin; gelehrte Gesellschaften; Sammlungen; Oxford und Cambridge; Edinburg; Glasgow; Dublin. Die mehr systematische Ordnung erleichtert den Gebrauch des Buchs, da in dem vorherigen die Gegenstände, wie sie gerade von dem Reisenden gesehen werden konnten, bunt durcheinander liegen. Auch hier wird von dem Heilverfahren, vorzüglich aber von den Operationen der berühmten Wundärzte Rechenschaft gegeben und die Abbildungen enthalten meist neue Instrumente, deren jene sich bedienen (Brodie's Messer zum Durchschneiden varicofer Venen; Davis's geburts Hülfliche Instrumente; die Dilatatorien von Weiss &c.). Vieles ist in dieser Schrift enthalten, was in der vorigen fehlt; so die interessanten Notizen von dem National vaccine establishment (S. 54), das auf Befehl des Parlaments gegründet wurde, „die einzige Medicinal-Anstalt Londons, welche unmittelbar unter der Regierung steht.“ Druck und Papier sind bey *N^o 1* anständig, bey *N^o 2* sehr mittelmäßig.

M . . r.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

83. Stück.

D e n 26. M a y 1 8 2 7.

H a m b u r g.

Bey Friedrich Perthes 1826: Geschichte der Pythagorischen Philosophie, von Dr. Heinrich Ritter, außerordentlichem Professor an der Universität zu Berlin. VIII und 233 S. in 8.

Wer sich für alte Philosophie interessiert, nimmt gewiß auch jeden neuen Versuch über die Pythagorische Philosophie mit gespannter Neugier zur Hand, welche ja von jeher als einer der schwierigsten Gegenstände der Geschichte betrachtet worden. Denn nicht bloß sind spärlich die guten Quellen und groß dagegen das Gewirre von Nachrichten, Sagen, überlieferten Träumen Späterer, sondern auch diese Lehre selbst und ihr Grundgedanke von der Zahl als der Form und auch dem Wesen der Dinge ist dunkel und schwer zu fassen. Und wenn dann einer auch durch eindringenden Scharfsinn, durch klaren nüchternen Verstand sich der Begriffe möglichst bemächtigt, muß er ferner auch Sinn haben für die tiefe Genialität ihrer Anschauungen und die großartige Schönheit ihres Weltsystems, Sinn und Auffassung für das Reli-

D [4]

giöse, Mythische, Symbolische, was in der Lehre wurzelt und mit dem Mathematischen sich schön zu einem eigenthümlichen Ganzen durchdrungen hat. Denn obgleich schon die ältern Pythagoreer allerdings hie und da sich zu weit verirrt und auf jeden Fall die spätern Träumereyen im Keime veranlaßten, so ist doch das Ganze ihrer Philosophie besonnen, hervorgegangen aus gesunder würdiger Begeisterung, gehalten im sinnvollen Maaß, und unbestreitbar ein höchst anziehendes Denkmal des erhabenern griechischen Geistes. In der neuesten Zeit hat niemand für gründliche Aufhellung derselben mehr geleistet als Hr. Prof. Böckh in Berlin, theils durch die frühern vortrefflichen Abhandlungen über das Weltssystem des Philolaus und die Harmonik der Pythagoreer, dann aber im J. 1819 durch die Hauptschrift: Philolaos des Pythagoreers Lehren nebst den Bruchstücken seines Werkes. Da Philolaus von Tarent allem Ansehen nach der erste Pythagoreer gewesen der eine Schrift verfaßt, so sind offenbar die Bruchstücke des Philolaus ein Lichtpunct von unschätzbarem Werth in dem Gewirre der Ueberlieferungen, wenn die Echtheit derselben zugegeben werden muß. Böckh erkannte die ganze Wichtigkeit dieser Sache; er stellte daher die Nachrichten über das berühmte Buch und die überlieferten Fragmente sorgfältig zusammen, zeigte Inhalt und Umfang des Werkes und erläuterte die Lehre und deren Zusammenhang mit eben so viel Scharfsinn als Gelehrsamkeit. Denn Böckh ist einer von denen, die für die philosophische Speculation und Naturanschauung der Griechen einen tiefen Sinn haben. Hierdurch ist denn für die Rechtfertigung der Fragmente alles unter diesen Umständen mögliche geleistet, auch bis jetzt von Kennern noch nichts entgegengesetzt worden. Die Lehren und Stellen, abgesehen von einzelnen Entstellungen durch spätern Sprachge-

brauch, sind wahrhaft Pythagorisch, rein, einfach, es ist in ihnen das Undialectische, Dogmatische und die Kürze der Schule ausgeprägt, und wohl auch ein Anklang von der eigenen Erhabenheit des Pythagorischen Philosophierens, fern von spitzfindiger Subtilität oder abgeschmackter Phantasterey. Durch den Philolaos hat Böckh der folgenden Geschichtschreibung ihr Werk bedeutend erleichtert; auch Hr. Ritter erkennt Böckhs Verdienst an, kommt auch im Wesentlichen zu demselben Resultat, obgleich er seinen eigenen Gang geht und sein besonderes Verdienst hat. Wir wenden uns jetzt näher zu der vorliegenden Schrift selbst. Sie zerfällt in zwey Abschnitte, erstens: von den Lebensumständen des Pythagoras und der Pythagoreer, zweytens: über die philosophischen Lehren der Pythagoreer. Ueber den ersten Abschnitt mögen wir jedoch kürzer seyn, da dieser, so viel wir sehen, im Wesentlichen keine neuen Forschungen enthält. Nachdem gesagt worden wie wenig näheres man vom Leben des Pythagoras wisse, kommt der Verfasser auf die bekannte Frage nach den Lehrern desselben, und bemerkt daß Pythagoras weder im Auslande irgendwo gelernt noch in Griechenland von jemanden das Eigenthümliche seiner Denkweise überkommen habe, daß aber allerley Elemente und Anregungen in der Wissenschaft, Religion und dem Leben der Griechen überhaupt gegeben waren, woraus sich das Entstehen dieser Schule insoweit erklären lasse, als dergleichen überhaupt aus den Zeitumständen erklärt werden könne. Diese Ansicht wird um so weniger Widerspruch finden, da sie wohl überhaupt längst die herrschende ist, nur daß man auch so nicht bey den allereingemeinsten Reflexionen stehen bleiben konnte, weil diese am Ende wieder nicht viel helfen. Daß man nun diese Philosophie als die Dori-

sche bezeichne, wie Böckh im Philolaos that und Prof. Müller vielseitig weiter entwickelte, könne man zugeben, meint Hr. Ritter, aber fast klingen die Worte als wenn er auch dies nur mit Widerstreben thäte, da doch wenn dieselbe etwa nicht dorisch seyn soll, gefragt werden möchte, ob sie vielleicht mehr ionisches oder attisches Wesen und Leben darstelle. Oder wäre die Möglichkeit daß sie gar keines Stammes Eigenthümlichkeit abspiegelte, wie ein Convolut von mancherley Bestrebungen? Dann hatte man ferner auf den Apollinischen Cultus des Pythagoras und der Pythagoreer aufmerksam gemacht, und der Geschichtschreiber der Dorier hatte diesen Punct mit Interesse weiter zu entwickeln versucht; Hr. Ritter will aber daran nicht glauben, es beruhe auf zu unsichern Ueberlieferungen als daß er darauf Gewicht legen sollte. Doch spricht er gleich darauf von dem religiösen Wesen der Pythagoreer, und von Mysterien, die auf irgend einer religiösen Anschauung über das Verhältniß des Menschlichen zum Göttlichen beruht haben müßten, denn eine solche mit einer gegebenen Ueberlieferung verbundene liege einer jeden Gottesverehrung zum Grunde und ohne sie könne gar keine Fortbildung des religiösen Elements in Menschen gedacht werden. Er nennt dieselben dann Orgien mit Beziehung auf Herodot, und kann also, obgleich er auch das Wort nicht nennt, doch wohl nichts anderes als die bacchischen Orgien der Druphiker meinen. Ob Hr. Ritter es noch fortbauernd passend finde auch den ältesten Pythagoreern bacchische Orgien zuzuschreiben, wissen wir nicht; aber die Vergleichung mit einer bekannten geistreichen Auseinandersetzung über die Druphiker zeigt vor der Hand so viel, daß Hr. Ritter keinesweges alle Gesichtspuncte in dieser Sache erwogen hatte. Nun meint er zwar wei-

ter, den besondern Inhalt des Religiösen könne er dahin gestellt seyn lassen, da sein Zweck auf Erforschung der Philosophie gehe; allein da er bestimmt das Apollinische abweist, ist man doch berechtigt zu fragen was er an die Stelle setze. Und auf einer bestimmten gegebenen Cultusidee muß das tiefreligiöse Wesen der Schule nothwendig beruhen, fähig Geist und Phantasie so anzuregen und zu erfüllen als hier der Fall war. Daß nun aber das Bacchische mit dem Wesen der Pythagoreer ursprünglich habe zusammen seyn können, muß jedem der darüber nachdenkt, immer unmöglicher erscheinen; gerade umgekehrt mußten sie dem bacchischen Wesen der italischen Städte nothwendig entgegenwirken, und erst als der Bund gesprengt war, nach der Auflösung also des alten strengen Pythagorismus konnte das *βακχεύειν*, wenn auch das Dyrphische, bey ihnen Eingang finden. Anlangend aber den Apollinischen Dienst der Pythagoreer, zweifeln wir nicht daß der Geschichtschreiber der Dorer auch Ungläubige in der Folge noch durch mehrere Zusammenstellungen wird überzeugen können. In diesem Augenblick liegen die Benediger Scholien zu Il. 22, 391 vor uns, wo es heißt von den Pythagoreern: *Περὶ τὴν ἑαρινὴν εἰς ταυτὸν συνιόντες ἤκουον ἑνός, ὃς μέσος καθήμενος ἦδε λύριον ἔχων ταῖς ἡρεμαίοις ἀριονίαις.* Und das sey *καθάρισ* genannt. Dasselbe steht beynt *Jamblichus Vit. Pythag. c. 25.* *Ἐιῶδει γὰρ οὐ παρέργως τῆ τοιαύτῃ χρῆσθαι καθάρσει. τοῦτο γὰρ δὴ καὶ προσηγόρευε τὴν διὰ τῆς μουσικῆς ἰατρειάν. ἤπτετο δὲ περὶ τὴν ἑαρινὴν ὥραν τῆς τοιαύτης μελωδίας. ἐκάδιζε γὰρ ἐν μέσῳ τινὰ λύρας ἐφαπτόμενον καὶ οὕτως ἐκείνου κρούοντος, συνῆδον παιῶνάς τινας, δι' ὧν ὠφραίνεσθαι καὶ ἐμμελεῖς καὶ εὐρυθμοὶ γίνεσθαι ἐδόκουν.* Und bey *Porphyrus Vit. Py-*

thag. 32. heißt es von Pythagoras, ἀρμολόμος πρὸς λόραν τὴν ἑαυτοῦ ψυχὴν καὶ ἄδων παιᾶνας ἀρχαίους τινὰς Θάλητος, ohne Zweifel alte Paeanen des kretischen Thaletas, der auch selbst einst durch Musik das von Krankheit heimgesuchte Sparta reinigte und beruhigte. Warum erinnern wir an diese Stellen? Weil eben die *κάδαρος* wohl überhaupt gerade der Kern und Mittelpunkt in dem Apollinischen Cultus der Pythagoreer war, die Beruhigung, Sänftigung, Reinigung durch Musik, und daher auch jene Reinigungsfeyer im Frühling, wo die großen Sühnfeste des delphischen Gottes fallen. So sang man bey den Lokrern und Rheginern in großer Landesnoth zur Sänftigung des Apollon Frühlingspäanen am 12ten Hysios, vgl. M. Dorier 2 Bd. S. 539. Man sieht wie hier alles treffend zusammen stimmt und eins das andere erläutert. In demselben Gedanken hing der bekannte auch von dem Verf. unten erörterte ethische Grundsatz, daß die Tugend eine harmonische Stimmung sey, wie denn auch Hr. Ritter die engste Verbindung des Ethischen und Religiösen in dieser Schule anerkennt. Und solche Grundideen sollten erwachsen seyn aus dem offenbar heterogenen bacchischen Orgiasmus? Wenn wir irgend etwas von organischem Ideenzusammenhange in der Pythagorischen Schule annehmen, wie wir wohl ohne Zweifel müssen, so kann die Entscheidung nicht zweifelhaft seyn. Zwar lehrt Herr Ritter, daß man die Pythagorische Schule als ein Convolut von mancherley Bestrebungen ansehen müsse, aber er erkennt doch an mehrern Stellen deutlich Verbindung und Einheit an, und wenn in alten Systemen, wie er sich ausdrückt, Naturgeschichte, medicinische, anatomische, geographische, mathematische, astronomische Kenntnisse, Musik, Gymnastik, mythische Lehren mit der Philosophie ver-

mischt waren, so will er damit gewiß nicht sagen, daß diese Systeme ein wirkliches Gemisch waren, sondern weiß zu gut daß ihr ursprünglicher Bau immer organisch war. — Der Verf. redet hierauf weiter von der Eintheilung der Schulen, dem Pythagores selbst, in wiefern man ihn schon als Philosophen denken solle oder nicht, von der Fortpflanzung der Schule und den Namen der Schüler. Zum Schluß auch einiges wenige von den spätern Schicksalen der Lehre. Wir kommen zum zweyten Theil des Buches. Dieser beschäftigt sich nun besonders mit der schwierigen Untersuchung über die Principien und das Wesen der Zahlenlehre, und diese Erörterung ist unbestreitbar die gründlichste und lehrreichste des ganzen Buches und verdient den vollsten Dank. Der achtungswerthe Verfasser legt nämlich hier besonders den Aristoteles zu Grunde, sondert und entwickelt mit großer Sorgfalt den Sinn und das Wesen der verschiedenen Formeln, deren Aristoteles sich hinsichtlich dieser Lehre bedient, dringt so zu dem Mittelpuncte des Systems vor und stellt diesen fest, überblickt endlich noch einmal die Formeln des Aristoteles und vereinigt sie zu einem Ganzen, zeigend wie sie die Hauptseiten der Zahlenlehre umfassen. Durch diesen Gang der Untersuchung ist nun unstreitig sowohl die Verständlichkeit des Systems selbst wesentlich befördert als auch die Darstellungsart des Aristoteles erklärt; man sieht daß dieser die Hauptpunkte der Lehre trifft, aber nicht künstlerisch wiedergibt. Wir wollen jetzt das Einzelne näher betrachten. Erstlich also unterscheidet der Verf. die Formel bey Aristoteles wo es heißt, die Dinge seyen durch Nachahmung der Zahlen, da alles den Zahlen seiner Natur nach ähnlich gemacht scheine. Was man hierher gehöriges bey den Pythagoreern finde, lasse sich, bemerkt Herr Ritter,

zurückführen auf zwey Punkte: Einmal suchten die Pythagoreer gewisse gesetzlich wiederkehrende Zahlenverhältnisse in den Erscheinungen nachzuweisen, 7 Vocale, 7 Saiten oder Harmonien, 7 Plejaden, oder wo sie das nicht konnten, nahmen sie auch dergleichen an, wie die zehn Weltkörper in harmonischen Abständen. Zweitens drückten sie auch die Begriffe der Dinge durch Zahlen aus, Gerechtigkeit sey z. B. eine gleichvielmal gleiche Zahl, eine andere Zahl! Seele, gelegene Zeit. Der Verf. sucht nun nachzuweisen daß das Ectphilosophische der Pythagorischen Zahlenlehre nicht in dieser Sache liegt: das Definieren durch Zahlen laufe auf Ähnlichkeiten hinaus und sey eine besondere Darstellungsweise, die ihren Grund in einer andern Ansicht der Dinge haben mußte; eben so wenig könne die Bemerkung, daß viele Erscheinungen der Natur sich auf Zahlenverhältnisse zurückführen lassen, ihnen Grund der Zahlenlehre gewesen seyn, da sie keine bedeutenden Naturbeobachtungen gemacht hätten. Daher alles dieses nur etwa als ein Beywerk der Pythagorischen Darstellungsweise habe auftreten können. In den Augen der Pythagoreer war sie indessen wohl nicht bloßes Beywerk; wenn wir uns an die uralte aus Gesetzen der Natur und des Himmels stammende Heiligkeit der Zahlen in den Staatseinrichtungen, Festcyclen, religiösen Gebräuchen, im Glauben und Aberglauben erinnern, so sehen wir schon wie dem religiösen und phantasiereichen Geiste der Pythagoreer diese Betrachtungsart wichtig seyn mußte, daß sie ihnen aber auch für ihr System unentbehrlich war, wie dies nun einmal beschaffen, ist gewiß und wird sich weiter unten zeigen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

D e n 26. M a y 1 8 2 7.

H a m b u r g.

Beschluß der Anzeige: Geschichte der Pythagorischen Philosophie, von Dr. Heinrich Ritter.

Dennoch ist gewiß vollkommen richtig vom Vf. bemerkt, daß diese bildliche und symbolische Seite des Pythagorismus im System und philosophisch betrachtet nicht die Grundlage der Lehre sey, sondern abhängig von einem tiefern Sage, nämlich weil ihnen die Zahl vor allen das Wesen, der lebendige Grund der Dinge war, darum suchten sie dann auch die Zahlen in den Formen und Erscheinungen der Welt nachzuweisen. Ob übrigens nicht die Wahrnehmungen der Gesetze des Weltalls mit eine besondere Veranlassung des Zahlensystems gewesen, möchte dadurch nicht widerlegt seyn. Viele specielle Beobachtungen waren nicht nöthig; die Alten sahen vornehmlich auf die großen Naturgesetze des Himmels und der Seiren, und hierin erschien ihnen die Wirksamkeit des Göttlichen am unmittelbarsten; warum hätten nun die Pythagoreer nicht schließen können, daß das göttliche Leben, welches in diesen

E [4]

Bewegungen waltet, auch seinem Wesen nach Zahl seyn müsse? Es fragt sich hier nicht ob ein solcher Schluß immer philosophisch richtig, sondern ob er damals natürlich seyn konnte. Doch wir gehen weiter. Der Verfasser kommt zu der zweyten Bezeichnung der Lehre bey Aristoteles, indem dieser auch sagt, die Dinge beständen den Pythagoreern aus Zahlen. Dieser Ausdruck scheint Licht zu gewinnen aus einer Stelle der Metaphysik, wo steht: Einigen scheinen die Grenzen des Körpers, Oberfläche, Linie, Punct und Einheit Wesenheiten zu seyn, und mehr wie der Körper und das Feste. Freylich wird hierbey der Name der Pythagoreer nicht ausdrücklich genannt, doch ist anzunehmen daß es bey ihnen vorkam, und Alexander in seinem Commentar denkt auch mit an sie, indem er sagt: für Principe der Dinge hielten Platon und die Pythagoreer die Zahlen, weil ihnen das erste und nicht zusammengesetzte Princip schien; das erste der Körper aber wären die Flächen, das Erste der Flächen die Linien, der Linien die Puncte, welche sie Einheiten nannten, und welche durchaus unzusammengesetzt sind und nichts früheres haben. Die Einheiten aber sind Zahlen und die Zahlen also das erste der Dinge. Auf dieselbe Weise erklären Spätere die Zahlenlehre und noch weitläufiger. Daß aber die Sache überhaupt schon bey den ältern Pythagoreern vorkam, kann man noch aus Philolaus schließen, bey dem die Vierzahl der Körper ist, also doch wohl auch drey die Fläche, zwey die Linie, eins der Punct. Hatte nun also Aristoteles schon eine ähnliche Ansicht der Pythagoreer vor Augen, so ist auf der andern Seite wieder auffallend, daß er wiederholt an andern Stellen versichert, die Zahlen der Pythagoreer seyen nicht einheitlich, wie er sich ausdrückt, d. h. aus untheilbaren Einheiten, sondern sie hätten

Größe, materiellen Gehalt und Ausdehnung, und klagt sie erklärten nicht wie das erste ausgedehnte Eins entstanden. Es fragt sich also wie dieser Widerstreit zu lösen sey. Man könnte bey der letzten Aeußerung des Aristoteles an Atomistik denken, daß also die Einheiten untheilbare Urkörper wären und die Zahlen und Dinge durch äußere Anreihung sich bildeten, allein ohne Zweifel war dies nur die Vorstellung einiger wie des Epiphantus, und wird auch nur als eine specielle Meinung angegeben, die Schule dachte keine atomistische Anreihung ursprünglich getrennter Einheiten, sondern hatte eine mathematischere Ansicht, wie sie denn überhaupt mit Atomistik nichts gemein hat. Der Verf. sucht daher tiefer einzudringen, indem er gewiß echtpythagorisch von der Intervallenlehre ausgeht, die bey den Pythagoreern überall eine so große Rolle spielte. Nämlich eins der Principe der Pythagoreer ist, wie wir nachher weiter sehen werden, das unendliche Leere, *ἀπειρον πνεῦμα*, welches außerhalb des Himmels befindlich, von der Welt eingeathmet wird, in ihm ist enthalten das Intervall, Princip der räumlichen und zeitlichen Ausdehnung und überhaupt aller Trennung und Unterscheidbarkeit, in diesem System; indem also das Leere eingeathmet wird von der Welt, bildet es die Trennung in den Dingen mittelst des Intervalls, es trennt nämlich die Einheiten der Zahlen und die Dinge, wie Aristoteles sagt. Wenn also nun, fährt der Verf. fort, die Pythagoreer sagten, die Dinge seyen aus den Zahlen, so verstanden sie unter den Zahlen die unförperlichen Einheiten oder Punkte, welche alle discrete nicht bloß sondern auch continuiertliche Größe begründen, indem das Intervall die Einheiten trennt, und so auch räumlich Linien-, Flächen-, Körper-Dimension entsteht. So führten sie die geometri-

sche Größe auf die arithmetische zurück. Es leidet keinen Zweifel daß diese Erklärung überhaupt vollkommen Pythagorisch ist, nur bleibt noch immer unklar, wie auch der Verf. selbst bemerkt, wie Aristoteles sagen könne, die pythagorischen Einheiten hätten Größe. Was Ref. darüber zu sagen hat, kann erst weiter unten deutlich werden. Vor der Hand, wenn wir die ganze Lehre im allgemeinen betrachten, ist leicht einzusehen, daß wir uns noch immer nicht im Mittelpuncte des Systems befinden; die Ableitung der räumlichen Größe und der Vielheit der Einheiten in der Zahl, worauf alles dies hinausgeht, ist ein secundäres Geschäft, womit das System nicht anfangen kann, und es ist noch unklar, woher die Vielheit der Einheiten und die Möglichkeit ihrer Beziehung auf einander, wie der Verf. bemerkt. So kommen wir denn zu der dritten Formel und Bezeichnungsart, wodurch die pythagorische Lehre ausgedrückt wird, und dies ist nun die eigentliche Lehre von den Principien, das was auch Böckh im Philolaus als die Grundlage des Ganzen hinstellt und erörtert. Die dritte Art also, wie Aristoteles sich ausdrückt, ist endlich die, daß das Eins das Wesen und die Substanz ist, woraus alle Zahlen und Dinge entsprungen, und wenn die Pythagoreer sagten die Zahl sey Princip der Dinge, so meinten sie besonders dies, indem sie was Grund des Zahlenwesens ist, selbst Zahl nannten nach ihrer mathematischen Weise. Nun wird hier bald von Einem Princip geredet, bald von zweyen, dem Geraden und Ungeraden, Begrenzenden und Unendlichen oder dem Eins und Unendlichen, wo Eins, Ungerade, begrenzend dasselbe bedeutet, das Unbegrenzte und Unendliche aber das Leere außerhalb des Himmels ist. Unzweifelhaft aber ist in allen diesen nur von Einer Lehre die Rede, und so betrachtet denn der

Verf. die Sache ausführlich, und sucht durch Erwägung aller Momente darzuthun, worauf auch Böckh schon hindeutete, daß die Pythagoreer eigentlich nur Ein oberstes Princip hatten. Sie gehen aus von einer göttlichen Ursubstanz, welche der lebendige Urgrund aller Entwicklung ist, das materielle und formelle Substrat der Dinge, das Unentfaltete Eins, das Ungerade, die Zahl schlecht hin. Aber wie wird in demselben die Vielheit? Die Pythagoreer dachten den Lebensproceß der Welt unter der Form des Athmens, das Ureins ist also ursprünglich auch ein athmendes Wesen; es athmet ein das ἀπειρον πνεῦμα, das Leere, die unendliche Atmosphäre der Welt, und wird, weil in dem Leeren das Intervall ist, auf diese Weise des Intervalls und der Unendlichkeit theilhaftig und fähig in Vielheit auseinander zu gehen und sich zu entfalten. Immer in sich aufnehmend und umfassend das Leere, heißt es daher das Begrenzende oder die Grenze. So gründet es in sich durch die Form seines Lebens selbst die Vielheit, und ist nun als Grund aller Zahlen das Gerad-Ungerade schlecht hin. Dieses so beschriebene Wesen ist nun eigentlich das oberste Princip der Pythagoreer, und es erhellt hierdurch zugleich sehr deutlich, inwiefern sie von einem oder auch von zwey Principien reden konnten. Es ist ein Verdienst des Verf. diese Grundanschauung der Pythagoreer zur klarsten Evidenz gebracht zu haben, woraus wir denn auch deutlich sehen, daß der Gegensatz des Begrenzenden und Unendlichen nicht auf die Begriffe von Form und Materie zurück geführt werden dürfe, obgleich Aristoteles uneigentlich das Unendliche Materie nennt. Aber die Sonderung von Form und Materie ist aus der Platonischen Schule. Uebrigens kommt bey dieser Untersuchung über das Urprincip eine Stelle des Philolaus in Betracht, die

Syrianus zum Aristoteles erwähnt. Sie würde der eben beschriebenen Ansicht gewissermaßen entgegenstehen, wenn Philolaus gesagt hätte, Gott habe die zwey Principien, die Substanz des Begrenzenden und des Unendlichen gesetzt und stehe als ein drittes verschiedenes über ihnen. Allein Philolaus wird gesagt haben, Gott habe die Begrenzung und Begrenztheit in den Dingen der Welt gesetzt, oder was dasselbe τὰ περαινόντα καὶ ἀπειρα, und der Sinn war, daß aus dem Urprincip beides in die Dinge übergegangen. Uebrigens wäre angenehm zu wissen, wie sich Philolaus eigentlich ausdrückte, den Singular brauchte er wohl gewiß, da diesen Syrianus durch den Plural erklärt, also etwan πέρας καὶ ἀπειρον, wofür Syrianus an sich passend ἀπειρία setzt. Der Verf. hat hier beyläufig nicht ganz verstanden, indem die Worte διὰ δὲ τῆς ἀπειρίας τὴν ταύτης ἐφειμένην scil. οὐστοιχίαν, zu übersetzen sind, unter der Unbegrenztheit aber verstand er die dieser, der Unbegrenztheit, subordinierte Reihe. Das Pronomen ταύτης war hier nöthig wegen des Gegensatzes gegen das vorhergehende. Doch dies gelegentlich; betrachten wir nun jetzt abwärts den Gang des Systems. Die Welt ist den Pythagoreern im Ganzen eigentlich ewig, ungeworden; da man jedoch das Verhältniß des Urprincips zur Welt zeigen will, denkt man sich dieselbe geworden zum Behuf der genetischen Erklärung. Die Pythagoreer lehrten das Unvollkommene sey zuerst und das Vollkommene hernach, so ist dann auch die Weltbildung die Entfaltung des Ureins zur Vollendetheit des κόσμος. Suchen wir aber Specielleres, so treffen wir nun sofort auf die oben betrachtete Ableitung des Räumlichen, und wir sehen zugleich wie dieser Theil der Zahlenlehre erst hier seine wissenschaftliche Stelle hat, indem die Einheiten und Punkte nur

relativ Principe sind, nämlich die Anfänge des Räumlichen, selbst aber offenbar aus dem Urprincip stammen und durch das Auseinandertreten des Ureins hervorgehen. Nehmen wir nun jetzt die oben verlassene Frage wieder auf, wie Aristoteles sagen könne, daß die Pythagoreer nicht einheitliche Zahlen zum Grunde legen, also keine eigentlichen Punkte, so möchte Ref. die Antwort auf folgende Weise zu geben versuchen. Die Pythagoreer leiteten aus den Zahlen nicht bloß den geometrischen sondern auch physischen Körper ab und überhaupt alles mögliche, konnten also natürlich nicht die bloße mathematische Ansicht vor Augen haben. Was nun von der Welt überhaupt gilt, daß sie das *ἀπειρον πνεῦμα* einathmet, ist wohl ohne Zweifel von jedem einzelnen besondern Ganzen wieder eben so zu fassen, da in der Anschauung der Pythagoreer alles belebt, das Athmen aber der allgemeine Lebensproceß, nicht bloß des Beseelten, war. Dieses Einathmen aber des *ἀπειρον πνεῦμα* denke man sich nicht bloß mit mathematischen Sinne als das Aufnehmen des Intervalls, sondern zugleich auch von der physischen Seite als Princip der Entwicklung und des Wachstums, und beides werde in einen Gedanken verknüpft. Denn eben hierin möchten wir einen Unterschied der alten echten Pythagoreer und Späterer sehen, daß diese zum Theil trocken und mit einseitigem Begriff aufsaßen, was jene in lebendiger Naturbedeutung nahmen, wie man noch in den Fragmenten des Philolaus diese Bezugnahme spürt auf das Leben des Ganzen. So nun möchte auch im gegenwärtigen Falle diese sinreiche Verknüpfung des mathematischen und physischen echtpythagorisch seyn, die Trennung aber die unechte Ansicht. Indem nun durch das Aufnehmen des Intervalls sich in dem Ureins die Vielheit entfaltete, bilden

sich nach allen Seiten hin aus demselben Organismen und kleinere und größere Ganze aller Art und Wesenheit hervor, die zusammengehalten durch die göttliche Grundkraft oder die Weltseele den *Κόσμος* darstellen in seiner Einheit. Aber das besondere Princip jedes Organismus und jedes Ganzen für sich ist jedesmal wieder eine Einheit, nämlich ein Punct der sich absondert vom Uebrigen, als noch ganz ungetheilte Einheit zu vergleichen dem mathematischen Puncte, physisch aber ein lebendiger Keim, der durch Einathmen des *ἀπειρον πνεύμα* mathematisch und physisch sich entfaltet zu individueller Körperform und Qualität. Wenn Philolaus sagte, Vier sey Körperzahl, Fünf aber Qualität und Farbe, so dachte er sich die Einheit als den Keim, welcher in stufenweiser Entwicklung sowohl nach drey Dimensionen sich entfaltete als auch die physische Qualität zur gesonderten Erscheinung bringt, indem erst mit dem Gegebenseyn der räumlichen Dimensionen auch die physische Qualität in ihrer Bestimmtheit erscheinen kann. Jede besondere Wesentlichkeit, welcher Begriff im weitesten Sinne zu fassen, wird also seyn Vielheit entwickelt aus einer Einheit, d. h. eine bestimmte Zahl, und die Zahl ist das wahre Lebensprincip jedes Dinges und dessen innere Natur. Das Intervall ist dem Begriffe nach zuerst in den Zahlen und sodann in den Dingen, denn der Zeit nach fällt beides zusammen, da die Zahl, wie sie ausdrücklich lehren, nicht getrennt ist von den Dingen und nicht für sich als ein abstractum, sondern immer eins mit den Dingen selbst, als deren substantielles und formelles Wesen. Die Ansicht der Pythagoreer von der Zahl war also eine eigenthümliche Vereinigung des mathematischen und physischen, und wenn nun Aristoteles sagt die Zahlen der Pythagoreer hätten Größe, so kann dies Pytha-

gorisch gefaßt nur auf den physischen Sinn der Zahlen gehen. Er wiederholt den Ausdruck mehrmals und hat also etwas charakteristisches im Auge, dagegen werden in der Stelle Met. 7, 2 wo bloß von dem mathematischen Gesichtspuncte die Rede ist, die Pythagoreer nicht namentlich erwähnt, und es ist wahrscheinlich daß dies nur die Vorstellung einiger von ihnen war. Jedesmal aber wird die Lehre etwas schiefes bekommen, wenn nicht die lebendige Naturbedeutung immer festgehalten wird. Auch Aristoteles, der übrigens treu den Eindruck wiedergiebt den die Pythagorische Lehre auf ihn machte, ist doch in die innern Anschauungen der Pythagoreer nicht überall eingebrungen, und scheint uns namentlich auch die eigenthümliche ursprüngliche Verknüpfung des mathematischen und physischen zu wenig zu fassen, sondern er glaubte, soviel wir finden können, daß die Pythagoreer erst den mathematischen Begriff der absoluten untheilbaren Einheit setzten, und dann hinterher derselben Größe andichteten, und sagt daher sie erklärten nicht woher die erste ausgedehnte Einheit. Und nun ist noch eins zu sagen. Indem bey den Pythagoreern jedes besondere eine Zahl wird, der Ton, die Seele, in der Seele die Vernunft, die Gerechtigkeit und jeder Begriff, indem sie also auch die physische und geistige Entwicklung der Welt nach Zahlen fassen wollten, hätten sie chemische, physikalische, psychische Auffassungen nöthig gehabt um dies einigermaßen durchzuführen; daran war aber aus mehr als einem Grunde natürlich nicht zu denken. Dafür traten Vergleichen, Aehnlichkeiten, symbolische Beziehungen an die Stelle, und die Zahlenlehre hatte so nothwendig zwey Theile, den mathematischen und den bildlichen, symbolischen. — Ref. kommt nunmehr auf den Gang des vorliegenden Buches

zurück und redet noch von den übrigen Erörterungen. Die Pythagoreer unterscheiden fünf elementarische Qualitäten die aus dem Ureins hervorgegangen, Feuer, Luft, Wasser, Erde und das sogenannte fünfte Element, wahrscheinlich der Aether. Die Gründe des Verf. der das Unendliche darunter versteht, sind uns undeutlich. Wenn gesagt wird die Weltbildung sey *ἀπὸ τοῦ πυρός καὶ τοῦ πέμπτου στοιχείου* ausgegangen, so kann dies nicht heißen von dem Feuer, welches ja doch ohne Zweifel das Element ist, und von dem andern Princip, als wenn Princip und Element zusammenstehen könnten, sondern der Sinn scheint, daß in der Weltkugel sich das Centrum, das Centralfeuer, und der Umkreis zuerst bildeten. Denn der Umkreis oder Fixsternenhimmel scheint vorzugsweise aus dem Aether bestanden zu haben, daher dies Element *ὄλης τὰς σφίρας*. Der Verf. kommt weiter auf das Weltsystem der Pythagoreer und die Sphärenmusik, wobey er sich mit Recht auf Böckhs bekannte gründliche Erörterungen bezieht. Daher Ref. hier auch nur eine Bemerkung hinzufügen will. Die Pythagoreer stellten in die Mitte das Centralfeuer, dann Erde und Gegenerde, Mond, Sonne, die fünf Planeten und den Fixsternenhimmel. Dieses ganze theilte Philolaus wieder in drey Diakosmen, die sublunarisches Region bis zum Monde, wo vorzugsweise das Werden, und diesen Theil nannte er *Ὀὐρανός* im speciellen Sinne. Die zweite Region aufwärts vom Monde bis zum Fixsternenhimmel heißt ihm *Κόσμος*, und endlich der Fixsternenhimmel *Ὀλυμπός*, wenn wir die Stelle bey Stobäus nehmen wie sie ist. Böckh nimmt jedoch hier ein Versehen des Berichtstatters an, denkt den Olymp als das außerhimmlische Leere. Herr Ritter bemerkt wohl mit Recht, daß Olympus die Woh-

nung der Götter bedeute, will aber selbst darunter verstehen die Sphäre vom Centrum bis zur Grenze des Alls. Allein was gäbe das hier für eine Anschauung? Wir müssen nämlich wohl ohne Zweifel voraussetzen, daß ein solcher Begriff nicht willkürlich verändert werden konnte, sondern im wesentlichen treu bleiben mußte der nationalen Anschauung; von den Pythagoreern aber vollends ist sicher, daß sie das Philosophische und Mythische schön zu vereinigen wußten. Nun galt aber der Olymp damals wohl schon längst allgemein als Göttersitz für den Himmel und die Pythagoreer blieben also der nationalen Phantasie im allgemeinen getreu, indem sie den äußersten Kreis des Himmels nannten. Wir wünschten daß auch Böckh dies billigen möchte. Es steht bey Stobäus nicht, daß zwischen dem Centrum und dem Olymp sich zehn Körper bewegen, sondern nur, daß um die Mitte zehn Körper gehen. Das Feuer aber zu oberst, wovon die Stelle spricht, ist nach Böckhs eigener Erklärung von der Durchdringung der Weltseele, wenn nicht der Aether dieses zweyte andere Feuer ist. Der Berichterstatter schickt die Bemerkung von dem doppelten Feuer im Centrum und der Grenze voraus im allgemeinen, und nennt dann das einzelne offenbar vollständig noch einmal zusammen, daher er auch das Centrum wieder erwähnt. Auch soll in der ganzen Stelle wohl offenbar nur die Welt beschrieben werden, nicht was außer ihr ist, mit. Was die *εἰλικρίνεια τῶν στοιχείων* im Olymp sagen wolle, bleibt in jedem Falle auch sonst ungewiß, aber möglich wäre doch, daß in dem Göttersitze Alles vollkommener wäre als z. B. hier, und so etwas dem Ausdruck zum Grunde läge, dieser Diakosmos sey den Elementen nach der vollkommenste. Wenn nun endlich alle diese zehn Körper, auch der Kreis der *ἑοῖ*, um das

Centralfeuer und den Sitz des obersten Gottes den Chortanz halten, so ist wohl das festliche Tanzen des Chors um den flammenden Opferherd aus dem Cultus in einem großartigen Bilde auf die Welt übertragen. — Der Verfasser, damit wir weiter gehen, handelt nunmehr von der Seele und der Seelenwanderung, woben wir ebenfalls einige Bemerkungen machen möchten. Die Seelen sind lichtartig und Theile der durch den Himmel verbreiteten Weltseele; aber die Götterseelen gingen unmittelbar aus dem Centralfeuer hervor, daher die *ἑστία τοῦ παντός* heißt *μῆτηρ θεῶν*, während die Menschenseelen aus dem Sonnenlicht dem Abglanz des Centralfeuers abgeleitet werden, welches letztere auch der Verf. schon bemerkt. Und hierher gehört was Aristoteles sagt, daß einige die Sonnenstäubchen, andere das diese bewegende für Seele gehalten hätten. Es ist dies ein Beispiel, wie Einheiten sich vom Ganzen sondern und besondere Zahlen bilden. Ferner ist sicher, was auch der Verf. ausführt, daß man zwey Theile der Seele unterschied, den vernünftigen und animalischen, von denen dieser im Herzen jener im Gehirn, wie Philolaus deutlich sagt. Denn daß die Seele vom Herzen zum Gehirn reiche, ist an sich nicht unwahrscheinlich, wie ja auch die Weltseele vom Centro durch den Himmel geht. Wenn nun aber der Verf. weiter der Meinung ist, daß der unvernünftige, animalische Theil aus der Verbindung der Seele mit dem Körper von den Pythagoreern abgeleitet worden, so können wir uns davon auf keine Weise überzeugen. Denn daß die Existenz der Seele im Körper an gewisse Organe geknüpft wird, oder genauer, daß der eine Theil der Seele im Herzen, der andere im Gehirn sitzt und wohnt, daraus folgt für jene Behauptung offenbar nichts, und auch sonst ver-

wickelt man sich in unaufblöbliche Schwierigkeiten, indem bey der Wanderung und Existenz außer dem Leibe immer der eine Theil verlohren ginge. Richtiger wohl stammen beide überhaupt aus der Weltseele ab, wie auch bey Platon die Seele gleich ursprünglich einen doppelten Theil hat; wenn sie wirklich hierin etwas vom Körper ableiteten, so konnten dies nur die individuellern Modificationen seyn, die durch den Körper eingebildet würden, nicht aber ein ganzer Bestandtheil. Was ferner die Seelenwanderung anlangt, so war dieselbe offenbar kein altgriechischer Gedanke, da sie in den alten Mythen und Dichtern nicht vorkommt, sondern die natürliche Ansicht der Hellenen war, daß die Seelen in der Unterwelt bleiben und mit wenigen Ausnahmen nie wieder zu Tage gekommen. Daher ist Ref. der Meinung, daß die Lehre durch Anregung von Außen unter den Griechen entstanden und ausgebildet worden. Pherecydes kannte sie und ohne Zweifel sang auch die Secte der Orphiker von derselben in ihren epischen Liedern, woher auch Pindar dieselben haben muß. Denn Pindar behandelt sie offenbar als beglaubigten Mythos, und das konnte er nur, wenn er sie aus Orphischen Liedern nahm, deren Ideen für alt galten wegen des Namens des Orpheus. Bey den Pythagoreern hing sie wohl auch durch den Begriff der Reinigung am natürlichsten mit ihren übrigen religiösen und ethischen Ansichten zusammen. Des Vf's. Darstellung läuft nun darauf hinaus, daß dieselbe hier mit dem Begriff der Seele in Disharmonie stehe, auch sonst in sich nicht recht zusammenhänge. Es ist aber sehr unwahrscheinlich, daß die Pythagoreer nicht sollten vermocht haben, eine solche Lehre organisch zu verknüpfen und in sich zu gestalten, und was der Verf. anzuführt, hat uns durchaus nicht überzeugt. Das

Geknüpftseyn der Seele an gewisse Organe des Leibes, wie der Verf. es nennt, war den Pythagoreern, wenn sie anders klar darüber dachten, doch schwerlich etwas anders als daß vielleicht die Gestaltung dieser Theile in näherer Verbindung mit der inwohnenden Seele stand, auch diese ihrerseits sich leichter bewegen konnte in dem wohlentwickelten Orte. Sonst kam die Seele ihren zwey Bestandtheilen nach von außen, und im Körper wurden ihr nur etwa die individuellen Gefühle eingebildet. So sehen wir also hier keinen Widerspruch. Zwentens wenn gesagt wird daß die Seelen in der Luft schwebten, und sie nun doch auch in der Unterwelt gewesen seyn müssen, so vereinigt sich auch dieses unschwer. Nach des Ref. Ansicht schweben nämlich in der Luft alle Seelen, die bestimmt sind in Körper einzugehen, und wenn in Orphischen Liedern stand (Aristot. d. Anim. 1, 7) daß die Seele aus dem All vom Winde bey dem Einathmen in den Körper getragen werde, so ist dies im Allgemeinen dasselbe. Erstlich also sind in der Luft die noch nicht in Körpern gewesenen Seelen, die in Sonnenstäubchen von der Sonne auf die Erde sich senken; nach dem Tode werden diese aus dem Körper geführt in das Reich der Persephone, das die Pythagoreer ohne Zweifel verehrten, und hier bringen sie eine bestimmte Zeit zu, bey Pindar eine heilige Ennaeteris, und die Pythagoreer hatten wohl auch bestimmte Zahlen. Dann heraufgeführt schweben sie abermals in der Luft, bis sie in Körper eingehen. Nach vollendeter Seelenwanderung werden die reinen Seelen in die Höhe geführt, und leben vermuthlich auf den Planeten, zunächst den Göttern die auf dem Fixsternenhimmel wohnten, wie die Menschenseelen auf der Erde. So haben wir wieder die drey Diakosmen des Philolaus. Da sich also eine

völlig zusammenhängende Vorstellung aufstellen läßt, die nichts gegen sich hat und mehrere Data für sich, so ist des Verfs. Urtheil auf jeden Fall vorschnell. Wie überhaupt dieser letzte Theil des Buches uns ebenfalls nicht reich zu seyn scheint an neuen Resultaten. Den Schluß macht eine genügende Nachricht von der Ethik, zusammenstellend das Wesentliche, wie es im allgemeinen auch schon bekannt ist. Mit Interesse erwarten wir die neue Geschichte der Philosophie von Hrn. Ritter, welche die Vorrede ankündigt.

P a r i s.

Chez Tilliard freres: Description des Objets d'Arts qui composent le cabinet de feu M. le Baron V. Denon. 1826. Drey Abtheilungen. Monuments antiques, historiques, modernes; ouvrages orientaux etc., par L. J. J. Dubois. S. V u. 307. Tableaux, dessins et miniatures, par A. N. Perignon. S. IV u. 218. Estampes et ouvrages à figures, par Duchesne Ainé. S. VI u. 216.

Wohl Keiner der unzähligen Einheimischen und Fremden, welche die in diesen Catalogen registrierte Sammlung besucht haben, die ihr berühmter Besitzer mit so viel Freundlichkeit und guter Laune zu zeigen wußte, wird sich ohne ein immer wachsendes Erstaunen über die ungeheure Mannigfaltigkeit und Vielartigkeit der vom ganzen Erdboden hieher versammelten Kunstproducte der verschiedensten Völker darin umgesehen haben. Hier ein japanischer Göze, daneben eine griechische Base, weiterhin ein mumificierter Fuß, der nach Denons Versicherung einer Venus würdig gewesen, oder ein menschlicher Embryo nach Art einer Mumie eingewickelt, dann etwa ein merkwürdiges Bild von Giotto, ein angeblicher Al-

brecht Dürer, ein Andrea del Sarto, ferner eine Büste von Napoleon, von Falma, neben einem Amon-Re oder Ptah aus Terracotta, oder ein Cahier von Zeichnungen, Skizzen, Karriaturen von Denons Hand unfern eines Schrankes mit Götzen von den Südsee-Inseln, und Tausenderley der Art auf eine bizarre Weise zusammengestellt bildeten diese wunderbare und seltsame Sammlung. Ref. muß sich indessen selbst anklagen, daß er in diesem ungeheuren Allerley nicht so sehr die Empfindung, die gesammte Kunstgeschichte, und nebenbey auch Weltgeschichte, vor Augen zu haben, genossen hat wie es Andere von sich aussagen, eine dumpfe Betäubung, aus welcher selbst die wihigen Bemerkungen des Besitzers und der Eifer so vieler jungen Engländerinnen Alles recht gründlich zu betrachten ihn nicht zum wahren Kunstgenusse zu wecken vermochten, machte es ihm auch bey mehrmals erneuter Beschauung unamöglich, nur ein Kunstwerk mit der gehörigen Sammlung und Anspannung des Geistes zu betrachten und in sich aufzunehmen. Um desto mehr freut er sich, daß die vorliegenden mit Gelehrsamkeit und Geschmac und nach einem wissenschaftlichen Plane ausgearbeiteten Kataloge (die ägyptischen Alterthümer sind nach Champollions Systeme angeordnet) das Andenken dieser Sammlung und vieler darin enthaltener merkwürdiger Stücke auch nach der Versteigerung und Zerstreung derselben erhalten werden, und vielleicht gibt das Werk, für welches Denon viele Stücke seiner Sammlung lithographieren ließ, und das nun auch nach seinem Tode erscheinen und eine Art Encyclopédie Monumentale bilden soll, noch einmal Gelegenheit, von manchen der interessantesten Gegenstände zu sprechen.

K. D. M.

G e t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

Den 28. May 1827.

W i e n.

Bey J. C. Wallishäuser: Peter Suchenwirth's Werke aus dem vierzehnten Jahrhunderte. Ein Beitrag zur Zeit- und Sittengeschichte. Zum ersten Male in der Ursprache aus Handschriften herausgegeben, und mit einer Einleitung, historischen Bemerkungen und einem Wörterbuche begleitet von Alois Primmisser, Custos des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes und der k. k. Ambraser-Sammlung zu Wien. 1827. LIV u. 392 Seiten in gr. 8., nebst einem mit 14 Wappen verzierten Titelkupfer.

Schon der Name Suchenwirth, bey dem man nicht an das bekannte cantores amant humores zu denken hat, kündigt einen wandernden Dichter an, der nach alter Sitte, von Hofe zu Hofe, von Burg zu Burg zog, und bey Fürsten und Herren gastfreundliche Aufnahme suchte und fand. Ein solcher war auch Peter. Mit der Kunst zu dichten verband er aber, nach einer viel spätern Sitte, die Kunde der Wapen. Er lebte zu Wien in der zweyten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, wahrscheinlich noch im Anfange des funfzehnten, weit also entfernt von jenem Frühlinge der mittelhochdeutschen Poesie, auf den, bey nahe unmittelbar, ein frostiger Winter folgte. Von diesem Winter Blumen und Nachtigallen

F [4]

verlangen, wäre verkehrt; das was er uns bictet verschmähen, wäre es nicht minder. Die spätern Dichter stehen an Geist und Kunst tief unter den frühern; aber sie haben dessen ungeachtet einen nicht unbedeutenden Werth, einen höhern wohl für die Nachwelt als sie für ihre Mitwelt hatten. Erstlich geben sie ein treues Bild der Zeit, in der sie lebten, wie weder Urkunden noch auch lateinisch geschriebene Chroniken, so höchst schätzbar in anderer Hinsicht beide auch sind, zu geben vermögen; und daher sind sie jedem herzlich willkommen, der in der Geschichte nicht bloß Zahlen und Begebenheiten sucht, sondern Handlungen, und Menschen wie sie lebten und lebten. Zweytens sind sie von der größten Wichtigkeit für die Kenntniß der Sprache, in welcher früheres und späteres durch unendliche Zwischenglieder zusammenhängt, deren keines für den historischen Sprachforscher unbedeutend ist. Herr Custos Primisser verdient daher für diese Herausgabe der Werke Peters Suochenwirt den besten Dank, und verdient diesen um so mehr, da es bey Arbeiten dieser Art nicht darauf abgesehen seyn kann, beschriebenes Papier in klingende Münze umzusetzen. — Gedruckt war von des Suochenwirt Werken bisher nur das wenige, was Docen in der 'Sammlung für altd. Lit. und Kunst' und Schottky in dem 'Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst (Jahrg. 13. № 35. 41. 83)' bekannt gemacht hatten. Eines der vorzüglichern Gedichte, der widerteil, steht zwar in dem Liedersaale des Freyherrn von Laßberg (B. 3. S. 57—67); da aber dort die Zeile, welche den Namen des Bfs. enthält, anders lautet, so kann dieses Gedicht erst jetzt dem Suochenwirt zugesprochen werden, wenn man den Liedersaal, der Hn. Primisser wohl nicht zur Hand war, mit dem vergleicht, was in dieser Ausgabe S. 88—92 sich findet. Statt 'von dannen eilt ich Suochenwirt' heißt es näm-

lich im Lieberfale 'ich ilt von dan mit sneller giert'. Ob auch das Gedicht, der würfel (Liederfal 3, 231), dem Suochenwirt gehört, und mit dem in Hn. Primiffers Einleitung S. L. erwähnten einerley ist, muß fürs erste unentschieden bleiben.

Die Einrichtung des Buches, das wir hier anzuzeigen haben, ist folgende. Es enthält, nach einer Einleitung, in welcher 1. von dem Dichter und seinen Werken, 2. dem Ritterleben des vierzehnten Jahrh., wie es sich aus des Suochenwirt Schilderungen darstellt, 3. der gegenwärtigen Ausgabe, und den dabey benutzten Handschriften, gehandelt wird, auf S. 1...152 des Suochenwirt Werke, oder, wie er sie selbst nennt, reden, 46 an der Zahl, zur einen Hälfte Ehrenreden auf merkwürdige Personen seiner Zeit, zur andern Hälfte Lehr- und Strafreden. Darauf folgen Verbesserungen und Lesarten, dann Anmerkungen, und zuletzt ein Wörterbuch. — Dem Abdrucke der Werke des Dichters liegt die beste Handschrift, die aufzufinden war, zum Grunde; sie wird in den Anfang des 15. Jahrh. gesetzt; drey andere Handschriften wurden verglichen. Eine sorgfältige Untersuchung der Verbesserungen und Lesarten (S. 153 bis 170) gibt die Ueberzeugung, daß der Herausg. sich die größte Treue und Genauigkeit zur Pflicht gemacht hat. Die Buchstabierweise der Handschrift ist beybehalten; und wenn man als ausgemacht annimmt, daß es die Buchstabierweise der Zeit war, so wird man auch zugeben müssen, daß diplomatische Gewissenhaftigkeit dieses forderte. Metrische Verbesserungen, gegründet auf die Regeln die der Suochenwirt befolgte, und mithin so zuverlässig als irgend eine Handschrift nur seyn kann, bleiben dem kundigen Leser überlassen.

Der Suochenwirt erscheint in seinen Werken durchaus als ein guter, verständiger, welterfahrener Mann; übrigens ohne gelehrte Kenntnisse, und auch mit den frühern Dichtern, unter denen er

nur Conrads von Würzburg gedenkt, wenig oder nicht bekannt. An Freyheit und Kräftigkeit des Gemüthes steht er über seinem Zeitgenossen und Landsmanne, dem milzfüchtigen, trockenen Zeichner. Sein Vortrag ist, besonders wenn er, wie z. B. von den wilden Zügen nach Lithauen und Preußen, als Augenzeuge spricht, lebendig, und die Einkleidung sinnig und zierlich: so in R. XI. XXII. XXV. XXVIII. Seine Ehrenreden führen ihn von einem Ende unseres Welttheiles zum andern; und über die Kreuzzüge gegen die Preußen und Lithauer, so wie über die Kriege Eduard III. unter dessen Fahnen auch Deutsche auf französischem Boden kämpften, theilt er einzelne Nachrichten mit, die vorher unbekannt waren, oder das Bekannte aufklären und bestätigen. In der ritterlichen Tapferkeit eines Chreuspeckh, Hans von Traun u. A. erscheint uns ein Abglanz der alten Heldenzeit. Dagegen werden aber auch bittere Klagen erhoben, daß der alte ritterliche Geist verschwinde, Minne und Ehre ihre Herrschaft verlohren, träges, thatenloses Leben (verlegenheit) und Habsucht (gitekeit) einreise, hochgewürzte Speisen (der pfefferman) und unziemliche, widersinnig einpressende Kleidung Geist und Leib erschlaffen. Die Fürsten werden zur Einigkeit ermahnt, und mit treuer Freymüthigkeit gewarnt, ihre Unterthanen durch drückende Steuern nicht auf das Aeußerste zu bringen, und zu Aufstand und Empörung zu reizen u. s. w.

Die Verse sind meistens die in den maeren gewöhnlichen Reimpaare mit vier Hebungen bey dem stumpfen und drey Hebungen bey dem klingenden Reime. In wie fern diese Ansicht mit dem, was S. XXII gesagt ist, zusammen trifft oder ihm widerspricht, kann hier nicht erörtert werden. Einige reden sind kriuzwise getilhet, d. h. die erste Zeile reimt mit der dritten, die zweyte mit der vierten. Eine wunderliche Rün-

steley ist in N. 43 angebracht, auf die in einer besondern Nachschrift, die hier aus Versehen wie Verse gedruckt ist, aufmerksam gemacht wird; röt reimt auf tór, las auf sal, bol (st. wol) auf lob ic., und das heißt eine rede mit verkérten worten. Eine andere Kunstley zeigt sich in N. 44, überschrieben: 'die red ist equivocum'; hier hat der Reim immer dasselbe Wort aber in verschiedenenem Sinn, man (Mensch) reimt auf man (mahne), wilt (willst) auf wilt (wild), tór (Narr) auf tor (das Thor). Daß hierbey gar oft die Länge und Kürze der Vocale unbeachtet bleibt, für die der Suochenwirt überhaupt kein Ohr hat, läßt sich leicht denken. Ein ähnliches Kunstwerk findet sich im Liedersal, B. 3. S. 241.

Die Anmerkungen des Herausg. (S. 170 ... 308) sind größtentheils historische Erläuterungen, wobey auch auf die Heraldik Rücksicht genommen wird, und der darauf verwandte Fleiß verdient den besten Dank der Leser. Möge bald eine ähnliche Ausstattung einer aus den Handschriften bezichtigten Ausgabe der Chronik Ottocars zu Theil werden; sie verdient es, und bedarf es.

Die Spracherläuterungen sind fast insgesammt in das Wörterbuch verwiesen. Ehe wir aber etwas weiteres über dasselbe sagen, wird es nicht unpassend seyn, einige Bemerkungen voranzugehen zu lassen, die sich theils auf die Berichtigung und den Sinn des Textes, theils auf die Sprache des Suochenwirt beziehen. S. 6. Z. 115 ist hinter schatz ein Semicolon und hinter eisen ein Punct zu setzen (mir eiset abe oder von einem d. vgl. Meistergesangb. 43. a.) S. 9. Z. 104 hat die Hf. der Hofbibl., wie der Vers verlangt, richtig cherg miter (mit der) milde. S. 10. Z. 207 war das 'ron ungewon' der Hf. nicht zu ändern; der Dichter meint die in den Wäldern liegenden Baumstämme; vgl. Z. 217. Dem gemäß ist mithin auch das was S. 356 im Wörterbuche

steht zu bessern. S. 22, Z. 190 ist wegen, das in der Hf. steht, das einzig richtige; auch S. 38, Z. 325 muß st. waeg stehen weg. S. 27, Z. 39 muß das Punct, das hinter heide steht, die folgende Zeile schließen, und Z. 44 gelesen werden gewent. Mit maneger tugent er wirdet ritterleichen nam. S. 33, Z. 257 ist ohne Zweifel zu lesen weilen in, und S. 58, Z. 116 den st. der, so wie Z. 128 chümt (Halsgeschirr, Tragband); denn chümt kann weder für kunder stehen, noch würde dieses Wort hier an seiner Stelle seyn. S. 59, Z. 224 streicht die Hf. so mit Recht aus. S. 74, Z. 12, so wie S. 78, Z. 224 steht sendeu und grozen als Neutrum (Mascul. S. 160 ist wohl Schreibfehler) vollkommen richtig. S. 79, Z. 280 l. minne st. minn-; S. 81, Z. 48 wolkeniert. S. 84, Z. 338 muß gelesen werden So müesten helde waehen ein fürst mit gab ein vrau mit gunst (di zwai di tewren ritters chunst), und waehen ist im Wörterbuche als transitives Vollwort aufzuführen. Die Rede XXVI, der S. 285 ein geheimnißvoller Ton beygelegt wird, geht offenbar auf ein Liebesverhältniß, wie die in den Minneliedern so häufig vorkommenden merker und melder zeigen. Man vergleiche damit Lieberf. B. 2. S. 293, wo dieselbe Alogorie viel weiter ausgesponnen ist. S. 89, Z. 110 muß hinter muot ein Semicolon stehen, und Z. 116 ist zu lesen da bi so lat er keine er lob ir (andere Verbesserungen, die sich für diese Rede aus der Vergleichung des Abdruckes im Liebersal ergeben, gehören nicht hierher). S. 95, Z. 202 bedarf swort keiner Aenderung. Es steht für swarte, und das S. 161, so wie 380 das für aefeste und durch Bart (S. 146, Z. 16 part) erklärte swort ist wohl auf keine Weise zu rechtfertigen. S. 97, Z. 87 l. an sich selben. S. 101, Z. 118 ist rümp tzuo sicher nur verschrieben oder verlesen statt nimpt zuo (so schreibt die Hf. f. S. 143 b) und die ganze Redensart ironisch, vielleicht sprichwörtlich. Das im Wörterbuche aufgeführte rumpen läßt sich schwerlich belegen. S. 103 schließt der Satz mit Z. 15, und das vorhergehende Semicolon ist zu streichen, so wie auch die Erklärung von durchgraete zu bessern, vgl. Lit. XIV, 17. 52. Entzikleicher S. 134, Z. 873 wird wohl emzicleicher heißen müssen, so wie S. 145 u. 146 statt der froind sin zu lesen ist der frömd sin,

noch durch die S. 379 gegebene bestrebende Erklärung weggelassen. S. 148, 3. 28 ist statt schon einzelt zu lesen schon einzelt und einzelt im Wörterbuche zu tilgen. — Was den Inhalt von R. XLV betrifft, so kommen dergleichen Späße mehr vor, z. B. Fragm. XIV (in Th. 3 der Müllerschen Sammlung), Lieberf. 2, 385. Mit R. XLVI ist Fragm. XXXIV, so wie auch Minnes. 1, 185. b. zu vergleichen. — Zur Chorographie und Chronographie der Sprache ist folgendes zu bemerken: a steht häufig für o, sargen, wart für sorgen, wort; au für ü, so wie für ou, bisweilen auch für ä; eu, wiewohl oft an der unrichtigen Stelle, für iu; ei für i, auch im Adj. der manleich muot, ir weipleich stete (S. 30. 114), sey (sie), fogar ezzeich (Eßsich). Statt des anlautenden b steht gewöhnlich p; statt w, h, so daß beg (weg) verkehrt auf geb reimt (S. 145); statt des anlautenden b wird f geschrieben, werfen statt werhen. Die Partikel er lautet, der südbösterreichischen Mundart gemäß, der, anzerbelt (außerwählt). In Dat. wird von iuch Accus. noch richtig unterschieden; gekeret wird in gekart gefürzt (S. 40. 43. 45). — Zusammen gesetzte Wörter aller Art sind bey dem S. nicht selten, und mehrere darunter merkwürdig: rückebaere, rückbar (nach dem Rücken hin), der pribejac, der tröstbejac, durchgraete, durchkiesche (S. 142. a), inhitzic (33. a. 131. b), er was ein überheldescraft, timmerlute (bumpstönend), der pfefferman (die hochgewürzte Koffi), wundenmüede, winkelraeze, winkelhalb, der vrideschild (6. a) der schërmschild, der riterssügen (37. b), daz steingeschürreze (37. a) eben-sleht, diu grimmetät, der himelvan (32. b), der wintvanc, himelvar (licht), nebelwolkenvar (54. a), manheitwaeh (59. b), misvart (37. a), örzêche (diu zêche, der Holzbock, vgl. Frisch und Brem. Wörterb. Th. 5. S. 47), allerzirkelhaft (allumkreißend); her hindenblöz, her schandengram, adelgær u. a.; spar-daz-gelt was dâ vermiten. — Das Wörterbuch (S. 309 — 392) ist ziemlich vollständig, und enthält auch — mit vollem Rechte — die Personen- und Ländernamen. Hin und wieder stößt man zwar auf manches, das der Stufe, auf der unsere Kenntniß der alten Sprache gegenwärtig steht, nicht so aemäß ist als man wohl wünschen möchte; allein da wir einiaes der Art bereits angebeutet haben, und eine in das Einzelne gehende Musterung außer den Grenzen einer Anzeige liegt, so beschränken wir uns darauf, nur eine kleine Anzahl von Wörtern auszuzeichnen, die von dem Vf. dieses Wörterbuchs und andern Kennern der alten Sprache beachtet zu werden verdienen. Dahin gehöret gleich zuerst der alp. Dieser Truaggeister (denn 'bedecken' kann 'triegen' nicht heißen) begegnen

uns immer mehrere, seit die Brüder Grimm in den Elfenmädchen (Einl. LVI) sie aus Nacht und Nebel hervorgerufen haben. Ueber auwerin, so wie über die Wollwörter brüchen und brucken sind wir noch nicht im Klaren. Gebent kann weder das Partic. von hanen seyn, noch, wenn es zu dieser Wurzel gehört, mit é geschrieben werden. Sagte man die stráze, die ban benen, oder ist gebert zu lesen? Diu baere (S. 4), diu hiet (38. b), das Schwören bey Gottes Bart, Haar, Haupt, Herz, Glied (119. a), das Wollw. ich bile (bey dem sich Hr. P. durch das Wörterbuch zum Tristan irre leiten läßt), diu bruns st. brunst 136. b), úf den smalen grif (um nur kleine Vögel zu heizen 58. b) gumolf (S. XLV), das auch Frauenlob braucht, sind nicht zu übersehen. Ist sunder haz (34. a) Abkürzung der vollständigen Redensart daz lieze ich sunder haz? Innerkeit (64. b), innerlichen (91. b) setzen ein inneric voraus. Der hésche ist der Schluchzen, und hurtá nicht Hurrah sondern Imperat. von hurten; was aber ist kawr, knawr (53. a)? Bey dem Worte kipper brauchen wir Hn. Pr. nur an den von ihm selbst heraus gegebenen Witerolf zu erinnern (84. b. 87. b. auch Geo. 42. b), um die Ableitung von kip abzuweisen. Verkoufen, verlustig gehen (132. h), verdient eine Stelle im Wörterbuche. Lán (oder lan?) ist schwerlich die Lahne, litz vielleicht gleichbedeutend mit glitz. Medel, Dimin. von made, und der alte Instrumentalis in mit nihtiu sind zu merken, diu ram oder rame und der râm (Augenmerk, Wils. 2, 32. b) zu unterscheiden, und gerat (schnell, angeleh. rath, wovon anderwärts das Wb. gerade vorkommt) einzuschalten; auch ich entrütte (37. b), diu schidunge, (bey Notk. skidunga und skédunga von skidón), spelte (das hier, vermuthlich im Vertrauen auf das Wörterbuch zum Tristan, wo aber weder Geschlecht noch Erklärung des Wortes begründet sind, als Femin. aufgeführt wird) sind nicht zu übersehen. Maezikeit bint úf die spen wird erklärt, aber die Erklärung ist in mehreren Hinsichten bedenklich. Ist schewtz (130. b) daz schiuheze, schiuze? Tobel hat keine Schwierigkeit; es bedeutet weder Opal noch Topas, sondern Wald: so ist auch geteute kein Eigename, sondern Narrentreibung (Eiebers. 2, 262. 252). Aber Aufklärung bedarf noch gevieret (42. b), diu viz (45. a). Zamen, ein zehen (143. h). wecken (wecht 121. b) ist nachzutragen, und wégen (leiten, XI, 325) von dem starken Wollworte wégen (nicht waegen) abzuondern. Ziugen heißt anschaffen; daß es auch ohne ein beygesetztes Object gebraucht wird, lernen wir aus S. 81, 3. 33; daß es aber weben, Zeug wirken bedeutet, wird sich schwerlich beweisen lassen.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. Stück.

D e n 31. M a y 1 8 2 7.

L o n d o n.

Bey Murray (gedruckt zu Cambridge mit academischen Typen): *Inscriptiones Graecae vetustissimae. Collegit, et observationes tum aliorum tum suas adjecit Hugo Jacobus Rose, M. A. e coll. S. S. Trin. apud Cantabrigienses. 1825. in 8.*

Der Inhalt dieser Sammlung ist folgender. Prolegomena, welche größtentheils von der Geschichte der griechischen Schrift handeln. 1. Classe: Inschriften, welche *βοιωτογραφίδες* oder von der rechten zur linken geschrieben sind. 2. Cl. Inschriften, die auf die gewöhnliche Weise geschrieben, aber sonst durch Alter und Form der Buchstaben merkwürdig sind. Cl. 3. Vor-Euklideische Inschriften aus Attika, erstens solche, deren Alter sich genau bestimmen läßt, dann diejenigen, bey denen dies nicht der Fall ist. Cl. 4. Jüngere Inschriften mit dem Digamma. Hier werden des verwandten Inhalts wegen an einige Orchomenische, Tanagraische, Thebanische Inschriften, welche das Digamma zeigen, mehrere

G [4]

Decrete von Korhyra, Akarnanien, Delphi, Akragas, und um der Herkunft und des Dialects willen andere Orchomenische und Böotische Denkmäler angeknüpft. Cl. 5. Inschriften aus der zunächst auf den Archon Eukleides folgenden Zeit. Cl. 6. Unechte oder zweifelhafte Inschriften (unter denen indess die meisten mit Unrecht hier stehen). Der Anhang enthält Auszüge aus den Schriften größtentheils Englischer Gelehrten, welche mitgetheilte oder erwähnte Inschriften betreffen, und zweitens von Neuvens und Dobree gefertigte sehr genaue Copieen der zu Cambridge im Trinity-College vorhandenen griechischen Inschriften. Der Grund, welcher Hrn. Rose bewogen, gerade diese Inschriften zusammen herauszugeben, liegt seiner eigenen Angabe nach darin, daß besonders diese zur Kenntniß der griechischen Sprache beytrügen, für welche allerdings die Inschriften um so wichtiger sind, je älter sie sind, und je mehr sie Perioden angehören, aus denen uns sonst wenig schriftliche Aufzeichnungen zugekommen sind. Indess läßt sich doch das Archontat des Eukleides, wenn auch mit ihm bedeutende Veränderungen in der Schrift der öffentlichen Denkmäler in Athen eintreten, schwerlich als Epoche für die philologische Wichtigkeit der Inschriften betrachten. Hr. Rose legt großes Gewicht darauf, daß seine Inschriften zum großen Theil *inedita* seyen, was freylich für uns Deutsche, in deren Hände die ersten beiden Hefte des *Corpus inscriptionum* eher als das vorliegende Werk gekommen sind, nur wenige sind; er ist verdrießlich, daß Hr. Prof. Osann ihm in der Herausgabe vieler sehr bedeutenden Stücke zuvorgekommen, und indem er ihm eine unerlaubte Benützung Rosischer Copieen für die *Sylloge inscriptionum* vorwirft, beginnt er einen Streit, der auf jeden Fall, wie es immer mit der Rechtmäßigkeit dieser Benützung

stche, als eine illiberale Zänkerey eingeleitet ist. Was nun die Abschriften betrifft, welche Hr. Rose herausgegeben, so sind diese größtentheils recht gut; besonders die von Steinen, welche sich in England befinden. Hier konnte der Herausg. seine Copieen immer wieder mit den Originalen vergleichen, und ihnen, wenn er es sich angelegen seyn ließ, eine Genauigkeit geben, welche dem Reisenden unerreichtbar ist, der seine Abschrift etwa nur noch einmal, wie der Ref. gethan, nach Verlauf einer kurzen Zeit revidieren kann. Durch spätere Revisionen ist es auch gekommen, daß die Abschriften, die der Herausg. hier bekannt macht, nicht in allen Puncten mit denen übereinstimmen, die er der Academie zu Berlin früher mitgetheilt hat; meist hat indessen der Editor des Corp. inscr. durch Conjectur und Ergänzung schon gefunden, was hier nun diplomatische Bestätigung erhält. So liest z. B. dieser Gelehrte №. 141 B 3. 42 für APA . . . APATPON (ἀπαρπον), Herr Rose bietet APAT dar; 3. 34 hat Böckh ἔργαυατεvs ganz ergänzt, wovon Herr Rose acht Buchstaben gelesen u. dgl. mehr. Desser gibt der Herausg. jetzt die Unterstellung der Buchstaben genauer als früher. So sieht man aus dem Werke von Herrn Rose Taf. 24, daß in № 140 des Corp. inscr. der zweyte Theil der Inschrift gerade unter dem ersten steht, und die erste Zeile desselben drey Buchstaben von der zweyten, diese zwey von der dritten erhalten muß u. s. w. In der Inschr. Taf. XXIX bey Rose, № 144 bey Böckh, steht der Rose'sche Text jetzt der Chandler'schen und der Osann'schen Lesart näher als früher. Nicht immer jedoch kann Ref. dem Herausg. volle diplomatische fides zugestehen; in der Choiseul'schen Inschrift T. XX, im Corp. Inscr. № 148, kann das mehrmals an den unpassendsten Stellen vorkommende ΑΘΕΝΑΙΑΙΝΙΚΕΙ

(εις την δωδεκατην Ἀθηναία Νύκην), wovon Ref. nichts gesehen und was auch Böckh überall verworfen, Herr Kose schwerlich wirklich gelesen haben; überhaupt muß Ref. nach seinen Papieren gerade diese Copie an mehreren Stellen für Phantasie erklären. Doch ist die treue Mittheilung bey weitem die achtungswertheste Seite dieses Werks, und wenn man Copieen, wie die Rosischen, mit Abschriften, wie die Montfaucon'schen, Muratorischen u. dgl., vergleicht, so muß man der höhern Genauigkeit unsers Zeitalters alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Was nun aber die Behandlung der Inschriften anlangt, bey der ein inniges Verständniß des Inhalts mit der ergänzenden Critik immer Hand in Hand gehen muß, so erscheint hierin Herr Kose, so schätzenswerth auch sein Bemühen, doch lange nicht mit den Kenntnissen ausgerüstet, mit denen das Unternehmen der Academie zu Berlin ausgeführt wird. Auch äußert sich Herr Kose über sein geistiges und persönliches Verhältniß zu dem Berliner Gelehrten mit solcher Bescheidenheit nach der einen und Verehrung nach der andern Seite, daß der Gedanke einer Rivalität gewiß sehr fern von ihm liegt. In Deutschland indeß, wo der Inländer immer dadurch, daß er Inländer ist, neunzig pro cent an Werth verliert, der Ausländer in gleichem Maaße steigt, ist es gar kein unmöglich Ding, daß Herr Kose den Berliner Gelehrten als Muster vorgehalten werden wird. Indesß vergleiche man dann etwa nur *N^o. 140* bey Böckh mit *Cl. III Sect. 2 Inscr. 1 N^o. 1* bey Kose, wo dieselbe Inschrift fast unberührt gelassen wird, die dort, ungeachtet sich gar wenig davon erhalten hat, doch mit überzeugender Sicherheit aus Hilfsmitteln, die auch dem Engländer zugänglich waren, vervollständigt wird; wobey Sinn und Zusammenhang gewiß überall

aufgefunden sind, wenn auch hie und da eine kleine Verschiedenheit in der Schreibung Statt gefunden haben kann. Auch weiß Herr Rose über die Zeit der Verzeichnisse von Weihgeschenken, zu denen die angeführte Inschrift gehört, nichts zu sagen, und hat ohne Zweifel schon eine aufrichtige Freude empfunden, wenn ihm die scharfsinnigen Bestimmungen Böchs, wodurch diese Classe von Denkmälern in ein so erfreuliches Licht tritt, zu Gesicht gekommen sind. — Um so weniger wollen wir es tadeln, wenn Herr Rose sich überall, wo es nur geht, an fremde Auctoritäten anlehnt, und sehr häufig aus gedruckten Büchern, so wie aus brieflichen Mittheilungen englischer Philologen so wie deutscher Alterthumsforscher, große Stellen anführt; nur wünschte Ref. von brieflichen Eröffnungen immer nur das angeführt zu finden, was der Verf. selbst angenommen; Widerlegung von Privatmittheilungen erscheint indiscret und lästig. Oft versteht Hr. Rose auch offenbar den bündigen Ausdruck seines Correspondenten nicht gehörig, z. B. Cl. 2 I. 2 p. 56, wo der Letztere den Knoten gewiß nicht zerhaut sondern geschickt löst; nur ist die Stelle im Buche durch einen der leider sehr zahlreichen Druckfehler unklar geworden. Gar sonderbar aber ist es, daß der englische Gelehrte in der Böchschen Erklärung der Olympischen Helminschrift (Cl. 2 I 6 p. 67) einen *Zeus Τερόν* zu finden glaubt. Dem Ref. hat es auch keine Freude gemacht, seine Abhandlung über die Polias hier zum großen Theile abgedruckt zu finden, da dieselbe durch die meisterhafte Behandlung im *Corpus Inscriptionum* nun schon antiquirt ist (s. diese Anzeigen St. 40); am wenigsten aber erwartete er, der *petulantia* beschuldigt zu werden, weil er von einem französischen Reisenden Guilletiere sagt: *mentiri videtur*; Herrn Rose's (S. 151)

Verteidigungsrede: Guilletiero, quantum ego judicare possum, fides semper integra, zeigt, daß er von der Geschichte dieses Guilletiere und seiner Streitigkeiten mit Jaques Spon nichts erfahren. Auch würde er wohl die griechische Gelehrsamkeit des Architekten Wilkins, den Ref. übrigens sehr hochachtet und ihm wehe gethan zu haben bereut, unvertheidigt lassen, wenn er an die Erklärung der attischen Inschrift: ΑΙΔΕΙΣ-ΑΘΗΝΑΙ, welches W. α' ιδεΐς, 'Αδῆραι u. s. w. liest, sich erinnert hätte. Der Ref. kann sich hier nicht darauf einlassen, die oben gegebene Inhaltsanzeige näher auszuführen; er bemerkt bloß noch, daß zur petilischen Erztafel treffliche Bemerkungen des ausgezeichneten Philologen Dobree mitgetheilt werden, die mit der Behandlung der Inschriften im Corp. Inscr. völlig übereinstimmen (vergl. auch Append. p. 408); derselbe Gelehrte gibt auch manche gute Observation zu den Orchomenischen Inschriften, den Inschriften im Trinity-College, der Criffäischen und Leukadischen, die er scharfsinnig aber zu willkürlich behandelt, und vielen andern. — Da über die Prolegomena noch nichts bemerkt worden ist, so fügt Ref. hinzu, daß sie für den, welcher die Reihe der ältesten Inschriften im Corpus inscriptionum durchgegangen, wenig Neues darbieten, und die Irrthümer früherer Schriftsteller, denen das Material zu paläographischen Untersuchungen fehlte, zu weitläufig widerlegen. Zugleich schlägt Hr. Rose die Zeugnisse alter Grammatiker sicher zu niedrig an, indem er ihre Behauptung, man habe einst die Aspiraten KH, IH, TH geschrieben, geradezu verwirft. Die berühmte Inschrift ΗΑΙ ΔΙΟΣ ΕΚΙΛΗΑΝΤΟΙ für unecht zu erklären, fehlt es durchaus an genügenden Gründen; Böckh hat schon gegen Thiersch ihre Echtheit auf überzeugende Weise dargethan.

Doch werden Solche, welchen diese Studien weniger bekannt sind, die Zusammenstellungen des Verf. mit Nutzen brauchen können; auch ist die tabellarische Aufzählung der euphonischen Consonantenveränderungen am Ende der Worte, die in den ältern Inschriften ziemlich regelmäßig beobachtet werden (*ἐγ Βενδιδείων, ἐγ λιμένος, ἱερῶν χρημάτων, τῶν λογιστῶν, τῶν βωμῶν, ἐς Σάμω*) sehr zu empfehlen, sie kann manchem Philologen einen Begriff von der orthographischen Verschiedenheit unserer Texte der Auctoren und der ursprünglichen Handschrift — des Aeschylus z. B. — verschaffen.

R. D. M.

H a n n o v e r.

Bey Hahn: M. Fabii Quintiliani de institutione oratoria libri duodecim ad optimarum editionum fidem scholarum in usum curavit G. H. Lünemann. (Tomus V. der nova bibliotheca Romana classica) 1826. pars I. 261 S. p. II. 265 S. in 8.

Eine zweckmäßige Handausgabe vom ganzen Werke des Quinctilian fehlte lange, während das zehnte Buch einzeln oft bearbeitet ist. Die Ausgabe von Wolff (Leipzig 1816 u. 1821 in zwey Bänden) half diesem Mangel nicht völlig ab, insbesondere da sie wegen einer Menge von Fehlern und Ungenauigkeiten im Drucke als Schulausgabe nicht zu empfehlen ist. Der Herausg. erfüllte daher einen mehrfach ausgesprochenen Wunsch, indem er in seiner neuen Sammlung von Classikern auf den Sueton, Tacitus, Sallust nun zunächst den Quinctilian folgen ließ. Für die Wahl dieses Schriftstellers zur Erklärung auf Schulen ist in der Vorrede ein wohl zu beachtendes Wort geredet. Der Text ist nach der Spalding'schen Ausgabe abgedruckt, von welcher

der Herausg. jedoch an einigen Stellen abweicht. Die meisten derselben sind in den angehängten *notulae maximam partem criticae* angeführt, wo auch die vorgezogene Lesart gerechtfertigt wird. Außerdem enthalten diese Noten mehrere treffliche Erklärungen schwieriger von andern geänderter oder nicht recht verstandener Stellen z. B. 1. 3. 4. *quicquid illic possunt statim ostendunt.* XI. 3. 61. *Lupercalibus* und eigene Textverbesserungen, von welchen einige dem Herausgeb. von Hn. Director Grotefend (in Hannover) mitgetheilt sind. Vortrefflich ist unter andern die Conjectur 1. 4. 9. *qua tam carere possumus quam Psi non quaerimus*; (nur Claudius hatte diesen Buchstaben für nöthig gehalten) 1. 4. 25 statt *mille — mihi ille.* Wir erwähnen noch 1. 6. 31 *Potitii* (*Potiti*) und VIII. 3. 28. Daß hier das Wort *spinae* gegen das *Metrum* ist und hernach *elisit* geschrieben werden muß, ist schon in diesen Anzeigen 1826 St. 3 bemerkt. Mit den übrigen Verbesserungen an dieser schwierigen Stelle haben wir uns nicht befreunden können, weil wir J. Hufschke's Erklärung des Epigramms in der Hauptsache für völlig richtig halten, und an keine Bezeichnung wirklicher Gifte durch die Ausdrücke *min, al, tau* denken können. Nur an wenigen Stellen sind Vermuthungen neuerer Critiker in den Text aufgenommen. Auch in der Erwähnung derselben in den Noten ist sorgfältige Auswahl und eine dem Zwecke der Ausgabe entsprechende Zurückhaltung beobachtet. Die Druckfehler der Spaldingschen Ausgabe, worunter manche erhebliche und in anderen Ausgaben fortgepflanzte waren (z. B. VII. 6. 4. IX. 3. 49) sind sorgfältig berichtigt, und an Correctheit übertrifft diese Ausgabe alle früheren bey Weitem, wie dieses auch schon an den vorhergehenden Theilen dieser Sammlung sehr zu rühmen war.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

87. Stück.

Den 2. Junius 1827.

G ö t t i n g e n.

In der Dieterichschen Buchhandlung: die Lehre von den Giften, in medicinischer, gerichtlicher und policeylicher Hinsicht, von Dr. K. F. H. Marr, Professor der Heilkunde an der Universität Göttingen. Erster Band. Erste Abtheilung. Auch unter dem Titel: Geschichtliche Darstellung der Giftlehre. Erste Abtheilung. XXIV u. 270 S. in 8. 1827.

Die Toxicologie ist in neueren Zeiten von verschiedenen Gesichtspuncten aus mit Erfolg bearbeitet worden; aber trotz der vielen Lehrbücher, worin sie ausführlich vorgetragen ist, fehlt doch noch ein Werk, welches umfassend und kritisch zugleich das Ganze der Wissenschaft behandelte. Denn wer unbefangen einen Blick auf das bisher in diesem Fache Geleistete wirft, wird bald erkennen, daß es sich nach mehreren meistens einseitig befolgten Rücksichten zusammenordnen läßt. Entweder sind es nämlich bloße Sammlungen von Giftfällen, die nur mit Vorsicht dürfen benutzt werden; oder es sind Materialien zu einer

5 [4]

wissenschaftlichen Siftlehre, in denen besondere Richtungen, z. B. chemische oder physiologische vorherrschend erscheinen; oder es sind Hülfsbücher zum unmittelbaren Gebrauch des Practikers; oder es sind zerstreute Abhandlungen, die einzelne Gegenstände historisch, kritisch, didactisch verfolgen; oder es sind in systematischer Form verfaßte Compilationen aus den vorigen, die aber größtentheils ohne Selbstforschung und prüfende Auswahl zusammen getragen sind. Dem Verf., der bey seinen Untersuchungen über Ursprung und Behandlung der Contagien sehr oft in dem verwandten Gebiet der eigentlichen Gifte verweilen und auch in vielfältigen andern Beziehungen diese Lücke seines Fachs erfahren mußte, ward der Mangel eines Werks über Toxicologie, das auf jede Frage eine belehrende Antwort hat, recht fühlbar, und wie er selbst unternahm ihm abzuhelfen, verhehlte er sich die Schwierigkeit seiner Aufgabe nicht, und das Opfer vieler Jahre, welches ihre Lösung verlange. Als das Ziel einer solchen Arbeit dachte er sich ein Werk, welches die Wünsche, die aus dem Gesamtwissen und den Forderungen der jetzigen Zeit hervorgehen, befriedigte, welches auf der einen Seite den reinen Gewinn der bisherigen Beobachtungen und Erfahrungen, auf der andern die Anfänge zum Fortbilden und Weiterschreiten enthielte; welches also dem Arbeiter wie dem Denker, dem ausübenden Heilkünstler wie dem versuchenden Physiologen, dem Gerichtsärzte wie dem Staatsmanne willkommen wäre. Er unternahm diese Arbeit erst nach vielen Vorbereitungen und mit dem Muthe, der aus dem tiefgefühlten Bedürfnis, aus der Kenntniß von dem Gehalt und der Wichtigkeit seines Gegenstandes und aus dem Bewußtseyn hervorgeht in Verhältnissen zu leben, welche ihm die Erreichung mancher, nur

durch äußere Begünstigung zu erlangender wissenschaftlichen Vortheile möglich macht. Das Ganze zerfällt in drey Theile, den literarischen, den allgemein theoretischen und den speciell practischen Theil. Von dem ersten erscheint hier die erste Abtheilung, welche die Litterargeschichte der Giftlehre von ihrem Beginn bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts enthält. In der Vorrede wird der Inhalt der einzelnen Theile genauer angegeben, die Eintheilung selbst, die Weise der Behandlung, die innere und äußere Form der Darstellung näher bezeichnet und motiviert; wie auch die Hülfsmittel angegeben, welche der Bearbeitung zu Gebote standen. Es könnte auffallen, daß dem Litterarischen und Geschichtlichen so viel Raum gewidmet ward und hier kann nur die Ausführung selbst die getroffene Wahl rechtfertigen. Die Litteratur dieses Gegenstandes ist sehr groß und vielartig, aber bisher nur mit der größten Dürftigkeit und Mangelhaftigkeit behandelt worden. Doch auch ihr Inhalt ist bedeutend; viele trefflichen Beobachtungen und Ansichten sind in alten zum Theil vergessenen Schriften zerstreut; Vieles kommt in frühern vor, was in der neuesten Zeit als vorher unbekannte Erfindung gepriesen wird; Vieles lehrt erst gründlich die jetzt geltenden Systeme und die Basis unserer Einrichtungen kennen. Um dem Leser einen freyen Blick über die große Masse des Gesammelten zu gewähren, ist diese erste Abtheilung in 36 kleinere Abschnitte gesondert und jeder derselben hat eine allgemeine Einleitung, worin der Inbegriff, gleichsam als das Mark der zahlreichen ihm zugehörigen historischen Belege in bezeichnenden Zügen und Umrissen hervorgehoben ist. Die Belege selbst enthalten nähere Begründung der Facta, Angaben der Bücher und Quellen, Auszüge aus denselben, nebst Andeutungen.

zu ihrer critischen Würdigung. Die Behandlung hält die Mitte zwischen der chronologischen und systematischen. Das Ganze zerfällt nämlich in Perioden, wie sie auch die allgemeine Geschichte menschlicher Entwicklung verlangt und diese Perioden erhalten ihre Unterabtheilungen nach den einzelnen Rücksichten, die aus der Wissenschaft selbst sich ergeben. An der Spitze steht die Entwicklung des Begriffs von Gift, Vergiftung, Giftlehre und die Angaben der für sie nöthigen Hülfswissenschaften und Vorkenntnisse; dann folgen die ältesten Nachrichten über Gifte, Vergiftungen durch Waffen und durch öffentliche gesetzliche Bestrafungen; Selbstmord durch Gift, Giftmischeren und ihre verschiedenen Arten; Entdeckung derselben; Versuche an Menschen und Thieren; Verfügungen der Gesetzgeber, Strafen; Anwendung derselben als Heilmittel bey den Griechen; Kenntniß der römischen Aerzte von den Giften; die Jahrhunderte nach dem Untergange des römischen Reichs; Araber; Mittelalter; Mönchsmedizin, ihre Behandlung der Vergiftungen; Häufigkeit der Vergiftung unter dem Volk; Strafen für den Giftmord; Bearbeitung der Giftlehre nach der Wiederauflebung der Medicin im Abendlande; größerer Umfang der Gifte, neue Bereitungen; Anstoß zur besseren Bearbeitung der Gifte und angeregte Aufsicht auf den Giftverkauf durch die Carolina; Anwendung starker, giftiger Heilmittel; Versuche mit Giften an Thieren und Menschen im 16. Jahrhundert; vielfältige schriftstellerische Mittheilungen über Gifte und ihren Gebrauch aus diesem Zeitraume; Verbot einzelner Gifte; Anfang einer besseren Ausmittelung von geschenehen Vergiftungen; Erweiterung der Lehre durch Gutachten und Inauguraldissertationen; freyere medicinische Anwendung und Zuwachs der Gifte im 17. Jahrhundert; Zunahme

der wissenschaftlichen Bearbeitung der forensischen Lehre von der Vergiftung und strengere Aufsicht auf das Policeylliche; Versuche mit der Infusion; noch theilweise andauernde Vorurtheile über den medicinischen Gebrauch der Gifte; Angriffe gegen solche Meinungen; Zurücknahme des Verbots gewisser Gifte zum Arznegebrauche; mechanische Erklärung der Wirkungsart der Gifte und Gegengifte im 18. Jahrh.; gründlichere Bearbeitung der forensischen Lehre von der Vergiftung, Mitbenutzung der pathologischen Anatomie; Verbesserung der policeyllichen Einrichtungen, Verfügungen gegen absichtliche oder zufällige Vergiftungen; Erwähnung einzelner sehr berüchtigt gewordenen Gifte, Einfluß der sich ausbreitenden allgemeinen Cultur, besonders auch der besseren Bearbeitung der Naturgeschichte, Chemie, Arzneymittellehre, Physiologie und Pathologie auf die Toxicologie; Abnahme des Glaubens an allgemeine, durch ungewöhnliche Kräfte oder falsche physiologische Voraussetzungen wirksam seyn sollender Gegengifte; Läuterung der Begriffe über Liebe und Wahnsinn erregende oder Frucht abtreibende Gifte und Geheimmittel; Theilnahme gründlich unterrichteter Männer und gelehrter Gesellschaften an Untersuchungen über die Wirkungsart der Gifte und über ihr Vorkommen in einzelnen Ländern. Die Schlussworte deuten den Inhalt der Fortsetzung an. Ein Namen- und Sachregister ist zur Erleichterung des Gebrauchs dem Buche beygefügt.

E i s e n a c h.

Bey Bädeker: Practisches Handbuch des Styls der deutschen Prose, von Wilhelm Mejer, Doctor der Rechte, Lehrer am königl. Berg- und Forst-Institute zu Clausthal. 1826. 564 Seiten in Octav.

Unter den vielen Lehrbüchern des deutschen Styls,

mit denen wir seit Adelungs bekanntem Werke, also seit beynabe funfzig Jahren, versorgt sind, verdient dieses neue ein allgemeines Interesse zu erregen, weil es sich von allen frühern durch mehrere ihm eigenthümliche Vorzüge unterscheidet. Ein practisches Handbuch darf es sich wohl noch in einem andern Sinne als demjenigen nennen, den der Titel auszusprechen scheint, nämlich in dem Sinne, wie man den einen practischen Philosophen nennt, in dessen eignem Thun und Lassen die Theorie der vernünftigen Praxis sich spiegelt. Denn der Styl der deutschen Prose schwankt doch, ungeachtet aller Lehrbücher, in mehreren dieser Lehrbücher selbst, wie in dem größten Theile der deutschen Litteratur überhaupt, noch immer zwischen dem Gemeinen und dem Gezierten. In dem Style dieses neuen Lehrbuchs erkennt man fast überall die gebildete, edle und geistvolle Natürlichkeit, die, nächst der grammatischen Richtigkeit und der logischen Klarheit, die Grundlage aller nicht gemeinen und nicht gezierten Prose ist. Practisch in einer andern Beziehung ist dieses Hand- oder Lehrbuch, weil es vorzüglich zur Beförderung eines wahrhaft vernünftigen Geschäftsstils nützen soll, und zu diesem Zwecke allen jungen Geschäftsmännern, und auch wohl älteren, in Deutschland empfohlen zu werden verdient. Aber in eben dieser Beziehung mußte dem Verf., der selbst practischer Rechtsgelehrter ist, vieles daran gelegen seyn, das alte, unter den deutschen Geschäftsmännern noch immer herrschende Vorurtheil zu bestreiten, daß der Geschäftsstyl nur dem Herkommen zu folgen habe, und daß alle übrige Bildung dieses Stils nur zu der sogenannten poetischen Prose führe, die schon in sich selbst eine geschmacklose Affectprose ist. Er mußte zu zeigen suchen, und hat gezeigt, daß die Geschäftsprose sich nicht mit dem Herkommen ganz entzweyen darf, daß sie aber ihre eigentlich practi-

schen Zwecke auf dem Wege einer gebildeten Natürlichkeit besser erreicht, als durch geist- und geschmacklose Anhänglichkeit an alle herkömmlichen Formen. Mit Recht beruft er sich auf den französischen und englischen Geschäftsstyl, der von dem gebildeten Bücherstyle nur wenig abweicht, und gegen den der deutsche noch immer als barbarisch absteht. Aber alle Vorzüge dieses ausgezeichnet gemeinnützigen Handbuchs anzugeben, ist in den Schranken dieser Anzeigen kein Platz. Wir zeigen also nur summarisch den wesentlichsten Theil des Inhalts an. Durch eine ausführliche Einleitung werden die eben erwähnten Punkte weitläufig noch ein Mal zur Sprache gebracht, und die wesentlichen Eigenschaften der guten Prose, zum Theil übereinstimmend mit Adelung, aber in der genaueren Bestimmung der Begriffe oft weit von ihm abweichend, auf Klarheit, Präcision, Leichtigkeit, Schicklichkeit und eine vernünftige, den Verhältnissen angemessene Lebhaftigkeit zurückgeführt. Die Sprachrichtigkeit, bey welcher Adelung, als Grammatiker, sich ziemlich lange aufhält, wird hier, vorausgesetzt als etwas, das sich bey dem guten Style von selbst versteht; aber durchgängig ist bey der Erläuterung der Eigenschaften des Stils auf die deutsche Grammatik und die Eigenthümlichkeiten der deutschen Sprache sorgfältige Rücksicht genommen. Uebereinstimmend mit einem unsrer ausgezeichnetsten deutschen Grammatiker und zugleich mit unsern großen Schriftstellern, die classisch bleiben werden, weil sie es sind, nimmt der Vf. entschiedene Partey gegen den affectierten, jetzt wieder in die Mode kommenden Superpurismus, der ganz von vorn herein nach allgemeinen Begriffen und Regeln unsre Sprache umbilden, ihr neugebackene, rein deutsch klingende Wörter anheften, und alle ursprünglich fremden Wörter, die durch die Geschichte der Bildung der deutschen Sprache zu wirklichen Bestandtheilen dieser Sprache gewor-

den sind, ihr wieder entziehen will. Zur Klarheit des Styls rechnet der Vf., unsers Erachtens richtig, auch die Bestimmtheit, die also mit der Präcision nicht einerley ist; denn dieses unübersehbare Wort bezeichnet das Ebenmaaß zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig. Aber die Ueblichkeit, die der Vf. im Kapitel von der Klarheit erläutert, gehört doch wohl in das Kapitel von der Schicklichkeit. Mit vorzüglicher Sorgfalt ist das Kapitel von der Leichtigkeit ausgearbeitet, und durch mehrere feine Bemerkungen anziehend; aber die Lehre vom Periodenbau hätte ein besonderes Kapitel verdient und scheint uns unter dem Titel der Leichtigkeit nicht ganz am rechten Orte zu stehen. Die angeführten Beyspiele im Laufe des Textes sind meistens sehr glücklich gewählt. Aber zu den Vorzügen, die diesem neuen Stylunterrichte eigenthümlich sind, gehört die angehängte Beyspielsammlung von mehr als anderthalb hundert Seiten, enger gedruckt als der übrige Text. Durch den zweckmäßigen Gebrauch dieser Beyspiele, die sämmtlich numeriert sind, kann das Buch, das durchgängig auf sie hinweist, besonders nützlich werden. Denn mit einem Fleiße und einer Sorgfalt, die wir bewundern müssen, hat der Vf., außer einer Menge älterer und neuer Bücher von sehr verschiedenem Geiste und Inhalte, auch Zeitungsblätter, Recensionen, öffentliche Bekanntmachungen, und dazu canzleymäßige Actenstücke und ähnliche schriftliche Aufsätze gemustert, die ausgehobenen Stellen folgerecht nach dem Inhalte des Buchs geordnet, und die musterhaften Beyspiele mit den fehlerhaften durch einander gemischt, damit der Anfänger, und auch wohl der Geübtere, die Kräfte seiner Kritik an ihnen erproben und seine eigene Ansicht mit den Lehren, die auf diese Stellen hinweisen, vergleichen könne. Aus guten Gründen sind bey diesem Nachtrage die Namen der Vf. der benutzten Bücher und die Quellen, aus denen die übrigen Beyspiele geflossen, nicht angegeben.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 2. Junius 1827.

L e i p z i g.

Bey G. Fleischer: Wellenlehre auf Experimente gegründet oder über die Wellen tropfbarer Flüssigkeiten mit Anwendung auf die Schall- und Lichtwellen, von den Brüdern Ernst Heinrich Weber Prof. in Leipzig und Wilhelm Weber in Halle. 574 S. in 8. mit 18 Kupfertafeln. 1825.

Ungeachtet die Gesetze der Wellenbewegung bereits so viele der berühmtesten Mathematiker beschäftigt haben, so hat es zur näheren Kenntniß derselben doch noch immer an einer hinlänglichen Menge von Experimentaluntersuchungen gefehlt, welche insbesondere bey flüssigen Materien uns näher über die Beschaffenheit der Molecularbewegung im Innern und auf der Oberfläche der Wellen, über die Erscheinungen bey der Zurückwerfung und Durchkreuzung derselben, und über mehr andere Umstände belehrten, welche zu einer Prüfung und Berichtigung der so verschiedenen Ansichten und physicalischen Principien, worauf man den Calcul zu gründen versucht hat, eben

S [4]

so reichen Stoff darzubieten vermöchten, als wir dergleichen bereits zur nähern Kenntniß und Erforschung der Schwingungsgesetze in festen Körpern, den vortreflichen Bemühungen Chladni's zu verdanken haben. Diesem bisherigen Mangel an einer zweckmäßigen Reihe von Versuchen über die nähere Beschaffenheit der Wellenbewegung flüssiger Materien unter mannigfaltig abgeänderten Umständen, ist durch die vorliegende Schrift, die wir als classisch empfehlen dürfen, auf das glücklichste abgeholfen, und jeder der das Schwierige und Mühsame in dieser Art von Beobachtungen durch eigene Versuche kennt, wird die vereinigten Bemühungen der beiden Herrn Verfasser, wodurch das Feld der Naturwissenschaft in diesem Fache mit einer so großen Menge neuer und fruchtbarer Beobachtungen und Ideen bereichert worden ist, gewiß mit dem innigsten Danke erkennen. Die zufällige Veranlassung zu diesen Versuchen gab die verwickelt scheinende, jedoch höchst regelmäßige Gestalt der Wellen, welche sich auf der Oberfläche des durch einen Papiertrichter aus einer Flasche in eine andere gelassenen Quecksilbers bildeten, so lange das herabfallende Quecksilber immer mit derselben Geschwindigkeit und auf dieselbe Stelle der Oberfläche auftraf, welche Gestalt sich aber abänderte, so bald das Quecksilber auf eine andere Stelle hinsiel. Herr Ernst Weber der dies zuerst wahrnahm, erkannte diese Figur bald als eine Wirkung sich regelmäßig immer an denselben Stellen durchkreuzender Wellen, und beide Brüder verbanden sich nun zu einer gemeinschaftlichen Untersuchung des Gegenstandes überhaupt, wobey sie denn die Beobachtungen und Ideen, die sich jedem einzeln darboten, auch als eine vollkommen gemeinschaftliche Frucht ihrer vereinigten Anstrengungen angesehen wissen wollen. Von

dem lehrreichen Inhalte dieser Schrift können wir hier nur einiges im Auszuge mittheilen. In der Einleitung wird vor's Erste nur im Allgemeinen von den Schwingungsbewegungen, die in unterschiedenen Medien statt finden, geredet, wobey denn die zwey Arten von Schwingungen, nämlich die fortschreitende (*oscillatio progressiva*) und die stehende (*osc. fixa*) ausführlich erklärt, und durch Beyspiele versinnlicht werden. Die erste Art ist gleichbedeutend mit der so genannten Wellenbewegung (*motus undulatorius*), welche nicht allein bey flüssigen Körpern statt findet; sondern auch an festen z. B. an einem zwischen zwey Puncten ausgespannten Seile wahrgenommen werden kann, wenn man es in der Nähe einer seiner Befestigungspuncte durch einen plötzlichen Stoß auf- oder niederwärts, aus seiner Lage bringt, und es sich dann selbst überläßt. Hier rückt die Ausbeugung, die das Seil bis auf eine gewisse Weite von jenem Puncte durch den Stoß erhalten hat, vermöge des Bestrebens, welches die aus ihrer Lage gebrachten Theile äußern, um sich wieder in die primitive Lage zu versetzen, allmählich durch die ganze Länge des Seiles fort, oder vielmehr, es werden nach und nach auch die folgenden Theile des Seiles in eine ähnliche Bewegung versetzt, als welche die ersten durch den Stoß bekommen hatten, und ist diese Bewegung bis an den andern festen Punct gelangt, so erfolgt rückwärts eine ähnliche, bis endlich alle Theile des Seiles wieder im Zustande des Gleichgewichts der Spannung sich befinden, welchen wellenartigen Fortgang denn die Verf. noch weiter durch Zeichnungen verdeutlichen. Von dieser in der Natur am häufigsten vorkommenden Wellenbewegung, unterscheidet sich die stehende Schwingung darin, daß bey ihr alle Puncte gleichzeitig zu schwin-

gen anfangen und auch wieder aufhören, daß jeder schwingende Theil seine Bewegung unverändert beybehält, durch die gleich große Bewegung die ihm die benachbarten schwingenden Theile von entgegengesetzten Seiten her ertheilen, da hingegen den Theilen eines Körpers, welche in einer Wellenbewegung begriffen sind, nur von der Seite her, von welcher die Welle kömmt, nicht aber gleichzeitig von der entgegengesetzten, wohin die Welle geht, Bewegung mitgetheilt wird. Die Entstehung einer solchen stehenden Schwingung erfordert ein Zusammentreffen mehrerer Umstände, daher sie auch weit seltener in der Natur vorkömmt, als die fortschreitende. Man hat sie bisher fast ganz allein an tönenden Körpern genauer betrachtet, indessen ist sie nicht allein an festen und elastisch flüssigen möglich, sondern wie die Verf. zuerst gefunden haben, auch in tropfbar flüssigen, wovon die schon länger beobachtete Schwingung auf der Oberfläche des Wassers in einem Gefäße, dessen Rand man mit einem Violinbogen streicht, ein Beispiel gibt. Die Verf. zeigen nun in unterschiedenen Beispielen, unter was für Umständen stehende Schwingungen erzeugt werden können. Auch wellenartige können in stehende übergehen. Bey letzteren entstehen die bekannten Schwingungsknoten und Knotenlinien. Euler und Bernoulli waren schon sehr nahe dabey, ihren Ursprung auch aus einer vorausgegangenen Wellenbewegung abzuleiten. Von den longitudinalen, transversalen und drehenden Schwingungen, welche auch zugleich progressiv seyn können. Nach den in dieser Einleitung erläuterten Grundbegriffen, werden nun zuerst die fortschreitenden Schwingungen tropfbarer Flüssigkeiten näher erörtert.

Abchnitt I. Ueber die Erregung der Wellen überhaupt; wohin also alle Ursachen gehören, wodurch

das natürliche Gleichgewicht zwischen den Theilen einer Flüssigkeit gestört wird. Abschn. II. Ueber die Erscheinungen, welche bey Wellen wahrgenommen werden, deren erregende Ursachen auf die Wellen zu wirken fortfahren, namentlich über die unter dem Einflusse des Windes entstehenden Wellen. Ausführliche Erläuterungen über die Entstehung und allmähliche Vergrößerung der Wellen, durch das Reiben des Windes an der Wasserfläche, durch den Stoß desselben, wenn er unter einem Winkel auffällt, durch eine wiederholte Wirkung dieses Stoßes, durch Vereinigung mehrerer Wellen, und insbesondere nach den Wahrnehmungen der Verf. auch dadurch, daß, wenn eine Welle nach einer gewissen Richtung fortschreitet, sie durch eine Art von Rückwirkung neue Wellen hinter sich nachbildet, und dadurch die nachfolgenden unterstützt, und vergrößert; ferner wenn Wellen nicht nach einerley Richtung gehen, und sich in ihrem Fortgange durchkreuzen. Aus jener Rückwirkung erkläre sich hauptsächlich die große Regelmäßigkeit in der Aufeinanderfolge der Meereswellen, die in ziemlich gleichen Weiten von einander abständen, und auch in der Größe bey nahe übereinkämen, wenn man gleich wegen der Unregelmäßigkeit der Windstöße vielmehr das Gegentheil von regelmäßigen Wellenreihen erwarten sollte. Hohe Wellen setzen eine große Ausdehnung der Wasserfläche und eine beträchtliche Tiefe des Wassers voraus; Durch mehrere übereinander geschobene Wellen bilden sich die den Schiffen so unangenehmen Wasserwände (barres). Einige Nachrichten über beobachtete Wellenhöhen, Wellenbreiten &c. in diesen oder jenen Gewässern. Größere Wellen rücken schneller fort als kleinere. Beobachtungen über die Tiefe der Wellen, über ihre Geschwindigkeit, über den Einfluß des Meeresbodens und mehr anderer Umstände auf den

Fortgang und die Bildung der Wellen, nach Bremon tier und mehr andern Schriftstellern. Warum die Wellen unterweilen eher als der Wind ankommen. Ueber die Besänftigung der unter dem Einflusse des Windes erregten Wellen durch die Ausbreitung von Oelen auf der Oberfläche des Wassers. Franklins und anderer hierher gehörige Versuche und Beobachtungen, aus denen das Resultat abgeleitet wird, daß zwar die Kleinen besonders durch die Reibung des Windes an der Oberfläche des Wassers entstehenden kräuselnden Wellen (selbst nach den eigenen Versuchen der Verf. auf einem Teiche bey Leipzig, wo Rübböl, Mandelöl, Terpentindöl und brenzliches Hirschhornöl auf das Wasser gegossen wurden) sich auf diese Art besänftigen lassen, ob aber diese Wirkung des Oeles, in hinlänglicher Menge angewandt, so groß seyn könne, daß sich davon Vortheile für Schiffe bey heftigen Seestürmen und Brandungen hoffen ließen, sey durch Versuche noch nicht hinlänglich bestimmt, jedoch den angeblichen Erfahrungen zufolge in einem gewissen Grade wahrscheinlich, weswegen zu wünschen sey, daß solche Versuche auf Kosten irgend einer Regierung im Großen wiederholt werden möchten. Was die Erklärung der die Wellen besänftigenden Kraft des Oeles anbelangt, so stimmen die Verf. der von Franklin gegebenen Ansicht im Wesentlichen bey, nämlich daß durch das Aufgießen des Oeles die vielen kleinen von der Reibung des Windes an der Wasserfläche entstehenden kräuselnden Wellen vernichtet und dadurch auch die Stöße des Windes gegen die größern Wellen geschwächt würden. Denn immer seyen die Oberflächen der größeren Wellen durch jene kleineren gleichsam rauh und uneben, und könnten dadurch von dem Winde besser angegriffen und fortgetrieben werden. Durch Aufgießen

des Deles würden jene Oberflächen glatt und spiegelnd, das auf ihnen sich verbreitende Delhäutchen verhindere den Wind, ferner solche kleine Wellen zu bilden, und dadurch die entstandenen zu vergrößern. Wellen die aber nicht immer durch neue Stöße verstärkt werden, würden von selbst immer kleiner, und verschwänden endlich ganz. Die Verf. setzen noch hinzu, daß man neben dieser Erklärung auch noch eine Zerlegung der Kraft des Windes in eine senkrechte und horizontale, und außerdem auch noch den Umstand, daß die vordere Hälfte aller Wellen im Steigen und die hintere im Sinken begriffen sey, was Franklin unbekannt war, zu berücksichtigen habe. Ob ein solches Delhäutchen das Reiben des Windes an der Wasserfläche dadurch vermindere, daß es die Anziehung oder Cohäsion des Wassers mit der Luft schwäche, muß man denn freylich noch auf sich beruhen lassen. Abschn. III. Ueber die Erregung der Wellen durch augenblicklich wirkende bewegende Kräfte. Das einfachste Mittel ist durch einen plötzlich vorübergehenden Stoß. Wellen auf diese Weise erregt, bleiben sich ganz allein selbst überlassen, und eignen sich, wegen der Einfachheit ihrer Bewegung vorzüglich zu Beobachtungen, um daraus eine erfahrungsmäßige Theorie der Wellen bilden zu können. Man kann solche Wellen entweder von einem Puncte ausgehen lassen, (z. B. wenn man einen Tropfen derselben Flüssigkeit auf die Oberfläche der zu untersuchenden fallen läßt) oder sie können auch von einer oder mehreren Linien aus erregt werden z. B. durch einen prismatischen Körper, den man in eine Flüssigkeit so eintaucht, daß er die Flüssigkeit mit seiner Grundfläche senkrecht und gleichzeitig berührt. Hier unter andern über das merkwürdige ein oder mehrmalige in die Höhe Springen des Wassers an dem Orte, wo man

einen Körper hat hereinfallen lassen, über die Verstärkung nachfolgender Wellen, durch die Rückwirkung einer vorhergehenden, über die einer großen Welle vorausgehenden feineren Wellen, welche Poisson Zähne der größeren nennt, und über deren Entstehungsart die Verf. noch in Ungewißheit sind, jedoch die Vermuthung äußern, daß der Körper, der eine solche Welle erregt, gleichsam durch abgesetzte Stöße die Erscheinung bewürke, so wie denn auch die Flüssigkeit bey seinem Einsinken absatzweise schneller und weniger schnell auszuweichen scheine. Ueber die Erregung der Wellen in fließendem Wasser. Abschn. IV. Ueber die Gestalt der Wellen. Zuerst über den Anfangs- und Endpunct einer Welle, in welchen Bestimmungen aber die Physiker von einander abweichen, in dem einige z. B. Gravesand eine Welle anrechnen von dem Puncte wo sie sich anfängt über das Niveau des Wassers zu erheben, und sie aufhören lassen da, wo die der Wassererhebung (dem Wellenberg) nachfolgende Vertiefung (das Wellenthal) in jenem Niveau sich endigt, Andere dagegen z. B. Flaugerques den Anfangs- und Endpunct an die tiefsten Stellen der beiden Wellenthäler, zwischen denen ein Wellenberg enthalten ist, hinsetzen. Beide Vorstellungen seyen zulässig, die Verf. halten aber die erstere für die angemessenere, und bedienen sich derselben in der Folge. Hierauf folgt die Beschreibung und Abbildung eines mit verticalen Glaswänden versehenen schmalen Kastens, unter dem Namen einer Wellenrinne, welche, wenn sie auf diese oder jene Höhe mit Wasser oder Quecksilber gefüllt ist, eine darauf erregte Welle durch jene Wände nicht allein nach ihrem verticalen Profil zu beobachten verstattet, sondern auch an Körperchen welche in das Wasser gebracht werden, und mit dem Wasser gleiches specifisches

Gewicht haben, die Bewegungen wahrnehmen läßt, welche im Innern einer Welle statt finden, welches auch der Fall ist, wenn man mehrere durchsichtige Flüssigkeiten, welche sich nach ihrem specifischen Gewicht über einander lagern, in die Rinne bringt, wo dann auf den Oberflächen derselben gleichfalls Wellen entstehen, wenn auf der obersten eine Welle erregt ist, welches Hülfsmittel besonders bequem ist, wahrnehmen zu können, wie sich die in der Tiefe fortbewegenden Wellen zu denen an der Oberfläche erregten hinsichtlich ihrer Größe, Gestalt und Geschwindigkeit verhalten, und wovon die nähere Kenntniß von großer Wichtigkeit für die ganze Lehre von der Wellenbewegung ist. Auch wird ein einfaches Verfahren angegeben, eine Welle nach ihrem verticalen Profil sich selbst abbilden zu lassen, nämlich auf einer mit Mehl bestäubten Schiefertafel die man vertical in die Flüssigkeit eintaucht. Eine erregte Welle wird den Mehlstaub, nach der Gestalt die sie selbst hat, von der Tafel hinwegnehmen, und so weit der Staub abgewischt ist, zeigt sich auf der Tafel die Abbildung der Welle, worüber das weitere mit einigen ähnlichen Verfahren, Vorsichtsmaaßregeln u. dgl. in der Schrift selbst nachgesehen werden muß. In dessen gibt dieses Verfahren aus leicht einzusehenden Gründen nur eine Abbildung des vordern Abhanges eines Wellenberges. Durch einige hier mitgetheilte Kunstgriffe in der Auf- und Niederbewegung der obigen Tafel läßt sich jedoch, wie wohl mit minderer Genauigkeit, auch eine Abbildung des hintern Abhanges eines Wellenberges erhalten. Man überzeugt sich so, daß beide Abhänge desselben im Allgemeinen einander ähnlich, keineswegs aber immer gleichgestaltet sind, und in sehr vielen Fällen der vordere Abhang steiler als der hintere ist, im allgemeinen aber

die Wellen sehr flach sind d. h. nur eine geringe Höhe gegen ihre Breite haben. Breite und Tiefe der Wellenthäler lassen sich durch die angegebenen Hülfsmittel nicht bestimmen. Um sie auszumitteln wird §. 96 die Anwendung eines Zirkels und Vergrößerungsglases mitgetheilt. Abschn. V. Ueber die Bewegung der einzelnen Theilchen einer Flüssigkeit bey der Entstehung und Fortbewegung der Wellen. Abschn. VI. Ueber die Geschwindigkeit mit welcher sich die Wellen fortbewegen, zu welchen Beobachtungen sich die Verf. einer Tertienuhr bedient haben. Die interessanten Resultate einer Menge hierüber angestellten Versuche, belehren uns über die äußere und innere Beschaffenheit der Wellenbewegung genauer als alle bisherigen hierüber bekannt gewordenen Bemühungen, und berichtigen zugleich was Newton, Gravesande, d'Alembert, u. Gerstner über die Geschwindigkeit der Wellen, insofern solche bloß von der Breite derselben abhängen, gelehrt haben. Abschn. VII. Ueber die Veränderung der Gestalt der Wellen bey ihrer gehinderten und ungehinderten Fortbewegung. Ueber die Durchkreuzung und Zurückwerfung der Wellen, über ihre Interferenzen und horizontalen Umbeugungen, wenn sie durch eine Oeffnung gehen, über die Entstehung der Wirbel. Die über alle diese Gegenstände mitgetheilten Erläuterungen werden durch viele Zeichnungen versinnlicht, und die Zahlenwerthe für diese oder jene quantitativen Verhältnisse, wie sich solche bey den Beobachtungen ergeben haben, in 29 Tabellen mitgetheilt. So weit die erste Abtheilung dieser Schrift. Die zweyte beschäftigt sich mit stehenden Schwingungen tropfbarer Flüssigkeiten, ähnlich den Schwingungen tönender Körper. In der dritten Abtheilung werden die durch die Erfahrung gefundenen Wellenerscheinungen mit

den Resultaten der bis jetzt aufgestellten Wellentheorien verglichen. Abschn. I. Allgemeinerer Bemerkungen und Versuche, welche die Anwendung des Calculs zu Begründung einer Theorie der Wellen auf verschiedenen Wegen erläutern können. Unter andern über die Wellen und Schwingungen von Flüssigkeiten in communicierenden Röhren. Abschn. II. Geschichtliche Darstellung der bis jetzt aufgestellten Wellentheorien. Newton, Gravesande, d'Alembert, La Grange, La Place, Flaugergues, Gerstner, La Coudraye, Bremon tier, Poisson, Cauchy. Besonders ausführlich sind die Bemerkungen welche die Verf. den Theorien Gerstners und Poissons (letzterer in französischer Sprache) beygefügt haben, und in welchen sie die Resultate dieser Theorien sowohl mit den bereits mitgetheilten Erfahrungen, als auch noch mit einigen andern vergleichen, welches aber sämmtlich hier keinen Auszug verstatet. Ueber die gegenseitige Würdigung beider Theorien, wonach der Poissonschen eine größere Allgemeinheit zugestanden wird (worauf auch wir nicht zweifeln, wenn gleich zugestanden werden muß, daß die physischen Principien, worauf die Poissonschen Rechnungen sich gründen, viel zu sehr in den Calcul selbst sich verhüllen, als daß man eine deutliche Vorstellung von der Bildung und dem Fortschreiten einer Welle dadurch erhielte). In dem zweyten Haupttheile dieser Schrift betrachten nun die Verf. die Wellen in Beziehung auf den Schall. Abschn. I. Ueber die Fortschreitung transversaler Wellen welche an fadenförmigen gespannten Körpern an ausgespannten Seilen, Saiten u. dgl. durch einen Stoß oder sonstige Ausbeugung hervorgebracht werden können. Eulers hierher gehörige Untersuchungen, besonders über die Geschwindigkeit solcher Wellen, deren Berechnung mit den Beobachtungen der

Verf. sehr genau übereinstimmen. **Abfchn. II.** Ueber die stehenden Schwingungen an fadenförmigen durch Spannung elastischen Körpern. Klangfiguren, Wellen einer Reihe von Bienenflugeln, die an einem Faden aufgehängt sind, worüber auch schon schon Taylor, Daniel Bernoulli und Euler Untersuchungen mitgetheilt haben. Versuche der Verf. über diesen Gegenstand. **Abfchn. III.** behandelt das Vorzüglichste aus der Lehre von der Fortpflanzung des Schalles, hauptsächlich nach Euler und Poisson, jedoch überall mit interessanten eigenen Bemerkungen begleitet. **Abfchn. IV.** Stehende Schwingungen in der Luft z. B. in Orgelpfeifen, Zungenpfeifen u. a. Blasinstrumenten, mit viel eigenen Versuchen über diesen Gegenstand. Ueber die Resonanz u. s. w. Wellen in Beziehung auf das Licht. Emanationssystem; Vibrationsystem. Die Verf. ertheilen dem letztern einen Vorzug vor dem erstern. Wir sind hierüber anderer Meinung, welches aber hier auszuführen der Raum nicht gestattet. Daß der Schall nicht wie das Licht chemische Proceffe bewirke, rühre daher, daß die Schallwellen in Vergleichung der Lichtwellen viel zu breit seyen, um einzelne kleinste Theilchen eines Körpers in Bewegung zu setzen, ohne zugleich auch den benachbarten eine gleiche Bewegung mitzutheilen, und daher vielmehr größere Massen der Körper in eine gleichzeitige Bewegung setzen können, z. B. Sandkörner, als Moleculen. Wir sind der Meinung, daß wenn man den Rand eines Glasgefäßes, worin z. B. eine Silberauflösung sich befindet, im Dunkeln auch noch so heftig mit einem Violinbogen streicht, doch wohl kein Silber sich abscheiden wird, ohngeachtet nicht geleugnet werden kann, daß die Theilchen der Flüssigkeit in einer jeden einzelnen Welle derselben sich einer heftigen innern Erschütterung befinden, die gewiß stärker ist, als sie in solchen

Theilchen je durch den Impuls der so feinen Lichtwellen hervorgebracht werden kann. Es werden also auch wohl die Lichtwellen, als solche, jene Abscheidung nicht bewirken können, die in jedem Falle nach dem Emanationssystem begreiflicher zu seyn scheint. Indem wir so eben die Anzeige dieses interessanten Werkes zu schließen im Begriffe sind, erhalten wir von einem der beiden Verfasser nämlich Herrn Wilhelm Weber eine Dissertation *Leges oscillationis oriundae si duo corpora diversa celeritate oscillantia ita conjungantur ut oscillare non possint nisi simul et synchronice, exemplo illustratae tuborum linguatorum diss. physica quam in acad. Frideric. utraq. Halis consociata d. 10. Febr. 1827 ad veniam scholas academicas habendi publice defend. welche sich an die in dem angezeigten Werke vorkommenden Untersuchungen über die Theorie der Blasinstrumente anschließt, und besonders diejenigen der sogenannten Zungenpfeifen sehr gründlich und mit Hinzufügung viel neuer Versuche über die Töne solcher Werkzeuge, nach Maafgabe ihrer Dimensionen und anderer Umstände, welche auf die Töne Einfluß haben, erläutert.*

L o n d o n.

History and Description of the present state of Van Diemens Land, containing important Hints to Emigrants by George Will. Evans, Deputy Surveyor general of the Colony and author of a Chart of the Island; second edition. 1824. 200 S. in 8.

Die Colonie auf der Insel van Diemens-Land hat in den letzten Jahren durch vielleicht übertriebene Lobpreisungen so sehr die Aufmerksamkeit in England auf sich gezogen, daß eine zuverlässige Nachricht von ihr, von einem Manne der als dort angestellter Beamter alle Gelegenheit hatte, sich

genaue Kenntnisse zu erwerben, sehr erwünscht seyn muß. Die vorliegende Beschreibung ist zwar wohl im lobenden, doch nicht im lobpreisenden Ton geschrieben. Van Diemens Land ist bekanntlich erst durch die Entdeckung von der Basses-Straße als Insel bekannt, statt daß man es sonst für einen Theil des Continents von Australien hielt. Im J. 1803 ward von Port Jackson aus die erste Niederlassung dort gegründet, die im folgenden Jahr an die Westseite des Derwent-Flusses verlegt ward, wo jetzt Hobart Town steht. Die Insel ist durch viele Flüsse bewässert, unter denen der Derwent der bedeutendste ist. Der höchste Berg ist der Tafelberg, so wegen seiner Aehnlichkeit mit dem bey der Capstadt genannt, mit dem er auch darin übereinkommt, daß zuweilen die heftigsten Windstöße von ihm herunter kommen, ohne daß doch dies vorher wie in Africa durch eine Wolkenskuppe an seinem Gipfel angedeutet würde. Der Boden der Insel liefert vortreffliches Weideland; das Gras ist hier fetter und nahrhafter als auf dem Continent Australiens. Auch manche Landseen finden sich in dem Innern. Das Clima ist zwar kälter als bey Port Jackson, aber der Schnee bleibt in den Thälern doch nie länger als wenige Stunden liegen. Die Berge sind allerdings einen großen Theil des Jahrs damit bedeckt. Der erste Anbau des Bodens ist sehr leicht; der Colonist braucht nur das Gras abzubrennen, so ist er auch schon für die Pflugschaar geschickt. Die Flüsse treten hier nicht aus, und die Jahreszeiten wechseln regelmäßiger als auf dem Continent. Die Producte des Ackerbaus sind meist dieselben wie dort; der Weizen wächst vortrefflich. Der Derwent-Hafen ist geräumig genug um alle Flotten der Erde zu fassen. Die Insel ist reich an Häfen und Ankerplätzen; Port Dalrymple liegt an der Mündung des Tamar-Flusses. Unsere Obstarten, Aepfel,

Birnen, so wie die Küchenkräuter gedeihen vorzüglich; für Orangen und Citronen ist das Klima schon zu rauh. Das Thierreich ist dasselbe wie auf dem Continent von Australien. Die Eingebornen stehen auf einer noch niedrigeren Stufe als dort, da sie nicht einmal Canots haben. Sie zeigten sich anfangs freundlich, leider aber ward das gute Vernehmen durch die Unvorsichtigkeit eines Officiers gestört, der auf sie Feuer geben ließ. Die Weiber leben indeß gern mit den englischen Matrosen, und sind ihnen treu, werden dann aber von den Eingebornen, wenn man ihrer habhaft wird, ohne Schonung umgebracht. — Zu den natürlichen Producten gehört besonders Eisen; die Erze sind so reich, daß sie 70 p. C. reines Metall liefern. Die Hölzungen sind nur dünn, man hat indeß Steinkohlen gefunden. Die Insel ist jetzt in zwey Counties getheilt, Buckingham und Cornwall, und diese wiederum in Districte. Die Hauptstadt Hobart Town, von der eine Ansicht vorgezeigt ist, enthält bereits 420 Häuser, und über 2700 Einwohner. Die Häuser sind zwey Stockwerke hoch; die öffentlichen Gebäude mit Geschmack angelegt, und es ist die gegründetste Hoffnung, daß die Stadt eine der schönen und wichtigen Niederlassungen Englands werden wird. Außer der Hauptstadt sind schon mehrere Ortschaften entstanden, wie New Town, New Norfolk u. a. die genau aufgezählt werden. So entsteht ein zweytes England am andern Ende der Erde; und der Ausspruch scheint wahr zu werden, daß Pitt durch die Ansiedelung der Verbrecher in N. Holland sich das bleibendste Denkmal seiner Verwaltung gestiftet habe. Die Colonie von van Diemens Land ist noch abhängig von N. S. Wales, man hofft daß sie bald einer völligen Selbstständigkeit genießen werde. Im May 1819 ward die Colonie von dem Gouverneur Macquarie besucht, der seine volle Zufriedenheit mit ihren Fort-

schriften und Zustände bezeugte. Bereits sind von Hobart Town nach mehreren Puncten auf der Insel Straßen angelegt. Die Rindviehzucht und Schaafzucht gedeihet vortreflich, so daß schon eine Ausfuhr des Rindviehs, und beträchtlicher Gewinn der Wolle statt findet. Man hofft auf einen starken Verkehr mit Ostindien, das mehrere Bedürfnisse von hier erhalten kann. Brauerey sowohl als auch Fischerey kann sehr bedeutend werden. Selbst Manufacturen fangen an zu entstehen; man macht dort so gute Schuhe und Stiefel als in Europa. Die Justiz ist durch eine Parlamentsacte bestimmt, die ihrem ganzen Umfange nach eingerückt ist. Das größte Uebel für die Colonie waren geraume Zeit hindurch die Wegläufer, die in den Wäldern leicht eine Zuflucht fanden; und von dort die Niederlassungen überfielen und ausplünderten. Nur durch die äußersten Anstrengungen ist man ihrer Herr geworden. — In einem U n h a n g e werden denen die dahin auswandern wollen, die nöthigen Rathschläge gegeben. Es bedarf dazu der Bewilligung des Ministers der Colonien, und man muß wenigstens ein Capital von 500 Pfund nachweisen können. Die Ueberfarth muß in Handelsschiffen geschehen; ein Platz in der Cajüte mit freyer Kost ward auf 100 Guineen angeschlagen, für erwachsene Personen. Man braucht nicht viele Ackergeräthschaften mitzunehmen, man findet sie besser und wohlfeiler dort. Durch eine Parlamentsacte vom 21. Junius 1824 hat eine Compagnie ihre Bestätigung erhalten, Australian Agricultural Company mit einem Fonds von 1 Million Pf. St. um auf dem Continent von Australien Land urbar zu machen, die wahrscheinlich ihren Wirkungskreis auch auf van Diemens Insel ausdehnen wird. Zulezt ein genaues Verzeichniß der jetzigen Colonisten, mit Angabe ihrer Ländereyen. — Die von dem Vf. ausgearbeitete Charte der Insel ist leider dem Buche nicht beygelegt, sondern wird besonders verkauft. Hn.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.

Den 4. Junius 1827.

L e i p z i g.

Bey Ambr. Barth: Der Process der Galvanischen Kette von Georg Friedrich Pohl. 1826. 430 Octavf.

Bekanntlich haben Davy, Schmidt, Prectl, Parrot u. m. a. schon längst auch den Einfluß des in dem sogenannten nassen Leiter zwischen den Plattenpaaren einer Voltaschen Säule stattfindenden chemischen Processes auf die Wirksamkeit der Säule, bey der Erklärung ihrer Theorie zu berücksichtigen gesucht, und man müßte in der That sich wenig mit den mannigfaltigen Erscheinungen der wundervollen Kraft dieser Säule beschäftigen haben, wenn man nur einen Augenblick an der wesentlichen Mitwirkung jenes chemischen Processes, und der dadurch erhöhten polarischen Thätigkeit des ganzen Systems der im Conflict begriffenen festen und flüssigen Massen zweifeln und behaupten wollte, daß der flüssige Leiter keine andere Rolle spiele, als die Contactelectricität

R [4]

der festen Elemente von einem Plattenpaare zum andern, wie man anfänglich annahm, bloß fortzuleiten. Indessen sind die von verschiedenen Naturlehrern gegebenen Ansichten über die Art der Gesamtwirkung jener festen und flüssigen Massen, nicht so übereinstimmend, daß man bis jetzt von einer ganz genügenden electricischen, oder electrochemischen Theorie der Säule hätte sprechen, und solche mehr als bloß historisch in die physicalischen Lehrbücher aufnehmen können. Der Verf. bemüht sich in gegenwärtiger Schrift mehrere den Galvanismus und die Voltaische Säule betreffende Gegenstände noch näher ins Licht zu setzen, als solches seiner Meinung nach bisher geschehen sey, und insbesondere die wahre Function des chemischen Processes in der galvanischen Kette, das polarische Verhalten ihrer Glieder und die dadurch erhöhte Thätigkeit derselben, durch neue und abgeänderte Versuche auszumitteln. Ob es ihm gelungen sey, hier alle Schwierigkeiten gehoben zu haben, und durch seine mit sehr viel Zuversicht aufgestellte Theorie des ganzen Vorganges in der Voltaischen Säule erst den Physikern die Augen geöffnet zu haben, wie er sich in nur zu oft wiederholten Aeußerungen zu schmeicheln scheint, muß man von der Zukunft erwarten. Nach ihm ist die Polarität mit welcher die Erreger in der geschlossenen Kette (das Kupfer (k) und Zink (z)) an der chemischen Zersetzung der Flüssigkeiten und an der Wirkung auf die Magnetnadel Antheil haben, gerade die entgegengesetzte von derjenigen, welche sie in der Contactelectricität versichtbaren, so daß die Polarität mit welcher das der Contactelectricität nach so genannte negative Metall (das k) das Hydrogen und die Basen in der geschlossenen Kette anziehe, nicht die negative sondern die positive, und die

Polarität des Hydrogens und der Basen in ihrer Wechselthätigkeit mit jenem Metalle nicht die positive sondern die negative genannt werden müsse, so wie umgekehrt die der Contactelectricität entsprechende positive Polarität des Zinkes (z) in der geschlossenen Kette nicht die positive sondern die negative, und die Polarität des Oxygens und der Säuren nicht die negative sondern die positive sey. Die ganze Verwirrung rühre zum Theil davon mit her, daß man selbst schon in der einfachen dreygliedrigen Kette die beiden Erreger, nämlich die im Contact befindlichen Metalle *k* und *z* nur für sich allein in ihrer gegenseitigen electricischen Relation betrachtet, dagegen die zum Chemismus gesteigerte Thätigkeit des dritten Gliedes nämlich der Flüssigkeit gegen jene Erreger, gänzlich (?) vernachlässiget, und dadurch die eigentliche Seele aller Function in der Kette verkannt habe (daß dies nicht von allen Physikern gesagt werden kann, erhellet aus dem Anfange der gegenwärtigen Anzeige, nur hat es keiner von den Physikern dem Verf. recht gemacht, so wie er überhaupt im ganzen Gebiete der Electricität und des Galvanismus an allem zu tadeln findet, was bisher über diese oder jene Gegenstände gelehrt worden ist). Auch die neuere Electrochemie kömmt übel weg; Sie nenne das Hydrogen und die Basen electropositive Substanzen, das Oxygen und die Säuren electronegative. Dies sey erstens unter dem einseitigen und unrichtigen Gesichtspuncte des ganzen electrochemischen Lehrsystems geschehen, indem die Electricität bey der chemischen Thätigkeit so wenig als sonst wo als Agens aufträte (?) sondern selbst nur als die noch unentwickelte Form jener Thätigkeit betrachtet seyn wolle, bey welcher hier allein die Richtung als Polarität zu fixieren

sey, aber zweitens seyen auch schon bloß in Hinsicht dieser Polaritätsbestimmung die Charactere verfehlt, und geradehin, als sollten sie aller Wahrheit in der Natur Hohn sprechen, mit einander verwechselt. Wie sich von jeher in Sprache und Wissenschaft zwischen dem bezeichneten und dem scheinbar zufällig entstandenen Zeichen nicht selten ein tiefer, innerer Zusammenhang erst in der Folge offenbart habe, vermöge dessen, eben wegen seiner nothwendigen über das einzelne des Erkennens hinaus reichenden Begründung, das einzelne, ohne in einem höhern Zusammenhange bestimmt erkannt zu seyn, durch die lautere, unbefangene und unergründliche Schöpferkraft des Geistes früherer Zeiten dennoch richtig und harmonisch bezeichnet worden sey, wie z. B. die Planeten durch die Zeichen der Metalle, so seyen auch die Säuren von Alters her treffend und in bedeutungsvollem (!) Zusammenhange mit einer tiefen (!) Ansicht der Natur und des Lebens durch das Zeichen des Kreuzes, das Symbol des Positiven, des Realen, des Geistigen und Wahrhaften, bezeichnet worden. Es sey nur als das Resultat einer Asterspeculation unserer Tage zu betrachten, daß man diesen Einklang eine Zeit lang habe überhören und verderben können, möge er bald seiner rechten Bedeutung nach wieder von vielen anerkannt und vernommen werden u. (Ein Wunsch der nicht unerfüllt bleiben wird, denn an Freunden von mystischen Interpretationen in der Naturwissenschaft hat es wenigstens in Deutschland nie gefehlt). Jetzt meint der Verf. fange die Physik erst an, aus dem bisherigen Kindesalter der Naturspeculation in die Reife des Jünglingsalters hinein zu treten, während sie bisher nur mit Hypothesen, materiellen Impponderabilien, Atomen, courants électriques

u. d. gl. Götzenbildern gespielt, und dadurch den Blick auf ein höheres Verständniß der Erscheinungen, auf die ungetübte Anschauung der lebendigen Einheit aller Naturerscheinungen im Geist und in der Wahrheit sich versperrt habe, und zu diesem reifern Alter habe sie unter andern auch die Weihe erhalten durch die deutsche Philosophie, welche durch die Gediegenheit und Tiefe ihrer Speculationen, und ihr Streben nach höhern Naturansichten anfangs allen übrigen civilisirten Nationen ein allgemeines Vorbild der Nachahmung zu werden. (So viel uns bis jetzt von diesen so genannten höhern Ansichten bekannt geworden ist, haben viele derselben dem wahren Fortgange der Naturwissenschaft und ihrer Anwendungen mehr geschadet als genützt, und man darf sich Glück wünschen daß sie dem Ausländer unbekannt geblieben sind. Viele sind auch als ephemere Erscheinungen von selbst wieder erloschen, und man hat sie eben nicht lieblos und hämisch zu verschmähen gebraucht, wie der Verf. sich ausdrückt.) Was die galvanische Kette anbelangt, worin die Trias, Electricismus, Chemismus und Magnetismus sich manifestiret, so will der Vf. daß man sie mit einem Auge betrachte, mit dem jeder niedere und höhere Organismus des großen allumfassenden Naturlebens selbst, um verstanden (?) zu werden, einzig und allein nur angesehen seyn wolle, als ein absolut in sich geschlossenes, durch sich selbst getragenes und im schrankenlosen Kreislauf durch einander greifender polarer Lebensthätigkeiten sich offenbarendes Ganze. Wer im Gegentheil das in sich wahrhaft Unendliche aus dem Gebiete der innern Naturanschauung in die engen Schranken gemeinen Bewußtseyns, der endlichen, bloß formalen Reflexion hinabzieht, und statt des le-

benbig in sich geschlossenen und fortbewegten Kreises nur die starre gerade Linie als das Schema absolut gesonderter durch fixierte Pole begrenzter und durch Außenverhältnisse bedingter Thätigkeiten zur Norm der Betrachtung (nämlich der Thätigkeiten jener Kette) macht, dem öffne sich unausweichlich der finstere Abgrund der alten Irrthümer, mit denen alles verkehrt und wie auf den Kopf gestellt erscheine, von denen aber eine große Zahl unserer heutigen Physiker bereits so umfasset und umflammt seyn möchten, daß sie diejenigen welche die Erscheinungen in ihrem wahren Lichte sehen, Phantasten schelten, und es fürs Erste wenigstens gerathener und bequemer finden werden, lieber die Natur fortwährend umgekehrt zu sehen, als vor allen Dingen zuerst eine Umkehrung an sich selber vorzunehmen. — Der Magnetismus ist nach dem Verfasser die allgemeine durch allen Wechsel der Proceße hindurch greifende Tendenz der Masse zur Individualisation, oder in so fern die letztere auf der untern Stufe des Lebens durch den Chemismus in der bipolaren Form des synthetischen und analytischen Effects vermittelt wird, ist er zunächst die Tendenz zum analytischen Effect des Chemismus. Ein Körper ist magnetisch heiße: Er strebe aus der Indifferenz in der Totalität zu einer höhern Stufe der Selbstständigkeit hinauf, seine eine Hälfte, die südpolare, sey vom vorherrschenden Individualisationstriebe ergriffen, während die andere, die nordpolare, gegen die Totalität zurückgebrängt und von ihr festgehalten werde; nach der einen Richtung wolle der Körper als ein Acidus, Geistigeres, aus sich hervortreten, während er nach der andern Richtung ein basisches Substrat, als

das körperlichere Residuum (*caput mortuum*) an die Totalität der Masse zurück zu lassen genöthiget sey. Die Electricität sey die Gegenseite am unaufhörlich oscillirenden Hebel der Lebensthätigkeit im Großen. Sie sey die Tendenz zum synthetischen Effect des Chemismus, die Wechselwirkung der Individuen, vermöge deren ein Differentes durch die Gegeuthätigkeit eines andern in das gemeinsame Streben zur Einheit, nach der Seite der Totalität hin, wiederum zurück gezogen werde. Wie der Magnetismus bedingt ist durch Continuität und Differenz der Masse nach Außen, so sey die Electricität bedingt durch Continuität und Differenz der Masse nach Innen. Ein Körper sey *positiv* electricisch, wenn in ihm der mit der Thätigkeit des Drygens gleichartige Trieb zur Abstoßung des Aciden und zur Anziehung des Basischen angeregt ist, *negativ* wenn er die mit der Thätigkeit des basischen Principis gleichartige Anregung zur Abstoßung des Basischen und Anziehung des Aciden besitze u. s. w. (Ist dies minder eine Bildersprache, als wenn man von den oben angeführten Höhenbildern spricht? Sie ist ja nur ein verzierter Ausdruck gewisser Phänomene, die man verständlicher und lieber in einer schlichten Sprache sich sagen läßt, die nicht so leicht auf irrige Nebenbegriffe führt. Wissen wir jetzt mit Sicherheit deutlicher was der Magnetismus ist, als wenn man ihn unter den von Euler oder Brugmanns angegebenen Bildern auffaßt? Was ist jener Individualisationstrieb, jenes Zurückdrängen und Festhalten gegen die Totalität, jener oscillirende Hebel der Lebensthätigkeit u. s. w.) Was der Verfasser auf dem Wege der Experimentaluntersuchung rücksichtlich des wahren Vorgangs

in der Galvanischen Kette näher zu entwickeln sich bemüht, verdient immer eine dankbare Anerkennung, wenn wir gleich in den Folgerungen, welche er aus seinen Versuchen ableitet, und der Interpretation die er ihnen ertheilt, nicht überall mit ihm übereinstimmen können, welches aber hier auszuführen der beschränkte Raum unserer Blätter nicht gestattet. So dürfen wir z. B. S. 99 nur bemerken, daß wenn k und z die Erreger und f den feuchten Leiter bezeichnen, eine nach der Form $zfk\ zfk\ zfk\ zfk\ zfk$ (N^o. 1) aufgebaute Säule nach Volta's Ansicht gerade die entgegengesetzte Polarität von der nach der Form $zkf\ zkf\ zkf\ zkf\ zk$ (N^o. 2) haben muß, und das aus der Ursache weil in N^o. 1 das zf und fk womit sich die Säule anfängt und schließt, als unvollständige Elemente (weil es nicht zwey sich berührende Metalle sind) rücksichtlich der Polarität die man in der ganzen Säule nach der Ordnung der sich berührenden Erreger beurtheilen muß, für Null anzusehen sind, und also N^o. 1 nach jener Ordnung eigentlich heißen muß $kzf\ kzf\ kzf\ kz$, welches die umgekehrte von N^o. 2 ist. Also völlig consequent und nicht einer falschen Ansicht nach hat N^o. 1 den Kupferpol zur linken und N^o. 2. denselben zur rechten, mithin ist nach jener Consequenz auch die Verschiedenheit in der Bewegung der Magnetnadel von selbst klar. Die Schwierigkeit die der Verfasser in der Sache findet, haben wir uns nicht ganz verdeutlichen können.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. 91. Stück.

Den 7. Junius 1827.

C a m b r i d g e.

Joannis Miltoni, Angli, de Doctrina christiana libri duo posthumi, quos ex schedis manuscriptis depromsit, et typis mandari primus curavit Carol. Ricard. Summer, A. M. Bibliothecae regiae Praefectus. 1825. S. 455. in 4.

Es ist auch unter uns bekannt geworden, wie sich das Manuscript dieses Werks vor einiger Zeit — zu Ende des J. 1823 — zufällig in einem Acten-Fascikel fand, der die Aufmerksamkeit des Hrn. Archivars Lemon (Deputy Keeper of the State Papers) auf sich gezogen hatte. Die Aufschrift und die Beschaffenheit des Manuscripts ließen nebst einigen andern Umständen, die bey dem Funde zusammen kamen, keinem Zweifel darüber Raum, daß man ein echtes Werk von Milton entdeckt habe, denn man wußte schon aus Angabe mehrerer seiner gelehrten Zeitgenossen, daß er sich in der Muße seiner späteren, in dunkler Zurückgezogenheit verlebten Jahre mit einer solchen Arbeit beschäftigt hatte. Auch boten sich mehrere sehr natürliche Vermuthungen dar-

& [4]

über an, wie das einem seiner Freunde anvertraute Manuscript in die Hände eines Staats-Secretärs gekommen seyn, und jetzt unter Staats-Papieren gefunden werden konnte; doch die entscheidendsten und sichersten Beweise seiner Echtheit gehen aus inneren Zeichen und Merkmalen hervor. Es ist unmöglich, den Geist und den Character, den Ton und die Sprache, den Ernst und das Feuer — nur das gemilderte Feuer — Miltons in dieser Schrift zu verkennen; und da sie zugleich alle markierende Kennzeichen des damaligen theologischen Zeitgeistes in sich trägt, so würde jede mit dem einen und mit dem andern nur etwas vertraute Kritik auch ohne die Aufschrift seines Namens zuerst auf ihn verfallen seyn. Freylich ergibt sich auch daraus, daß das Werk für die theologische Wissenschaft als solche keinen besondern Werth haben kann; selbst für die Geschichte der Wissenschaft kann kein großer Gewinn davon erwartet werden, da es Milton darin, wie man sogleich gewahr wird, nur darauf anlegte, sich selbst, und höchstens noch einigen Freunden von seinen religiösen Ueberzeugungen und von den Gründen, worauf sie beruhten, Rechenschaft zu geben; aber gleichgültig kann es der Geschichte überhaupt niemals seyn, eine authentische Kenntniß von den religiösen Ueberzeugungen eines Mannes zu erhalten, der nicht nur als Dichter und als vielseitig gebildeter Gelehrter, sondern auch als Mensch auf einer so hohen Stufe steht, und sich bey allen Verirrungen, zu denen ihn sein Feuergeist in einer höchst wilden Zeit hinriß, ja zum Theil selbst durch einige dieser Verirrungen als jener Stufe würdig erprobt hat. Es darf und mag daher auch als Zeichen einer höchst edelmüthigen Anerkennung der Größe Miltons betrachtet werden, daß der König von England selbst die Bekanntmachung des Werkes durch den Druck anordnete,

was der Herausgeber, dem er sie auftrug, nicht bloß in der Dedicacion, sondern schon auf dem Titel hätte bemerken sollen.

Was nun die Schrift selbst betrifft, so enthält sie einen Subgriff der christlichen Lehre in einer Ordnung, durch welche sich der Verf. zunächst nur das Zusammenfassen der christlichen Glaubens- und der christlichen Pflichten-Lehre erleichtern wollte, und in einer Form, welche wir jetzt durch den Namen einer rein-biblischen Dogmatik und Moral bezeichnen. Der alte Mann wollte, wie es scheint, seine Ansichten von dem Ganzen und von dem Einzelnen der christlichen Lehre noch einmal durchprüfen, oder einer letzten Revision unterwerfen. Er mochte das Bedürfnis davon lebhafter, oder sich stärker dazu gedrungen fühlen, je weniger er sich verhehlen konnte, daß mehrere darunter von dem allgemeineren Kirchenglauben abwichen, und einige ihm sogar fast allein eigen waren. Aber er wollte sie bloß an der Schrift, oder nach ihrer Uebereinstimmung mit dieser prüfen, welche auch er für den einzigen Probierstein des Wahren in Religions- und in Glaubens-Sachen erkannte; daher bemühte er sich nur bey jeder einzelnen Lehre zu zeigen, daß und wie weit sie in der Schrift gegründet sey. Sein Verfahren dabey bestand gleichförmig darin, daß er immer zuerst den Haupt-Inhalt einer jeden Lehre mit allen den Bestimmungen, die nach seiner Ansicht wesentlich dazu gehörten, in das kurze — zuweilen in eine einzige Definition — zusammen drängte, und dann von jeder einzelnen Bestimmung den Beweis führte, daß sie in dem reinen Schriftbegriff enthalten, oder nothwendig dadurch voraus gesetzt werde. Die Bestimmungen selbst findet man meistens mit der glücklichsten Kürze, und doch sehr genau angeben: auch wird man zuweilen durch ein einziges Wort voraus auf das Eigenthümliche in

den Ansichten des Verfassers und auf ihre Abweichung von anderen mehr oder weniger allgemein angenommenen aufmerksam gemacht; weniger hat er hingegen diese Sparsamkeit bey den Beweisen für ihre Schriftmäßigkeit beobachtet, denn dabey findet man oft Schriftstellen in einer Masse gehäuft, die fast zu verrathen scheint, daß er nicht nur auf das Gewicht sondern auch auf die Anzahl seiner Beweise einen eigenen Werth setzte. Kurz genug wußte er sich jedoch wieder zu fassen, wenn er es zuweisen rathlich fand, eine seiner eigenen Ansichten gegen die allgemein angenommenen, und somit auch seine Gegense gegen eine verschiedene besonders zu rechtfertigen; nur bleibt auch in dieser Kürze der gelehrte und mit der Geschichte der früheren Verhandlungen darüber sehr gut bekannte Untersucher immer noch erkennbar; aber in der so ganz ungewohnten, von der sonstigen Manier Miltons so auffallend verschiedenen, und deswegen wahrhaftig rührenden Milde, womit er auch dabey polemisiert, erkennt man noch deutlicher, daß es ihm bey dem ganzen Revisions-Geschäft, das er vornahm, nicht um das Streiten mit anders Denkenden und noch weniger um die Beschämung von anders Denkenden, sondern um seine eigene Beruhigung zu thun war.

Von dem Eigenthümlichen der Miltonschen Theologie selbst mag hier nur folgendes ausgehoben werden, wovon man einiges bey einer früheren Bekanntschaft mit Milton und seiner Geschichte voraus erwartet haben, durch einiges aber doch noch überrascht werden mag. — Aus der ganzen Behandlungsart der christlichen Glaubenslehre in diesem Werke ergibt sich schon, daß der Verf. noch die alte rein-supernaturalistische Ansicht von dem Ganzen des Christenthums haben mußte. Er erkennt daher auch die Schrift als die einzige Quelle aller echt-christlichen Er-

Kenntniß und jeder wahren Religions-Erkentniß überhaupt, weil uns die Wahrheiten, welche sie enthalte, unmittelbar von Gott gegeben, und ihren Verfassern inspiriert worden seyen; ja dies nimmt er selbst als so entschieden und zwar in Beziehung auf die Schriften des alten wie des neuen Testaments als so entschieden an, daß er weder den Begriff der Inspiration besonders zu bestimmen, noch das Factum der Inspiration besonders beweisen zu müssen glaubt; denn in dem eigenen Kapitel von der Schrift S. 342 fg. läßt er sich vorzüglich nur darauf ein, ihre sogenannte Integrität und Perspicuität gegen den Katholicismus zu behaupten, und bey der letzten noch besonders zu beweisen, daß die Schrift nur einen einzigen Sinn hat, daß das Recht ihrer Auslegung jedem Gläubigen zusteht, daß sie auch jeder Gläubige richtig auslegen könne — „habet enim Spiritum veritatis ducem, habet mentem Christi“ — ja daß sie jeder für sich selbst auslegen müsse — „nemo enim aliis interpretari cum fructu potest, nisi ipse quoque sibi conscientiaeque suae idem interpretetur“ — S. 347. In der Lehre von Gott S. 10 fg. räumt Milton ein, daß Gott dem menschlichen Geiste und der ganzen Natur so viele unverkennbare Zeichen seines Daseyns eingedrückt habe — „tot clara indicia sui in mente humana, tot per omnem penitus naturam vestigia sui impressit, ut ignorare Deum esse nemo non insanus possit: aber — sagt er — recte de Deo sentire sola ratione vel natura duce sine verbo aut nuntio Dei potest nemo. Dabey glaubt er jedoch, habe man auch nicht nöthig vorauszusehen, daß sich die Schrift bey demjenigen, was sie uns in Beziehung auf Gott mittheile, zuweilen anthropomorphisch oder anthropopathisch ausgedrückt habe — „nobis enim tutissimum est talem

in nostro animo comprehendere Deum qualem in sacris literis ipse se exhibet, sequere describit. Quamvis enim hoc concedatur, Deum non qualis in se est, sed qualem nos capere possumus, semper vel describi vel adumbrari, nos tamen nihilo minus debebimus talem prorsus mente nostra concipere, qualem ipse, se ad captum nostrum accommodans, vult concipi. (Erinnern wir uns wohl noch, wie vor vierzig Jahren der gute Lavater mit seinem Eifern gegen alle Anthropomorphismen in der Schriftlehre von Gott unter uns belächelt wurde?) In der Lehre von Christo und seiner Person erklärt Milton nach einer sehr milden jedoch sehr würdigen Vorrede S. 57 unumwunden, daß auch er keine andere Vorstellung von ihm in der Schrift finden könne als jene, welche die meisten der älteren Väter des zweyten Jahrhunderts gefunden hätten, nämlich keine andere als jene, nach welcher er nicht von Ewigkeit gezeugt, auch nicht aus dem Wesen des Vaters nothwendig, sondern durch einen Actus seines Willens gezeugt, und deswegen auch dem Vater nicht dem Wesen nach ganz gleich, sondern ihm subordiniert sey. Die Gründe für die athanasisch-nicäische kirchliche Vorstellung werden dabey mit sorgfältiger Genauigkeit und auch S. 67 — 105 ausführlich genug, jedoch mit sehr anständiger Mäßigung von ihm widerlegt; da er sich hingegen S. 207 bey der Anführung der mancherley nutzlosen Bestimmungen, welche die kirchliche Orthodorie in der Lehre von der Vereinigung der Naturen in Christo anbrachte, und der so vielfachen Erklärungsversuche des Unerklärlichen, welche sie sich hier erlaubte, einiger Aeußerungen des Unwillens nicht entbrechen konnte, die sich leicht entschuldigen lassen. — Die Persönlichkeit des heiligen Geistes glaubt er S. 114 nicht bezweifeln zu können, wiewohl in zahl-

losen Schriftstellen in welchen von dem Geiste Gottes die Rede sey, an kein persönliches Subject gedacht werden dürfe; dafür kämen jedoch andere vor, wobey an ein solches gedacht werden müsse, aber eben deswegen könne dabey nicht an das göttliche Wesen selbst, sondern nur S. 123. an einen von Gott geschaffenen Geist gedacht werden, der auf der höchsten Stufe in der Geisterwelt, jedoch in gleichem Subordinations-Verhältniß mit seinem Urheber, wie der Sohn mit dem Vater stehen möge. „Quod autem — dies wird S. 110 bey dem Eintritt in die Lehre voraus bemerkt — ad naturam Spiritus attinet, quomodo existat, quove extiterit, scriptura tacet, unde nos, temerarii ne simus, admonemur. — Auf noch mehr eigenes stößt man in der Lehre von der Schöpfung überhaupt und von der Schöpfung des Menschen im besondern, wie von seinem Zustande vor und nach dem Falle. S. 128 — 131 wird bewiesen, daß die Welt nicht aus nichts geschaffen seyn kann, daß dieser undenkbare Begriff auch gar nicht durch die Schrift begünstigt wird, daß sie vielmehr selbst mehrmals andeutet: die Welt sey aus irgend einer Materie geschaffen, über welche wir freylich nichts bestimmen können, und daß man sich deswegen nur an die Grund-Idee halten sollte: quod Deus omnia non ex nihilo sed ex se produxerit, woraus sich zugleich als nothwendige Folge ergebe, daß nichts von allem Geschaffenen jemals wieder vernichtet werden — in nihilum interire — könne, quia non solum a Deo, sed ex Deo sunt omnia. — In Beziehung auf den Menschen im besondern findet es Milton sehr befremdend, daß man lieber von älteren heidnischen Philosophen als von der Offenbarung habe lernen wollen, worin das Wesen des Menschen bestehe, da doch die gewöhnliche Vorstellung davon, welche man von jenen auf-

gefaßt habe, so weit von demjenigen abweiche, welche uns die Offenbarung gegeben habe. In der Schöpfungsgeschichte heißt es S. 135 wird uns nicht nur bestimmt gesagt, daß der Mensch eine „lebendige Seele“ anima vivens sey, sondern auch beschrieben, wie er es geworden sey; nach diesem aber müssen wir annehmen „hominem esse animal per se et proprie unum ac individuum, non duplex aut separabile, aut ex duabus naturis inter se specie diversis atque distinctis, anima nempe et corpore, ut vulgo statuunt, conflatum atque compositum, sed totum hominem esse animam et animam hominem; corpus nempe, sive substantiam individuam, animatam, sensitivam rationalem, halitumque illum vitae nec divinae partem essentiae nec animam quidem fuisse, sed auram quandam sive virtutem divinam efflatam, potentiae tantum vitae et rationis habilem, corpori organico infusam.“ Ueber den Zustand des Menschen in dem sogenannten Stande der Unschuld wird vorzüglich bemerkt gemacht, daß er darin nur durch das einzige Verbot des Genusses einer bezeichneten Frucht, sonst aber durch kein positives Gesetz auch nicht durch ein Gesetz wegen der Sabbathfeier an das Natur-Gesetz aber nur so weit gebunden gewesen sey „quatenus ad imaginem Dei factus totam naturae legem ita secum natam et in sese insitam habuit, ut nullo ad eam praecepto indigeret.“ Dabey benutzte jedoch Milton S. 161 — 170 die Gelegenheit aus Veranlassung des schon im Paradiese von Gott eingesetzten Ehestandes seine besondere Ansicht darüber auszulegen, daß bey diesem Institut die Form der Monogamie weniger naturgemäß als die Form der Polygamie, zugleich aber auch S. 170 — 175 die Unauflösllichkeit des ehelichen Bandes keine wesentliche Bedin-

gung des Instituts sey. — In der Lehre von dem Sündenfalle ist er dagegen fast mehr als augustinisch-orthodox. So wie er in der Mo-
saischen Erzählung von der ersten Sünde des Menschen nur reine und wörtlich wahre Geschichte erblickt S. 181, so erkennt er auch, daß im Auge der göttlichen Gerechtigkeit die Sünde Adams als Sünde aller seiner Nachkommen, als peccatum commune omnium, habe erscheinen müssen, weil ja Adam das Bundeshaupt, das caput foederale, seines ganzen Geschlechts gewesen sey. Doch dies scheint ihm fast keinen eigenen Beweis zu bedürfen, weil es ja unleugbare Thatsache sey, daß sich auch die Folgen und Strafen der Sünde Adams, nämlich der geistliche und der leibliche Tod auf alle seine Nachkommen verbreitet hätten. Unter dem ersten versteht er ebenfalls mit Augustin die in der Natur Adams eingetretene und durch die natürliche Fortpflanzung auf alle Menschen übergegangene Ver-
schlimmerung, wodurch ihre geistige Kräfte zerrüttet und in Unordnung gebracht, die Richtung ihres Willens vom guten abgekehrt, eine Neigung oder ein Hang zum Bösen diesem einge-
drückt, und damit ihre ursprüngliche Aehnlichkeit mit der göttlichen Natur gänzlich entstellt worden sey; doch ist er S. 190 einzuräumen geneigt, daß dennoch dabey nicht alle Ueberbleibsel des göttlichen Ebenbildes an dem Menschen verschwunden, und besonders sein Wille nicht ganz um seine Freyheit, oder um das Vermögen, sich auch für das Gute zu bestimmen gekommen sey; aber dies mußte er wohl einräumen, da er schon vorher in den Lehren von der Erwählung und von der Gnade S. 43 den Wiederherstellungsgang des Menschen in das bessere nach einer synergistischen Theorie gezeichnet hatte. Ueber seine Vorstellung, in wie fern der leibliche Tod Folge des Falles geworden seyn möge, kommt man hingegen nicht

so bald in das Klare; da er sie nach seiner besondern Ansicht von der Natur des Menschen modificieren mußte. Es lasse sich, sagt er S. 192, schwer angeben, worin der leibliche Tod bestehe, oder was dabey vorgehe, sobald man von dem allgemeinen Begriff ausgehe, daß der Tod ein Aufhören des Lebens, *privatio vel extinctio vitae* sey; denn jetzt trete sogleich dabey die wichtige Frage ein: *gravis quaestio, theologorum praejudicio rejecta potius quam diligentius tractata*, ob der ganze Mensch oder nur der Körper des Menschen des Lebens beraubt werde? Nun beweist aber Milton S. 193 — 203 ausführlich, daß bey dem natürlichen Tode der ganze Mensch sterbe, und nicht nur sein Körper, sondern auch sein Geist und seine Seele zu leben aufhöre; doch läßt sich nicht gut herausbringen, ob er sich unter diesem Aufhören des geistigen und des seelischen Lebens jenen Zustand dachte, den man sonst zuweilen durch den Namen des Seelenschlafes bezeichnete. Dafür blieb er in der Erlösungslehre der gewohnten dogmatischen Lehrform völlig getreu, selbst der Einteilung des Mittleramtes Christi in ein prophetisches, hohenprieesterliches und königliches getreu. S. 215. Er bewies S. 225 selbst gegen Socinianer, daß uns Christus durch eine wahre, der göttlichen Gerechtigkeit vermittelst seines thätigen und leidenden Gehorsams geleistete Satisfaction mit Gott versöhnt habe; nur enthielt er sich beachtsam, die absolute Nothwendigkeit der Genugthuung demonstrieren zu wollen, oder die Beweise zu übernehmen, daß die Versöhnung bloß auf diesem Wege hätte bewirkt werden können. Von jenen Ansichten hingegen, welche in dieser Schrift über die Kirche, über ihre Glieder und ihre Diener, über ihre Sacramente und ihre Liturgie, über Kirchenzucht und Kirchengewalt ausgelegt sind; S. 280 — 370 wird man keine be-

fremdend finden, da es ja bekannt ist, daß sich Milton bis zu seinem Tode zu der Partey der Independenten hielt: nur mag man sich doch noch durch den gar zu seltsamen Grund etwas über- rascht fühlen, aus welchem S. 416 das Unnö- thige und Zwecklose liturgischer Formeln für den kirchlichen Gebrauch gefolgert wird.

An dem Schlusse dieser Anzeige können wir aber nicht umhin, es noch einmal mit Danke zu erkennen, daß uns hier das reine Miltonische Werk ohne alle fremde Zusätze gegeben worden ist. Der Herausgeber hat dafür gesorgt, daß das Manuscript selbst mit den Schreibfehlern, die es hin und wieder enthielt, abgedruckt wurde, und den Leser gewöhnlich nur in einer kurzen Note auf diese, und auf die leichte Verbesse- rung, welche sie meistens zuließen, aufmerk- sam gemacht, aber er hat sich nirgends eine An- merkung über den Sinn seines Autors, er hat sich selbst bey den verführerischsten Veranlassun- gen, welche ihm dieser gab, weder einen tadeln- den, noch einen berichtigenden Wink erlaubt, und diese Enthalttsamkeit verdient vorzüglich dank- bar erkannt zu werden, weil sie einen Theolo- gen der englisch = bishöflichen Kirche nicht wenig kosten mußte.

B e r l i n .

^ Gedruckt und verlegt bey G. Reimer, 1827:
Iwein, der ritter mit dem lewen, getihtet
von dem hern Hartman, dienstman ze
Ouwe, heraus gegeben von G. F. Benecke
und K. Lachmann. IV und 420 Seiten
in Octav.

Am kürzesten erfahren wohl die Leser, was sie in diesem Buche zu erwarten haben, aus den ersten Zeilen der Vorrede desselben, und mit diesen Zeilen wird daher auch wohl am schicklich- sten diese Anzeige beginnen.

‘Hartmans Iwein ist eines der ältesten und eines der lieblichsten Gedichte der mittelhochdeutschen Sprache. Auch hat es ein glücklicher Zufall gewollt, daß sich nicht wenige Handschriften desselben erhalten haben, worunter eine mehr dem zwölften als dem dreyzehnten Jahrhundert anzugehören scheint, und eine zweyte mit außerordentlicher Sorgfalt und Nettigkeit geschrieben ist. Hierin lag für uns eine Aufforderung, dieses Gedicht so lauter und rein herzustellen, und für Leser, die der alten Sprache nicht ganz unkundig sind, so klar und verständlich zu machen als wir, nach unsern Hülfsmitteln und nach unsern Kräften, vermochten.’

In wie fern dieses gelungen ist, darüber mag das Urtheil der Kenner entscheiden. Auffallen wird diesen vielleicht ein gewisses Schwanken zwischen ältern und strengen mittelhochdeutschen Formen. Allein dieses wurde absichtlich beybehalten, nicht nur aus gewissenhafter Treue – der ersten Pflicht eines Herausgebers – sondern auch aus der Ueberzeugung, daß ein solches Schwanken für eine gewisse Sprachperiode nothwendig statt finden muß. Zwischen dem althochdeutschen *furi* und dem mittelhochdeutschen *vür* mußte eine Zeit liegen, in der man gleich richtig *vüre* und *vür* sagte. Dasselbe gilt von *mîneme*, *mîme*, *mînem*, von *schame* und *schâm*, *danne* und *dan*, und in hundert andern Fällen. Hier eine strenge Gleichförmigkeit einführen, hieße die sprachgemäßen Uebergangsformen aus der Acht lassen. S. 5 ist dergleichen ausführlich besprochen. — Die Abtheilung in Abschnitte von dreißig Zeilen gründet sich nicht, wie in mehreren mittelhochdeutschen Gedichten, auf Handschriften, und will daher keineswegs als eine für den Iwein erwiesene Regel sondern nur als ein Versuch angesehen seyn. Allerdings verlangt die Critik, B. 297 u. 68, so wie B. 4775 u. 76, geradezu auszustrei-

chen, und 3. 3473 u. 74 sind, nach dem was S. 355 gesagt ist, höchst bedenklich. Wirft man nun diese drey Zeilenpaare weg, so kommen gerade 272 Abschnitte jeder von dreißig Zeilen heraus: ob zufällig oder absichtlich, wer weiß es? — Den untern Raum der Seiten nehmen diejenigen Lesarten ein, die für die Begründung des echten Textes bedeutend schienen; alle Abweichungen der Handschriften anzugeben, würde eben so endlos als zwecklos gewesen seyn. Eben so behandeln die hier eingeschalteten metrischen Bemerkungen nur das was sich auf Feststellung des Textes bezieht. Erläuterungen einzelner Wörter und Redensarten, so wie auch ganzer Stellen, Vergleichen des französischen und englischen Zweins, die Zusätze, welche der Giesener Handschrift eigen sind, finden sich von S. 296 bis 420 in den Anmerkungen.

Für den Druck sind, eben so wie in der Nibelungennoth (vgl. S. 781 dieser Anzeigen), die der Zeit zugehörigen Schriftzeichen gebraucht; auch sind auf gleiche Weise die langen Vocale bezeichnet. Die wenigen Druckfehler sind, damit auch der minder kundige Leser nicht Anstoß nehme, in den Anmerkungen angegeben. Ein paar Verbesserungen in diesen sey es erlaubt hier nachzutragen. S. 318 3. 12 ist statt *eine schwester* zu lesen *war eine schwester*, S. 330 3. 17 statt *des der*, und S. 418 3. 3 v. u. ist *er vor erde* auszustreichen. Was das am Ende der Vorrede erwähnte fertig liegende Register aller im Zwein vorkommenden Wörter und ihrer Verbindungen betrifft, so hat sich der mannigfache Nutzen desselben schon oft und viel bewährt, und den Wunsch erregt dergleichen Register für mehrere der vorzüglichsten Gedichte zu haben. Die Versicherung wird daher hier wiederholt, daß es als Anhang zu der gegenwärtigen Ausgabe nachgeliefert werden soll, so bald nur Gewißheit da ist, daß Mühe

und Kosten nicht vergebens darauf verwendet sind

P a r i s.

Bey Dondet & Dupré: *Mélanges asiatiques, ou choix de morceaux de critique et de mémoires relatifs aux religions, aux sciences, aux coutumes, à l'histoire et à la géographie des nations orientales; par M. Abel-Remusat.* 1826. Tome premier VIII u. 456 S. Tome second III u. 428 S. in gr. 8.

Eine Sammlung von 46 Aufsätzen, Fragmenten und litterarischen Critiken, fast alle schon früher (seit 1811) in französischen Zeitschriften gedruckt, jetzt gesammelt und geordnet, mit einigen Verbesserungen und Zusätzen. Noch sollen zwey Bände folgen, besonders der Litteratur, Geographie und Biographie gewidmet. Ungeachtet des allgemeinen Titels darf man nicht Untersuchungen über alle Hauptvölker Asiens erwarten: wer Belehrung über das westliche und südliche Asien sucht, nehme das Werk nicht zur Hand; sein vorzüglichster oder vielmehr einziger Gegenstand ist China und bisweilen auch Mittelasien. Indes den Titel übersieht man leicht bey dem wichtigen Inhalte des Werks. Ueber China sind so viele Vorurtheile verbreitet; wir kennen noch so wenig genau die Litteratur des gebildetsten Volks von Asien, und während das übrige Asien täglich bekannter wird, hüllt sich um China noch immer ein so dichter Schleier, daß auch die zerstreuten Blätter eines fast allein mit chinesischer Litteratur sich beschäftigenden Gelehrten erheblich genug sind, um von Vielen gelesen und geprüft zu werden. Ueberall bekämpft der Vf. falsche Urtheile über chinesische Sitten und Litteratur; zeigt die große Unkenntniß eines Fourmont, Baver und fast aller in Europa lebenden Gelehrten, die vor ihm für Kenner des Chinesischen galten, und auf die Wichtigkeit und den mannigfachen Inhalt chinesischer Bücher stets hin-

weisend, öffnet er zugleich neue und leichte Wege sie zu verstehen. Ob ihm die Hinwegräumung jener falschen Urtheile stets gelungen sey, bedarf bisweilen der zweifelnden Untersuchung oder Einschränkung. So bekämpft er II. S. 47 ff. das Vorurtheil über die Einsylbigkeit der chinesischen Sprache und möchte ihr gern dieselbe Vielsylbigkeit zuschreiben, die andre Sprachen so wohlklingend macht. Zwar wird hier gezeigt, daß das Chinesische durch Wiederholung desselben Worts oder Verbindung ähnlich = oder gleichbedeutender mehrsylbige Wörter hat, in der eine getrennte Sylbe ohne Sinn ist, und daß auch grammatische Flexion schon anfängt: aber dieses ist noch sehr weit von dem Character der anderen Sprachen, die Einsylbigkeit meiden, entfernt; das Altchinesische des Confucius kennt noch keine Flexion, und auch die chinesische Schrift läßt sich nur erklären, wenn Einsylbigkeit der Sprache noch das herrschende Princip ist. Sprachen, in denen die ursprünglich sehr kurzen, den chinesischen ähnlichen Stämme durch Hinzufügung einer Menge für sich allein nichts bedeutender und untrennbarer Buchstaben vermehrt werden, wie die indo-germanischen und semitischen, mußten am frühesten das Bedürfnis einer alphabetischen Schrift fühlen. Wie kann z. B. das Augment und die Reduplication des indischen Sprachstammes anders als mit Buchstaben geschrieben werden? Uebrigens enthalten wir uns der Auszüge aus einem Werke, das dem größten Theile nach nicht neu ist und aus den Auszügen und Critiken anderer, besonders seltener in Indien und China von Engländern gedruckte Werke besteht, und bemerken bloß, daß der erste Theil vorzüglich eine Critik der neuen chinesischen Bibelübersetzung, Bemerkungen über die Religion des Buddha und interessante Nachrichten über ein chinesisch-sanscritisches Wörterbuch enthält, und der zweyte Theil fast allein Recensionen der die chinesische Sprache betreffenden Werke umfaßt; am Schlusse meldet der Vf. von dem Plane

des ausführlichen Werks, worin er den kostbaren Schatz der chinesischen Handschriften zu Paris beschreiben wird.

E b e n d a s e l b s t.

Meng Tseu vel Mencium inter sinenses philosophos, ingenio, doctrina, nominisque claritate Confucio proximum, edidit, latina interpretatione, ad interpretationem tartaricam utramque recensita, instruxit, et perpetuo commentario, e sinicis depromto, illustravit Stanislaus Julien. Partis prioris continuatio. 1826. 133—230 S. und 65—122 S. chines. Text in gr. 8.

Der Anfang dieses auf Kosten der asiatischen Gesellschaft zu Paris und des Grafen von Casteyrie gedruckten Werks ist den Lesern schon aus dem 18. St. des Jahrg. 1825 bekannt. Die Fortsetzung liefert den Schluß des ersten Buchs, im lithographirten Original, Uebersetzung und Anmerkungen. Die Uebersetzung bleibt sich ganz gleich: sie ist zwar dem Anfänger ihrer slavischen Wörtlichkeit wegen nützlich, aber leider zugleich im schlechtesten, oft unverständlichen Latein; jedoch helfen die aus vielen Scholien mit großem Fleiß gesammelten Anmerkungen zum leichtern Verständniß. Sehr zu wünschen wäre, daß Hr. Julien in dem folgenden Theile, der das Ganze beschließen wird, einige Fragen aus der höhern Critik beantwortete, z. B. ob der Sittenlehrer der Verfasser des unter seinem Namen erhaltenen, zu den vier heiligen Büchern gerechneten Werks sey, welches dem Ref. aus mehreren Gründen kaum glaublich scheint; in welchem Verhältniß Mencius zu Confucius stehe; wann das Werk geschrieben und wann es den Büchern des Confucius angehängt sey. Die Berührung solcher Fragen würde den Nutzen des wichtigen Werks noch erhöhen.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 9. Junius 1827.

P a r i s.

Bey Rey: Essai statistique sur le royaume de Portugal et d'Algarve, comparé aux autres états de l'Europe, et suivi d'un coup d'oeil sur l'état actuel des sciences, des lettres et des beaux-arts parmi les Portugais des deux Hemisphères. Dedié à sa Maj. très fidèle par Adrien Balbi, ancien professeur de Géographie, de physique et de mathématiques, membre correspondant de l'Athénée de Treviso. 1822. Erster Band LII und 480 S. Zweyter Band 272 u. CCCLVIII S. 8.

Die viel benutzte und wenig genannte Schrift bestätigt die Erfahrung, daß Mathematiker gute Statistiker werden: sie scheuen nicht, sondern lieben die Zahlen, und ihre mathematische Natur hält sie von der mystischen Statistik fern, die ins Unendliche der Kraftentwicklung oder ins Leere schaut. Hier wird nicht bloß die Statistik von Portugal, sondern über Bevölkerungsverhältnisse, über die Anzahl der Schulen, Schüler und Studenten, über die Büchersammlungen, die

M [4]

zuerst erschienenen und die jetzt erscheinenden Druckschriften, über Soldaten, Staatseinkünfte und Schulden eine vergleichende Statistik von Europa gegeben. Die Einleitung weist namentlich nach, von wem der Vf. Nachrichten erhalten hat, man ist ihm von allen Seiten und auch durch Deffnung der Archive behülflich gewesen: Deutsche sind auch dabey, der Generalconsul der Hansestädte Lindenbergh, Besitzer der dort größten Naturaliensammlung, die Kaufleute Klingenhöfer und Krus, und der protestantische Prediger Wellermann. Den Anfang macht ein kurzer Abriss von der älteren Geographie, und von der Geschichte Portugals bis zur Regierungsveränderung 1821, die bekanntlich wieder verändert ist. Es folgt die Beschreibung der Landesbeschaffenheit. Die Hochgebirge von Granit hängen mit den Spanischen zusammen, und legen die Schneedecke auf ihren Gipfeln nicht ab, deren Höhe der Verf. von der Serra do Suazo auf 7400 Fuß und von der Serra da Estrella auf 7200 Fuß, Franzini nur auf 6460 Fuß berechnet, doch selbst die Genauigkeit dieser Berechnungen bezweifelt. Kalkberge und ungeheure Kalksteinlagen durchziehen das Land, welches nur zwey Ebenen an der Südseite des Lago und an der Mündung der Douga hat. An seiner Küste zeigen sich abwechselnd Brüche, Sandstrecken, Klippen und Vorgebirge. Es hat so viele heiße Quellen und so häufige Erdbeben, daß es ein Krater zu seyn scheint. In den Thälern ist die Hitze größer als in Brasilien, und auf den Höhen kaum die Wärme von Deutschland; in wenigen Stunden kann man sich aus der einen in die andere Luft versetzen. Zu Lissabon unterm $38^{\circ} 43'$ N. Br. und 36 Toisen über der Meeressfläche war von 1815 bis 1821 die höchste Wärme 24 bis 31 Grad Reaumur, und die niedrigste

Wärme mit Ausschluß des Jahrs 1820, worin 2 Grad Kälte waren, von 5 Grad bis zum Gefrierpunct. Die mittlere Wärme ist berechnet nach Franzini's Beobachtungen, für den Winter zu 11. 7. für den Frühling zu 15. 7. für den Sommer zu 21. 9. und für den Herbst zu 16. 9. Regentage hat man in einem Jahr 123 und in einem andern 149 gezählt. Nach dem ersten Regen, Anfangs October grünt das Land von Neuem, und die Bäume blühen wieder, aber die Früchte fallen unter den Regengüssen und Stürmen im December ab. In dem Winter, von Ende November bis Februar treten die Flüsse aus, mit Ausnahme der Gebirge friert es selten. Die Frühlingssonne im Februar und nördlich im März bringt den reichsten Blüthenschmuck, und im Junius ist die Ernte. Von Julius bis September verdorrt unter wolkenloser Sonne das ungeschützte Gras, und welken die Blätter. *Mineralien.* Die Grube von Abdissa, Gemarkung Sotubal gibt eine Goldausbeute von etwa 36 Mark. Zu Foz d'Alge, Gemarkung Thomar ist ein Eisenhüttenwerk wieder in Thätigkeit gesetzt. Eine Bleigrube war zu Bentozello, Gemarkung Torre do Moncorvo aufgenommen, scheint aber wieder liegen gelassen zu seyn. Dagegen hat der junge Betrieb der Steinkohlengruben von Buzarcos, Gemarkung Coimbra Fortgang. Der auswärtige Absatz der reichen Salzwerte, ist von 2 Millionen (leichter?) Crusaden auf 1 Million zurückgeschlagen (der Crusade gilt ungefähr 18 Ggr.). *Pflanzen.* Alpengewächse sind auf den Gebirgen wenig gefunden, aber in den Thälern, besonders von Minho stehen herrliche Eichwälder unter königlicher Obhut. Der Hauptbaum ist die süße Kastanie, und hat in den Forsten die Orange zur Seite. Delbäume sollte es mehr geben, und das Del besser behandelt wer-

den. Der Landbau ist mit Ausnahme von Minho, Tras-os-Montes und Beira, auch von dem Weinlande am Oberdouro in kläglichem Zustande. Der Mist, die künstlichen Wiesen fehlen; und die Versandung nimmt, wie in vielen Ländern, überhand, welches durch die Anzucht von Nadelholz an der Küste verhindert werden könnte. Nur in Alemtejo, größtentheils in Estremadura und stichweis in Algarvien herrscht der Weizenbau, in Minho und Beira und stichweis in Estremadura der Maisbau, in Tras-os-Montes der Rockenbau. Die Korneinfuhr beschränkt sich auf den Bedarf der Handelsstädte. Sie beträgt nach zwey und zwanzigjährigem Durchschnitt 110964½ Moyos, und ernährt, einen halben Moyo auf den Mann gerechnet, 221929 Einwohner das Jahr, oder die gesammten Einwohner 3,173000 an der Zahl 25½ Tag. Der Korn-ertrag und der Weinertrag läßt sich noch nicht angeben. Die stärkste Weinausfuhr 1801 hat 101076 Pipen betragen, die von 1818 zu 51,344 ist ihr am Werth fast gleich gewesen, und zu 16,829,000 Krusaden berechnet. (Wenn eine Pipe 3⅓ Orbst oder 20 Anker ist, so würde der Anker Portwein etwas über 12 Rthlr. kommen. Ausfuhrwein bedeutet in Portugal guten Wein, und umgekehrt in England Ausfuhrwaare schlechte Waare). **T h i e r e.** Die Pferdezucht ist unbedeutend. An der mangelhaften Hornviehzucht sind (wohl nicht) die vielen Fasttage Schuld (weil dieser Grund auch von der Schweinezucht gelten würde, die doch stark betrieben ist, da sich die Wölfe an Schweineheerden nicht wagen). Die meisten Schaaf gibt es in Beira, und sie wandern im Winter von dort nach Alemtejo, wo sie die feinste Wolle haben. Die Ausfuhr der einheimischen und spanischen Wolle 1819 betrug 40636 Arroben zu dem Werthe von fast 1,300000

Crusaden (das Pfund ungefähr 18 Sgr.). Es wimmelt an der Küste von Fischen; und nach einer amtlichen noch nicht ganz vollständigen Aufnahme von 1821 zählte man 2159 Fischerbarcken und 17614 Fischer, neben ihrer Ausbeute gehen noch Stockfische für 3 bis 4 Millionen Crusaden ein. (Dort nagen die Leute an gesalznen unschmackhaften Fischen, und könnten bey tüchtiger Wirthschaft nicht Hühner sondern Fasanen im Topf haben; in England sind die portugiesischen Apfelsinen fast wohlfeiler als die einheimischen Kartoffeln, und in Deutschland wissen wir nicht, was wir mit unserm Korn und Vieh anfangen sollen!) Bevölkerung. Sie ist größer als in der Vorzeit. Unter Kaiser August wurden 568126 Hausväter gezählt, wonach sich 2,840630 Einwohner berechnen. 1819 sind die Feuerstellen und Einwohner in 24 Gemarkungen gezählt, wonach mit Hülfe früherer Zählungen und Angaben die schon angegebene Volksmenge von 3,173,000 Einwohner herausgebracht wird. Gewisheit ist darüber nicht erlangt; und die Geburtsverzeichnisse werden von den Geistlichen sehr nachlässig geführt. Lissabon wird wenigstens 240,000 Einwohner haben, wohin alle Reiche aus dem Lande ziehen (wie es gewöhnlich geht). Das weibliche Geschlecht scheint auch dort zahlreicher als das männliche zu seyn; obgleich das Verhältniß zwischen den männlichen und weiblichen Geburten wie 14 zu 13, und zwischen den siebenjährigen Knaben und Mädchen wie 21 zu 20 sehr zu Gunsten des männlichen Geschlechts ausfällt. Regierung, ihre frühere, und die veränderte Einrichtung von 1821. Die Mengen der Oberbehörden mögen auf sich beruhen. An der Spitze jeder Gemarkung (comarca) steht für Verwaltung und Gericht der Corregedor, an seiner Seite über mehrere Gemarkungen der Provodore das Commarcas als

Übereinnehmer und als Aufseher über das gesammte öffentliche Rechnungswesen, die Verlassenschaften, und das Vormundswesen. Die Unterrichter werden theils vom Könige oder dem Grundherren (Juizes da fora) theils von den Gemeinen (Juizes ordinarios) für peinliche und bürgerliche Rechtspflege erwählt; doch haben auch die Gemeinen unter den Juizes da Fora das Recht sich eigene Richter zu wählen. (Die Spuren des gothischen Gerichtswesens in der Gemeinde, vor dem Gaue und mit Schöffen, Dezembargos, ein Duzend Bürger? sind noch bemerkbar. Portugiesisches Recht seit Alphons I. Die erste Gesetzsammlung ist von Alphons V. Código Afonsino, dann folgt C. Manuclino von 1513 oder 1514, die colleccão de Duarta Nunes de Leaa erhielt 1569 gesetzliche Kraft; und der Código Filippino von 1603 ist noch jetzt Hauptgesetzbuch. Unterm 18. Aug. 1769 ward verordnet, daß nach römischem Recht nur in Uebereinstimmung mit dem Naturrecht gesprochen werden und das canonische Recht in rein bürgerlichen Sachen nicht gelten sollte. An das Gesetzbuch von Philipp II. schließt sich eine Verordnungssammlung bis 1746 (Repertorio et colleccao) und eine neue bis auf den heutigen Tag (Colleccão desde 1746 até hoje) Noch ist Gütereinziehung und Verstümmelung Rechtens. Finanzen. Die Einkünfte des Portugiesischen Reichs, Brasilien mit einbegriffen, haben nach dem Finanzminister San Laurencio von 1808 bis 1821 im Durchschnitt jährlich 50 Millionen Cruzaden betragen. Kriegswesen. Die Einrichtung der Landmacht ist das Werk des Marschalls Beresford. 1811 waren 335439 Mann unter den Waffen, nämlich

das eigentliche Heer . . .	60,508 Mann
die Landwehr (milicias) . . .	58,500 —

die Ausfuhr 1806	. .	55 Mill. Crusaden
die Einfuhr —	. .	41 — —
Zusammen		96 Millionen
die Einfuhr 1819	. .	37 Millionen
die Ausfuhr —	. .	28 — —
Zusammen		65 Millionen

Der Handel war also um 31 Millionen zurückgeschlagen, und 1806 Mehrausfuhr 14 Millionen, dagegen 1819 Mehreinfuhr 9 Millionen gewesen. Hamburg hatte 1806 für 3 Millionen eingeführt und für 6½ Mill. ausgeführt, und 1819 nur für 1,750,000 Crusaden eingeführt und für 3 Mill. ausgeführt (Hamburg kauft für uns statt in Portugal nun wohl in Brasilien, aber verkauft dort nicht, wie in Portugal sonst, unser Korn.) Der Portugiesischen Gewerbsamkeit fehlt die Hauptwurzel, der tüchtige Handwerksstand, obgleich einzelne Handwerker, wie Maurer und Zimmerleute, aber mit nichten die Baumeister, in den großen Städten geschickt sind. Es hat der Minister Pombal vieles, aber mehr nach oben als nach unten gefördert. Man arbeitet mehr für den vornehmen als für den gewöhnlichen Bedarf, und die Gewerbsamkeit ist in einer einzigen deutschen Handelsstadt größer als in ganz Portugal. Man hat herrliche Wolle, und nur zu Portalegre, Covillsao und Fundao Tuchgewerke von einiger Bedeutung. Papier und nur schlechtes wird fast allein zu Alemquer gemacht. Selbst Lissabon hat nicht mehr als sechs namhafte Gerbereyen, und eine einzige große Tischlerwerkstätte; aber eine Menge Goldschmiede und Goldsticker. Von den wenigen Gewerken gehen die meisten auf königliche Rechnung. Schifffahrt. Es dienen 12000 Portugiesische Seeleute wenigstens im

Auslande, 1820 kamen in dem Hafen von Lissabon 293 einheimische und 907 fremde Schiffe, überhaupt 1200 an. Münze und Maß. Wege, Reiseweise etc. Plane zu großen Wegbauten sind gemacht, aber wegen Krieg und Geldmangel im Schatz nicht ausgeführt. Leuchttürme sind gebaut, aber sie leuchten zu Espichel, Roca u. s. w. nicht genug. Ein Maulesel kostet täglich wenigstens 5 Rthlr. Die Fahrt von Lissabon nach Falmouth mit dem Wochenboote 21 Pfund Sterling. (Die Fahrt von London nach Paris kostet nur 4½ Pf. St.) Man reist mit dem Monatsboot von Lissabon nach Rio-Janeiro für 190 Rthlr., wo gleich darauf wieder ein Monatsboot nach Lissabon abgeht. Die Post- und Frachtfahrt zwischen beiden Ländern ist auf diese Weise ununterbrochen, so schnell als möglich, und wohlfeil genug. Kirchenwesen. Die Anzahl der Kirchengemeinen ist nicht ganz gewiß, nach einer Berechnung von 1815 beträgt sie 4253 Gemeinen. Man hat die Geistlichen für weit zahlreicher gehalten, als sie sind. 1794 waren in ganz Minho nur 5177 Weltgeistliche bey einer Bevölkerung von 636082 Einw., berechnet man hiernach und für alle Gemeinen die Weltgeistlichen, so sind ihrer ungefähr 18000 in Portugal. Dazu kommen 5760 Ordensgeistliche in 360 Klöstern, wovon 5 den Ritterorden gehören, und 3093 Klosterfrauen in 138 Klöstern. Die Augustinerklöster sind die reichsten, und die Benedictiner am meisten mit Wissenschaft und Unterricht beschäftigt. 1821 waren in den weltlichen Stiftern 903 Frauenzimmer. Beschaffenheit der Einwohner. Am Gebirge der Estrella, auf den Höhen von Minho und Trás-os-Montes gibt es die stärksten und schönsten Leute, mit weißer Haut und blondem oder braunem Haar, sonst haben die Portugiesen gewöhn-

lich schwarzes Haar und Auge, Mittelgröße und gefällige, reiche Gestalt. Sie sind still und gut, bey den größten Aufläufen sieht man keine Unordnung, und selten hört man einen Fluch oder ein unzüchtiges Wort. Bey aller Frommgläubigkeit sind sie nie wilde Glaubenseiferer gewesen (?). Sie singen gern, und haben eben so glückliche Dichter aus dem Stegreif als die Italiäner. *Sprache.* Mit der Rechtschreibung sind sie noch nicht in Ordnung, und haben weder eine gute Sprachlehre noch ein gutes Wörterbuch ungeachtet ausgefekter Preise bis jetzt bekommen. Aus der Entstehungszeit der Sprache ist nur ein Gedicht übrig, welches um 1187 aufgefunden und dem letzten gothischen Könige Rodrigo um 730, zugeschrieben ist. Es fängt an:

O Roço da Cava impria de tal sanha
A Juliam et Horpas a saa grei daninhos,
Que em sembra cò os netos de Agar for-
nezinhos

Huà atimaron prasmada fazanha

Ca Muza . . .

In dem goldenen Zeitalter der Sprache von dem königlichen Schriftsteller Alphons V. † 1481 bis zu dem unglücklichen Zuge nach Africa 1578 bildete man die Sprache, wie alle lateinischen Dichtersprachen, nach den römischen Musterschriften, und man versuchte Gedichte zu machen, eben wie in Italien, die sich nach Belieben lateinisch oder portugiesisch lesen ließen. Die Geschichte der portugiesischen Sprache unter spanischer Herrschaft ist in der Vorbedeutung bezeichnet, daß König Philipp II. in Portugal mit spanischer Anrede empfangen ward, aber den Redner unterbrach, der in der Landessprache reden sollte, außer Fassung kam, und kein Wort hervorbringen konnte. Die Vornehmen sprachen spanisch, und vertauschten es nach der neuen Gründung des einheimi-

schen Königshausen mit dem Französischen, das auch dem Portugiesischen eingemischt wurde (und nun dem Englischen wieder seine Stelle abtritt, welches die meisten Officiere verstehen, die Kaufleute nicht entbehren können, und das zugleich mit dem Portugiesischen in den Verträgen mit England gebraucht wird). Deffentlicher Unterricht. Nach Pombal's Plan sollte jede Gemeinde wenigstens eine Schule haben, aber es bestehen erst nur 873 Volksschulen, auch ist der wechselseitige Unterricht noch nicht eingeführt. In gelehrten Schulen ist kein Mangel, aber man zählt im Ganzen nicht mehr als 39 Schüler. Auf der Universität Coimbra hatte der Lehrer der Sternkunde lange Zeit nur einen Zuhörer; und man hat für die mathematischen Wissenschaften überhaupt wenig Neigung. Die Rechtswissenschaft wird besonders nach deutschen Lehrbüchern von Waldeck, Heineccius u. a. vorgetragen; viele der übrigen Lehrbücher sind veraltet, und eine dreyfache Censur erschwert das Aufkommen von neuen. Die Lehrer gehen indeß doch mit der Wissenschaft fort, und machen die Zuhörer mit den besten auswärtigen Schriften bekannt. Die dortige Büchersammlung, 38000 Bände erhält zwar wenig neue auswärtige Werke, aber sehr viele gelehrte Zeitschriften. Druckereyen sind nur zu Lissabon, Coimbra und O Porto und liefern im Durchschnitt jährlich 100 Bücher. Vom Auslande werden höchstens für 50,000 Rthlr. Bücher bezogen, wovon die französischen mehr als drey Viertel betragen. Der gesammte Buchhandel wird auf 350,000 Rthlr. geschätzt. Topographie. Dürfte der schwächste Theil der Schrift seyn. Gebiete des portugiesischen Reichs in allgemeinen Angaben. Betrachtungen über die Hülfsmittel, die Stärke und Wichtigkeit des portugiesischen Reichs

durch Vergleichung mit den übrigen Ländern. Anhang. Der erste Theil enthält eine Beyspielsammlung von der Bildung der portugiesischen Sprache bis 1495; der zweyte eine Uebersicht des Zustandes der Wissenschaften und schönen Künste bey den Portugiesen in beiden Welttheilen. Hierauf scheinen die Leser am meisten aufmerksam gemacht werden zu dürfen, als auf ein lebendiges und sehr lehrreiches Gemälde von den Gelehrten und Künstlern in ihrer Arbeit, und von dem, was sie zur Hülfe oder zum Hemniß haben, und was sie leisten oder verfehlen. Das Gemälde ist nicht unübersehlich, aber auch wahrlich nicht arm an geistvollen, wissenschaftlichen Männern und Frauen, von denen die Gräfin von Deynhausen die portugiesische Frau v. Stael genannt wird. (Es ist die Marquise d'Alorno, deren Mann mit Hülfe seines Bruders und eines hannoverischen Reitertrupps von der Festung Spangenberg befreyt wurde).

Stuttgart und Tübingen.

Mein Antheil an der Politik (von dem Freyherrn von Gagern) I. Th. 236 S. II. Th. 393 S. 1826. in 8.

Je seltener es in Deutschland ist, daß practische Staatsmänner über ihre Laufbahn öffentliche Nachrichten geben, um desto schätzwerther sind die, welche wir erhalten. Wir haben nicht nöthig zu erwähnen, wie wichtig die Classe der *Memoires* für die Geschichte ist; die feineren Fäden des Gewebes derselben lernt man ohne sie nicht kennen; wie viel Behutsamkeit auch ihr Gebrauch in den Händen des Historikers erfordert. Wir erhalten hier die Berichte eines vielfach gebildeten, oft in bedeutenden politischen Verhältnissen handelnden Mannes; der als Schriftsteller auch bereits durch frühere Werke bekannt ist. Der

größere Theil der Leser, dem es nur um die Befriedigung von politischer Neugierde zu thun ist, wird wahrscheinlich am ersten nach dem zweiten Theil, auch: der Wiener Congreß überschrieben, greifen. Wir können nicht umhin, etwas bey dem ersten zu verweilen, der aus Nachrichten über die Jugendlaufbahn, und die frühern Verhältnisse des Vf. gibt. Es ist in unsern Augen stets von besonderm Interesse einen Mann werden zu sehen. Geboren 1766 aus einem reichritterschaftlichen Geschlecht in der Nähe von Worms, erhielt der Verf. seine Jugendbildung theils in Zweybrücken, theils bey Pfeffel im Elsaß; demnächst in Leipzig und Göttingen. Dann ward er als Beyfizer der Regierung zu Zweybrücken angestellt. Wir erhalten hier gleich ein lebendiges Bild, wie es zu der Zeit an den kleinen Höfen im Guten und Schlimmen herging; wie das Getriebe weltlicher und geistlicher Herren, wie man das jetzt nicht mehr so sieht, in das Privat- und in das öffentliche Leben eingriff. Bald jedoch kam der Verf., nachdem er vorher noch Wien, Joseph II. und Kaunitz, kennen gelernt, in Nassau-Weilburgische Dienste, und schon, 21 Jahr alt, an die Spitze der ganzen Landesverwaltung. Es war, 25 Jahr lang, eine treffliche Schule, im Contact mit Menschen jedes Standes. Bald kamen schwierige Zeiten, und der durch sie herbeygeführte Krieg. Der Vf. zeigt aus vertrauten Nachrichten, daß man in Frankreich ihn wollte, und er also unvermeidlich war. Er gewann die Freundschaft Custines; lebte nun auf oder in der Nähe des Kriegstheaters, und hatte Gelegenheit die Anführer kennen zu lernen. Man sah wohl ein, daß man mit stehenden Heeren keine Nation bekriegen könne; die Ideen von Landwehr und Landsturm keimten auf, aber es fehlte an Männern sie aus-

zuführen. Durch den Baseler Frieden ward den Rheinfürsten das Signal des *saue qui peut* gegeben. Ueber die damalige preussische Politik ein scharfes aber gerechtes Urtheil! Der Verf. folgte dem Weilburgschen Hofe, der sich nach einem Lustschloß bey Bayreuth geflüchtet hatte. Nach dem Luneviller Frieden ward er als Nassauischer Gesandter, der auch das Interesse des Branischen Hauses zu vertreten hatte, nach Paris geschickt. Hier kam er also auf den größern Schauplatz. Der Gesandte eines kleineren Hofes, so bald er nur durch seine Persönlichkeit sich geltend zu machen weiß (denn ohne dies ist er freylich Nichts), hat vor den Gesandten der großen Mächte manches voraus. Er hat nicht mit dem Mißtrauen zu kämpfen, kann mehrere und mancherley Verbindungen anknüpfen ohne Verdacht zu erregen, und ohne sich zu compromittieren. Es ist eben so lehrreich als angenehm zu sehen, wie der Verf. dies zu benutzen wußte. Wir werden dadurch tiefer in das damalige Pariser Leben hineingeführt, und machen manche wichtige Bekanntschaft. Unter diesen steht oben an die des Mannes, der von der Geschichte der letzten 40 Jahre vielleicht am meisten weiß, und am wenigsten öffentlich sagt, des jehigen Prinzen Talleyrand. Gewiß in keinem andern Werk findet man so reiche Beyträge zu der Kenntniß des Mannes, — ohne ihn doch zu compromittieren — als hier. Aber wir sagen Nichts davon, weil sich solche nicht wiederholen lassen. Unter den politischen Verhandlungen erwähnen wir hier nur den Ursprung und den Abschluß der Rheinbundsacte; worüber, da der Verf. den Antheil, den er daran hatte, keineswegs verbirgt, man hier die genauesten Aufschlüsse findet. Seit diesem Zeitpunkt und dem ausgebrochenen Kriege mit Preußen folgte der Verf. meist dem französischen Hauptquartier und

hatte auf die deutschen Angelegenheiten fortbauenden Einfluß.

Der z w e y t e Theil umfaßt die Periode des Wiener Congresses. Der Verf. wohnte demselben als erster Niederländischer Gesandte bey. Er bemerkt selbst, daß er keine Geschichte dieses Congresses, sondern nur seiner Thätigkeit dabey schreiben wolle. Aber wenn gleich die Besorgung des Dranischen Interesses hier für ihn die erste Aufgabe war, so beschränkte sich doch sein Wirkungskreis keineswegs darauf. Seine Stellung, unterstützt von seiner Persönlichkeit und seinen frühern Verbindungen, gaben ihm große Vortheile; er erhielt oft Einfluß, ohne ihn zu suchen. Daß bey einem politischen Congress auch ein guter Koch eine nicht unbedeutende Person sey, war ihm nicht entgangen. Es war gleich nach seiner Ernennung eins seiner ersten Geschäfte gewesen, sich einen solchen aus Paris aus Bery's Küche zu verschreiben. Seine Stellung als Gesandter einer Macht vom zweyten Range machte ihn zum natürlichen Unterhändler in den Verhältnissen dieser Staaten mit den fünf großen Mächten; und so konnte es nicht fehlen, daß er mit allen wichtigen Personen dieses in der Geschichte einzigen Congresses in Bekanntschaft und in Berührung kam. Die Geschichte der Diplomatiß liefert uns gewöhnlich nur die trockne Geschichte der Verhandlungen und ihrer Resultate. Der Einfluß, den die Gesinnungen, Charactere, und überhaupt die Persönlichkeit der Theilnehmer auf den Gang der Verhandlungen haben, mit Einem Wort der psychologische Theil der Geschichte bleibt nur zu sehr im Dunkeln, und wer sieht doch nicht, daß darauf das Meiste ankam? Soll dieser aber aufgeklärt werden, so kann es nur durch einen Mann geschehen, der selber zugegen war, der Verbindungen und Beobachtungsgestalt hatte. Indem sich dieses in dem Wf. vereinigte,

wird eben dadurch seine Erzählung einer der wichtigsten Beyträge für die Geschichte dieses Congresses. Der Verf. berichtet nicht bloß; oft sind Unterredungen mit den leitenden Personen, noch öfter Stücke aus Depeschen mit eingeschaltet. Mit welchem Erfolge das Interesse des Dranischen Hauses von ihm betrieben wurde, hat der Ausgang am besten gelehrt. Außerdem ist es vor allen die Geschichte der Entstehung des Deutschen Bundes, welche hier die mannigfaltigsten Aufklärungen erhält. Indem der Vf. die dort herrschenden Gesinnungen schildert, fügt er wohl mit vollem Recht die Bemerkung hinzu, daß es nicht an dem Congreß gelegen habe, wenn manche, damals gefaßten, Hoffnungen nicht erfüllt worden sind.

Es kann nicht der Zweck dieser Anzeige seyn, Auszüge aus einem Werke zu geben, das gewiß bereits in den Händen derer ist, für welche sein Vf. es schrieb. Wir wollten nur auf seine Wichtigkeit, als Beytrag zu der Geschichte der Zeit aufmerksam machen, und fügen nur noch hinzu daß in 25 Beylagen eine Reihe von Actenstücken gegeben ist, unter denen mehrere sich finden, für welche der Historiker dem Vf. Dank schuldig ist.

Hn.

G ö t t i n g e n .

Bev Vandenhoeck u. Ruprecht. Zu der im 124. Stück dieser Blätter von 1826 angezeigten Schrift: über die Ehegesetze im Zeitalter Karls des Großen von D. G. W. Böhm er ist nunmehr auch ein alphabetisches Register erschienen. Der Vf. hielt anfangs bey der geringen Bogenzahl dieser Schrift ein solches nicht für nothwendig. Da es aber öffentlich gewünscht worden war, so wird dasselbe hier nachträglich auf einem eignen Bogen mit fortlaufenden Seitenzahlen von S. 150 — 166 geliefert. Angehängt sind einige Berichtigungen u. Zusätze.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.

Den 11. Junius 1827.

P a r i s.

Précis historique sur Pie VII. contenant divers détails ignorés ou peu connus, tirés de Mémoires inédits, sur la famille, le caractère, la vie privée, l'Élection et le Gouvernement de ce Pontife, avec la description des Cérémonies, Pratiques et Formalités observées à Rome pendant la Vacance du Saint-Siège, ainsi que de celles, qui ont rapport à la tenue de Conclave, le tout accompagné de Notes et Pièces justificatives, telles, que Lettres, Bulles, et autres Actes originaux, orné de son Portrait. Par Jean Cohen, ancien Censeur royal. 1823. 335 Seiten in 8.

Der Titel dieser Schrift verspricht zwar keine vollständige Lebens- und Regierungsgeschichte Pius VII., zu welcher es ohnehin noch zu früh seyn würde, aber er erregt doch weitere und größere Erwartungen, als man durch sie erfüllt findet. Die versprochenen Nachrichten über seine Familie beschränken sich auf die Namen seines

N [4]

Vaters und seiner Mutter, und auf eine sehr uninteressante genealogisch-heraldische Untersuchung über den Zusammenhang, in welchem das Haus Chiaramonte zu Cesena mit dem edlern alten Stamme der Clermont in Catalonien und Frankreich gestanden seyn könnte, es wird aber nicht einmal angegeben, wie es mit dem Hause der Braschi, aus welchem der Vorgänger von Pius VII. stammte, sondern nur, daß es auch mit diesem zusammenhing. Eben so wenig speciell erfahren man von der Lage, worin sich die Familie befand, denn es wird immer nur überhaupt und nur im Vorbeygehen angedeutet, daß ihre Umstände nicht sehr glänzend waren, und auch seine ganze Jugendgeschichte, ja selbst seine ganze frühere Geschichte vor dem Pontificat wird S. 10 — 18 auf vier Blättern abgemacht. Man erfährt darüber nur, daß er im J. 1742 zu Cesena geboren, seine erste wissenschaftliche Bildung in einem Collegio zu Ravenna erhielt, im sechszehnten Jahre seines Alters in den Orden des h. Benedict in einem Kloster seiner Vaterstadt eintrat, hierauf seine Kloster-Studien zu Padua anfang, zu Parma fortsetzte, und in dem Kloster des h. Anselmus zu Rom endigte, wo er dann bald von Pius VI. als Nepot anerkannt, zum Bischof von Tivoli gemacht, im J. 1785 in das Collegium der Cardinäle aufgenommen, und zu gleicher Zeit von Tivoli nach Imola versetzt wurde. Ueber die ganze funfzehnjährige Zeit seiner Amtsführung zu Imola, in welche die ersten Raubzüge der Franzosen nach Italien hineinfielen, weiß Hr. C. nichts zu sagen, als daß er dabey eine grande prudence gezeigt habe; aber er weiß gar nichts von der demagogischen Predigt, welche der gute Chiaramonti in dieser Zeit der französischen Occupation seinen Bürgern zu Imola hielt, und daraus darf man sicher schließen, daß

er es für unmöglich hielt, die Wahrheit der Thatsache zu bestreiten, denn bey der Publicität, welche Hr. Gregoire der Predigt gegeben hatte, ist es undenkbar, daß er sie wirklich ignorieren konnte. Aus der Geschichte des Conclave, in welchem er im J. 1800 zu Venedig zum Papst gewählt wurde, ist nichts als der schon vorher bekannte Umstand im allgemeinen angebracht, daß er seine Erhebung zunächst dem Eigensinne der zwey Parteyen, in welche das Collegium der Cardinäle zuerst getheilt war zu danken hatte, indem die Partey des alten Pabsts den Cardinal Bellisoni, und die Partey ihrer Gegner an deren Spitze Antonelli stand, den Cardinal Mattei gewählt haben wollte. Von seiner persönlichen Haltung dabey wird nichts weiter erwähnt, als daß er — was man leicht glauben kann — um nur die Reise nach Venedig machen und sich in dem Conclave unterhalten zu können, die Hülfe eines Freundes in Rom ansprechen mußte, der sogleich ein Gut verkaufte, um ihm die verlangte Summe zu verschaffen, aber dafür durch die lucrativste Pachtung, die der neue Papst in Rom zu vergeben hatte, belohnt wurde. S. 19 hingegen findet man nun das ganze Ceremonial der Papstwahlen, mit allen den großen und kleinen Förmlichkeiten und Feyerlichkeiten, welche von dem Tode eines Papstes an bis zu der Krönung seines Nachfolgers beobachtet werden müssen, mit der ermüdensten Weitläufigkeit S. 20 — 85 beschrieben, oder vielmehr nur aus einem der zwanzig Werke, in denen man es schon längst beisammen hatte, ausgeschrieben. Dafür scheint nun der Verf. für die Regierungsgeschichte Pius VII. desto mehr gesammelt zu haben, und aus dieser desto mehr geben zu wollen; doch ist es eigentlich nur die Geschichte seiner Verwicklungen und seiner Kämpfe mit Napoleon und seines geistlichen und leiblichen Märtyrertums durch Napoleon,

die er etwas genauer verfolgt und ausführlicher beschreibt; aber in der Erwartung, etwas neues und bisher unbekanntes darüber zu erfahren, wird man auch hier getäuscht. Das Gewebe der Ränke mit denen er den guten alten Mann umspannt, um ihm zuerst das Concordat abzuschmeicheln, und hernach ein Opfer nach dem andern mit der ungroßmüthigsten, zuweilen selbst nur geheuchelten Härte abzapressen, und die lange Reihe der Neckereyen und Quälereyen, womit er ihn vom J. 1805 an bis zu seiner Entführung aus Rom, seinem Gefängniß zu Savona und seiner Deportation nach Fontainebleau mißhandeln ließ, ist der Welt schon längst aus und mit den darüber vorhandenen und aufgenommen Original-Acten aufgedeckt worden. Es mag immer seyn, daß Hn. Cohen einige der merkwürdigsten dieser Actenstücke auch im Original, oder doch in glaubwürdigen Abschriften zu Gesicht kamen, wie das eigenhändige Schreiben, das der Papst unter dem 13. Nov. 1805 nach der brutalen Besetzung von Ancona durch die Franzosen an Napoleon erließ, die Antwort von diesem darauf vom 6. Jan. 1806, und die zwey weitem Briefe, die darauf noch ebenfalls eigenhändig zwischen ihnen gewechselt wurden, S. 132 — 156, sie sind jedoch schon früher, und sie sind mit mehreren gleich wichtigen und anziehenden in das Publicum gekommen, die dem Verf. entgangen zu seyn scheinen. Auch von diesen mag er zwar einige gekannt, aber absichtlich übergangen oder unbenußt gelassen haben, weil er es gar zu schwer fand, dem guten Pius dabey das reine theilnehmende Mitleid seiner Leser ungemischt mit etwas Unwillen über die Schwächen die er dabey zeigte, und über die Blößen, die er dabey gab, zu erhalten. So fand er für gut, S. 244 über die Verhandlungen wegen des zweyten Concordats, das er sich zu Anfang des J. 1813 zu Fontainebleau ab-

pressen ließ, mit einem bloßen Zweifel an der Wahrheit der Thatsache und an der Echtheit der darüber vorhandenen Documente hinwegzugehen, was doch etwas zu stark seyn möchte, wiewohl wir im Ganzen sein durchgängiges Bestreben, den heiligen Vater möglichst fleckenlos darzustellen, eher zu billigen als zu tadeln geneigt sind. Wir finden auch die meisten der Entschuldigungs- und der Milderungsgründe sehr angemessen, die er für einige der unverbergbarsten Flecken und der unverkennbarsten Fehltritte in seiner Regierungsgeschichte anführt, aber wir tadeln vorzüglich, daß so manches, was in diese gehört, und selbst noch in die Geschichte seiner Kämpfe mit Napoleon gehört, ganz übergangen ist. Ueber allem, was unter diesen Kämpfen zwischen dem Papst und den auswärtigen gegen Frankreich alliierten Mächten durch anerkannte und durch geheime Agenten verhandelt wurde, ist der dichteste Schleier gelassen. Auch von der Maschinerie und von den Werkzeugen erfährt man nichts, durch welche der Papst selbst von seinen Gefängnissen aus seinen kirchlichen Einfluß noch in allen katholischen Ländern zu unterhalten und zu verbreiten mußte, von allen seinen Papsthandlungen aber, die in den Zeitraum nach seiner Restauration fallen, werden nur die Wiederherstellung des Jesuiten-Ordens, die Verbammungsbulle gegen die Freymaurer, das mit Frankreich, Neapel und Bayern geschlossene und mit einigen protestantischen Höfen in Deutschland eingeleitete Concordat, jedoch nur ganz kurz angeführt; ja der einzige S. 253 noch erwähnte, für Ref. bisher noch unbekannt, aber sehr merkwürdige und Pius VII. die höchste Ehre bringende Papst-Actus aus dieser letzten Periode seiner Regierung wird nur so flüchtig berührt, daß nicht einmal Zeiten, Orter und Namen bestimmt angegeben sind. Ein jüdischer Kaufmann, der sich zum Christenthum hatte bekehren lassen, war bey

der Inquisition zu Ravenna als Apostat benun-
ciert, und von dieser zum Tode verdammt worden;
sobald aber der Papst die Nachricht davon erhielt,
ließ er sich die Acten des Processus vorlegen und
begnügte sich nicht bloß damit, das Urtheil mit der
ganzen Procebur des Inquisitors zu cassieren, son-
dern er verfügte dabey, daß in Zukunft von kei-
nem Tribunal eine Anklage wegen Ketzerey mehr
angenommen werden dürfe, wenn sich nicht der
Ankläger persönlich dem Angeklagten gegen über
zu stellen bereit sey, und zugleich erließ er ein ei-
genes Decret, worin er die Todesstrafe für das
Verbrechen der Ketzerey auf immer abolierte. Mit
Recht nennt dies der Vf. ein „höchst memorables“
Decret; aber um so mehr möchte man wünschen,
daß wenigstens das Datum und die Form des
Erlasses von ihm bezeichnet worden wäre.

N I t e n b u r g.

Die catholische Kirche Schlesiens, dargestellt von
einem catholischen Geistlichen. Nebst einem An-
hange, enthaltend einige Wünsche eines vieljähri-
gen Seelsorgers. 1826. 405 S. in 8. — Ein-
ernste, sehr freymüthige und tief eindringende
Rüge der mannigfaltigen Mängel und Gebrechen,
an denen die catholische Kirche leidet. Von den
meisten ist es zwar, eben so gewiß als bekannt,
daß sie nicht nur in Schlesien, sondern noch an
mehreren Orten, und an einigen wohl noch in
einem höheren Grade darunter leidet; sehr weise
ist es aber, daß sie hier gewissermaßen nur als
Local-Gebrechen ausgestellt sind, welche nicht der
Kirche selbst, sondern nur den kirchlichen Local-
behörden zur Last fallen, und schon durch diese
ohne die Dazwischenkunft von jener verbessert und
gehoben werden könnten. Dies ist bey allem der
Fall, was von S. 32 über die Mängel in der Ein-
richtung des bischöflichen Seminars — von S. 39
über die Stellung des Diöcesan-Clerus — S. 88.

100 über die Lage der dotierten und undotierten Caplaneyen — S. 104 über die Verleihungs-Art der Pfründen — S. 124 über die jämmerliche Beschaffenheit aller zu der christlich-moralischen Volksbildung vorhandenen Hülfsmittel, über den Unsinn, der schon der Jugend in den Katechismen, die in der Diocese autorisirt sind, beygebracht wird; über den gänzlichen Mangel eines brauchbaren Gesangbuchs für das Volk; über die scandälösen Parteen in dem Diöcesan-Ritual-Buch, in welchem selbst noch die Bulle in Coena Domini vorkommt, und über das Unwesen des Messenhandels, der Beichtpraxis, der privilegierten Heiligenbilder und der Wallfahrten mit der unwiderstehlich-fühlbarsten Wahrheit geklagt wird. Nur den unseligen Folgen, welche nach S. 55 der dem Clerus aufgezwungene Coelibat auch in Schlesien nach sich zieht, dürfte sich schwerlich ohne die Mitwirkung der höchsten kirchlichen Autorität abhelfen lassen, und eben so wenig möchte sich ohne diese der Uebelstand der lateinischen Liturgie, durch welchen so viel Gutes verhindert wird, gänzlich heben lassen, wiewohl dabey das Einschreiten der Bischöfe schon sehr viel mildern könnte, was auch an mehreren Orten geschehen ist. Es ist indessen sehr gut, daß auch diese Uebel gerügt sind, denn sie sind eben so schreyend und ebenso notorisch als die übrigen und dies ist es vorzüglich, wovon, wie wir glauben, die Wirkungen dieser Schrift ausfließen werden. Es ist unmöglich, daß sich jetzt das Volk oder doch der bessere Theil des Volks, zu unserer Zeit in einem Lande wie Schlesien und unter einer Regierung wie die Preussische, über die Mängel in seinem religiösen und in seinem kirchlichen Zustande, welche hier aufgedeckt sind, noch lange die Augen verschließen lassen könnte. Gewiß werden sie jetzt tausenden, die schon vorher ein dunkles Gefühl davon gehabt haben mögen, durch diese Schrift völlig geöffnet werden; und da man sicherlich auch auf die Geneigtheit der Regierung rechnen darf, zu jeder

Verbesserung in den Formen des Cultus und der kirchlichen Verfassung die Hände zu bieten, durch welche die Sache der Religion selbst gefördert werden kann, so wird sie gewiß auch ihren Zweck nicht ganz verfehlen. Nur glaubten wir ihre Wirkung sicherer verbürgen zu können, wenn es dem ungenannten würdigen Vf., der jedoch gewiß in seinem Kreise gekannt ist, gefallen hätte, gegen die Parthey, die sich durch seine offene Ausstellung der Gebrechen der schlesisch-catholischen Kirche aus mehr als einem Grunde gekränkt fühlen wird, eine etwas andere Stellung anzunehmen. Er hätte leicht zeigen können, daß mehrere jener Gebrechen von der Kirche selbst mehrmals beklagt, und manche der von ihm gerügten Mißbräuche selbst noch von der Synode zu Trident mißbilligt worden seyen. Er hat dies auch bey einigen gethan — aber er hätte es bey mehreren thun, und dadurch seiner Schrift sehr viel von der reizenden Kraft, die sie unfehlbar äußern wird, benehmen können. Wenigstens war es sehr unnöthig, diese absichtlich zu verstärken, und am wenigsten nöthig, sie durch Ausfälle auf die römische Curie und auf ihr Papalsystem zu verstärken, aus welchem die meisten der gerügten Gebrechen und Mißbräuche ursprünglich ausgefloßen seyn sollen. Dies mag ganz richtig, und gerade bey den schlimmsten darunter am richtigsten seyn; wenn sich aber auch der Nothwendigkeit nicht ausweichen ließ, zuweilen darauf hinzuweisen, so zwang ihn doch keine, sich schon in der Einleitung so stark und so bestimmt über jenes System auszusprechen. Dies wird man nur allzu gewiß benutzen, um die weitere Wirksamkeit des Vf. in seinem Kreise zu lähmen oder zu hemmen, und wenn auch seine Schrift nicht ganz wirkungslos dadurch gemacht werden mag, so mag doch schon durch jenes, wie wir glauben, selbst wenn es auch nicht ganz gelingen sollte, der guten Sache genug geschadet werden.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. 95. Stück.

Den 14. Junius 1827.

E d i n b u r g h.

Printed for Bell and Bradfute: A treatise on the epidemic puerperal fever as it prevailed in Edinburgh in 1821. 22 to which is added an appendix, containing the essay of the late Dr. Gordon on the puerperal fever of Aberdeen in 1789. 90. 91. 92. By William Campbell M. D. fellow of the royal college of surgeons and lecturer on Midwifery etc. XVI u. 303 S. u. 111 u. 68 S. gr. 8.

Das Werk beginnt mit einer kurzen Geschichte dieser Krankheit, in der beyläufig gezeigt wird, welche langsame Fortschritte die Medicin überhaupt, und besonders die Geburtshülfe, in Großbritannien gemacht haben, derenwegen seine Aerzte auch von denen des Festlandes die ersten Kenntnisse vom Kindbetterinnenfieber und seiner Behandlung bekommen hätten. Hippokrates und den älteren Aerzten überhaupt, war diese Krankheit schon bekannt, und sie empfahlen bereits Blut-Entziehungen dagegen, die auch von

D [4]

einigen der späteren, obgleich nicht nach gehörigen Anzeigen und entschieden genug, von den übrigen aber entweder gar nicht, oder nur im Nothfalle mit der größten Vorsicht angewendet wurden. Es rührte dies von den verschiedenen Ansichten her, die sie von dieser Krankheit hatten, indem einige von ihnen sie mit dem Hippokratés und Celsus für eine Entzündung der Gebärmutter hielten: andere für einen entzündlichen Zustand des Mezes und der Därme; wiederum andere für eine Krankheit von eigenthümlicher Natur, entweder fauliger, oder galliger, oder vermischter; und noch andere endlich für eine Entzündung des Bauchfells. Der Meinung deutscher Aerzte geschieht überhaupt nur wenig Erwähnung, und am wenigsten der neueren, indem des Verf. Kenntniß von ihnen nicht weiter als bis auf Selle geht. Er überschätzt daher auch die Verdienste Gordons um die Behandlung dieser Krankheit gar sehr, die er selbst denen eines Jenner zur Seite stellt. Der zweyte Abschnitt beschäftigt sich mit den Symptomen. Die Krankheit bricht gemeiniglich am zweyten oder dritten Tage nach der Entbindung aus, doch fehlt es nicht an Beyspielen, sowohl ihres früheren, als auch späteren Eintritts. Frost und Schmerzen in der Stirne und in den Augäpfeln feltener im Hinterhaupte sind die ersten beständigen Zufälle. Characteristisch sind beide, nach Ref. Beobachtungen, nicht, und die letzteren fehlen oft gänzlich. Die Hitze fand der Verf. nachdem der Frost aufgehört hatte, öfters wenig verstärkt, und sie wuchs nicht selten erst nach starken aber partiellen, und auf den Rumpf beschränkten Schweiß. Die hiermit eintretenden und selten fehlenden Schmerzen im Unterleibe und den Hüftgegenden, waren mehr dumpf als lebhaft, wodurch sie sich von den Nachwehen unterschieden, sie nah-

men beym äußeren Drucke aber zu. Sie wuchsen im Verlaufe der Krankheit ungeachtet kurzer und triegerischer Nachlässe, und verbreiteten sich mehr über den Nabel hinauf. Der Bauch war gleich Anfangs gespannt und aufgetrieben, und dehnte sich allmählich mehr und mehr, ja so stark aus, daß er dicker wie vor der Entbindung erschien. Auch die Gebärmutter war noch stärker ausgedehnt als bey gesunden Wöchnerinnen, so daß man sie deshalb deutlich über den Schaambeinen fühlen konnte, und sie war zugleich gegen jede Berührung empfindlich. Die Kleinheit und Schnelligkeit des Pulses waren charakteristisch. Die Kranken lagen meistens auf einer Seite vor sich hin, weil sie sich nicht wohl umbrehen konnten. Die Augen waren trübe und thränen, die Zunge bis auf einen rothen Streifen in der Mitte im Anfange der Krankheit weiß, in ihrem Fortgange aber braun und sehr trocken, und eben so verhielt es sich mit dem Durst der Anfangs gelinde, hernach aber sehr heftig war. Hitze und Feuchtigkeit oder Trockenheit der Oberfläche des Körpers zeigten sich unbeständig, und das Einathmen, in Folge des Leidens und der Ausdehnung des Unterleibes, kurz und häufig. Der Magen und der ganze Nahrungscanal litten beträchtlich, und daher entstanden Ekel, Würgen und Erbrechen, zuerst von wässerig schleimiger Feuchtigkeit und hernach von einer schwarz gefärbten Materie, als Kaffeesatz, und entweder hartnäckige Verstopfung, oder eben so hartnäckiger Durchfall, öfters mit unwillkürlichen Abgängen. Das Ausgeleerte zeigte bisweilen eine schwarzbraune, bisweilen aber aschgraue Farbe, und war schäumig, und roch, sobald es flüssig war, immer sehr übel. Die Milch-Absonderung stellte sich, wenn sie noch nicht im Gange war, nicht ein, und hatte sie schon begonnen, so hörte

sie wieder auf. Der Lochialfluß hatte immer mehr oder weniger abgenommen. Die Urinwege pflegten wohl mitunter, doch nicht bedeutend in ein Mitleiden gezogen zu seyn. Das aus der Ader gelassene Blut bildete im Anfange einen dicken und festen Ueberzug, und enthielt viel Coagulum, das sich aber mit der Zunahme eines grünlichen Serums bey wiederholten Blutentziehungen verminderte. Die Geisteskräfte blieben mit Ausnahme von vier Fällen unverletzt. Die Dauer der Krankheit ist, nach Beschaffenheit der Umstände, sehr verschieden. Es gab Fälle in denen denen der Tod nach 24, ja sogar schon nach 18 Stunden erfolgte, die größte Zahl der Opfer dieser Krankheit starb jedoch am fünften Tage, vom Anfange der Krankheit an gerechnet, eins am ersten und ebenfalls eins noch am 8ten Tage. Kurz vor dem Tode hörten meistens alle Schmerzen auf, und die mit klebrigem Schweiß bedeckten Kranken starben mit großer Gemüthsruhe. Verwickelungen der Krankheit mit Rose oder mit Friesel kamen nicht vor, und nur in zweyen Fällen hatte das Uebel gleich einen, obgleich kaum deutlich ausgesprochenen nervösen Character. Im Allgemeinen war der Zustand rein entzündlich, und endete wie alle andere Entzündungen, am häufigsten durch Zertheilung oder Ausschwizung und Brand, und nur einige wenige Male durch Bildung eines Abscesses. Bey guter Behandlung wurde bey drey Viertheilen der Kranken das Leiden durch Zertheilung gehoben. Bey dieser Aufzählung der Erscheinungen unter denen das Kindbetterinfieber in der vom Verf. beobachteten Epidemie verlief, gereicht es ihm zu einem großen Verdienste, daß er die Beobachtungen seiner Vorgänger hierüber, sowohl die bestimigten als auch die abweichenden, in den Anmerkungen beygefügt hat.

Um seiner Darstellung jedoch mehr Anschaulichkeit zu ertheilen, erzählt er acht und vierzig Krankengeschichten von Personen die er an diesem Fieber behandelte, und die zum Theil genesen, zum Theil aber starben. Den letzteren sind auch die Sectionsberichte beygefügt. Vorher sucht er sich jedoch von dem Vorwurfe zu reinigen, der ihm von einem berühmten Mann, den er aber nicht nennt, und seinen Anhängern gemacht worden, als wäre es gar nicht das echte Kindbetherinfieber gewesen, das ihm zur Behandlung vorgekommen sey. Liest man die mitgetheilten Beobachtungen indessen unbefangen durch, so wird man nicht zweifeln, daß Hr. Campbell nicht diese Krankheit wirklich sollte gesehen und behandelt haben. Dagegen kann man ihn nicht von dem doppelten Verdachte frey sprechen, eines Theils, es durch zu voreiliges und reichliches Ueberlassen in manchen Fällen, aus bloßer Furcht dafür, hervorgerufen zu haben, wo es ohnedies gewiß nicht eingetreten seyn würde, und anderen Theils, eine einzelne besondere Form mit der ganzen Gattung verwechselt zu haben. Ihm so wenig, als den meisten seiner Landsleute fällt es ein, daß das Kindbetherinfieber nicht bloß von einer activen, sondern auch von einer passiven Entzündung abhängen könne, ja daß, bey übermäßigen Blutentziehungen, die Anfangs wirklich active leicht in eine passive verwandelt werde. Nichts ist aber geeigneter eine solche passive Entzündung des Bauchfells und der zum Uterinalsysteme gehörigen Werkzeuge herbeizuführen, als Unterbrechung der Verrichtungen, unter denen sich der geschwängert gewesene weibliche Körper zu dem Zustande des Ungeschwängertseyns wieder zurückbildet, durch Ursachen die eine wahre Schwäche bedingen, und daher besonders auch durch Blutungen, seyen es von freyen Stücken einge-

treten, oder absichtlich herbeygeführte. Wir können daher auch nicht in das allgemeine Resultat einstimmen, das der Verf. aus seinen sämtlichen Beobachtungen zieht: daß die Lanzette das zuverlässigste Heilmittel gegen alle Fälle des wahren Kindbetterinfiebers sey, indem wir überzeugt sind, daß wie wohlthätig sie auch in vielen Fällen ist, sie doch unnöthig und übermäßig angewandt, sowohl die gefahrlosesten Wochenfieber in diese bössartige Krankheit verwandeln, als auch diese verschlimmern und zu einem tödtlichen Ausgange bringen kann. —

In dem Abschnitt „Pathologie“ ladet derselbe, außer den eben ausgesprochenen, noch einen andern großen Vorwurf auf sich. Er behauptet nämlich, daß diese Krankheit überall nicht von eigenthümlicher Art sey, und mit dem Wochenbette nur zufällig zusammenhänge. Zum Beweise führt er an: daß der Leichenbefund bey den verschiedenen an der Krankheit gestorbenen Wöchnerinnen nicht die nämlichen sondern immer verschiedene Resultate gegeben habe; und daß in der nämlichen Epidemie Frauen, die nicht in Kindbette lagen, und die weder schwanger waren, noch stillten, ja selbst Männer, mit den nämlichen Zufällen erkrankten, und unter denselben Erscheinungen starben, als die Wöchnerinnen die mit dem sogenannten Kindbetterinfieber behaftet waren. Dieser Ausspruch genügt wohl um zu beweisen, daß die Kenntniß des Verfs. von dem wahren Kindbetterinfieber keinesweges so vollständig sey, um uns in der Erkenntniß und Behandlung desselben in allen Fällen sicher von ihm leiten zu lassen. Offenbar hatte er es mit einer epidemischen Krankheit zu thun, die auch Kindbetterinnen befiel, und wegen des besondern Zustandes in dem sie sich befanden, das ihnen eigenthümliche und davon benannte Fieber

erzeugte. Der Verf. beobachtete also, wie schon oben angedeutet wurde, in der That nur eine einzelne besonders modificierte Art dieser Krankheit, keinesweges aber die Gesamtheit der Zustände, die unter dem Sattungsnamen Kindbeterinfieber begriffen werden, und daher kann seine Abhandlung auch nur als ein mit Vorsicht zu benutzender Beytrag zu ihrer vollständigen Geschichte angesehen werden. Dies zeigt sich auch in den folgenden Abschnitten. Der ursprüngliche und eigentliche Sitz der Krankheit ist nach ihm verschieden, bald der Uterus mit seinen Anhängen, bald die Gedärme, bald das Bauchfell und bald das Netz. Es kömmt hierauf, meint er, auch gar nicht an, wenn man nur ihre entzündliche Natur im Auge behalte, die in allen diesen Theilen eine gleiche Rücksicht fordere. Recht hat derselbe allerdings darin, daß das Uebel von einer Affection der verschiedensten Bauch- und Becken-Eingeweide, ja selbst von den Bändern des Beckens ausgehen kann, Unrecht aber, wenn er von der bloßen Entzündung eines oder des anderen dieser Theile das Wesen der ganzen Krankheit ableitet. Es ist völlig erwiesen, und selbst auch von seinen Landsleuten und Gewährsmännern anerkannt, daß eine Wöchnerin von der Entzündung jedes dieser Theile, und namentlich der Gebärmutter befallen werden könne, ohne daß daraus stets ein Kindbeterinfieber entsteht. Zu diesem gehört immer eine Störung der dem Uterinalsystem angehörigen Werkzeuge in ihren zum Uebergange in den ungeschwängerten Zustand nach der Geburt nöthigen Verrichtungen, die mit einem krankhaften Ergriffenseyn des Bauchfells verbunden ist. Obgleich nun eine durch Ursachen, welche es auch seyn, bedingte Entzündung eines oder des anderen Bauch- oder Becken-Eingeweides wohl einen krankhaften Zustand dieser Art herbeyführen kann, so

sind doch solche Entzündungen, mit Ausnahme der zum Uterinalsysteme gehörigen, im Ganzen viel häufiger seine Folgen, als seine Ursachen. Von der Gebärmutter-Entzündung muß ich jedoch bemerken, daß ich sie nur dann selbstständig im Wochenbette verlaufen gesehen habe, wenn sie nur auf kleinere Stellen beschränkt war, und weder die Wochenverrichtungen störte, noch das Bauchfell in ein Mitleiden zog. Wenn der Vf., unter der Ueberschrift: vorbereitende Ursachen, die Veränderungen die im Körper einer Schwangeren, Kreisenden und Wöchnerinn vor sich gehen, für vorbereitende Ursachen des Kindbette-rinfiebers hält, so hat er darin zwar ganz Recht, er widerspricht sich aber dadurch, indem er vorher die Eigenartigkeit der Krankheit leugnete, die gerade davon abhängt. Dieser Widerspruch erscheint auch in der Darstellung der erregenden Ursachen, unter denen viele aufgeführt werden, die entweder überall nur bey der Geburt und im Wochenbette eintreten, oder nur während des Letzteren ihre bestimmte Wirkung äußern können: Epidemische Einflüsse, die vom Wetter abhängen, beschuldigt der Verf. dennoch aber hauptsächlich, und bezweifelt dagegen die Entstehung dieser Krankheit von einem Ansteckstoff. Die in Deutschland gemachten Beobachtungen sprechen gerade für das Gegentheil. Unter der Ueberschrift: Diagnose, stellt er folgende für diese Krankheit auf: heftige fixe Schmerzen im unteren Theile des Bauchs, die bey dem Drucke zunehmen, oder eine allgemeine schmerzhaftige Empfindung (general soreness) im Unterleibe, die bey dem Drucke heftiger wird, mit häufigem Pulse, beschleunigter Respiration, und Unvermögen sich im Bette von einer Seite zur anderen zu legen, beweisen, daß die damit behaftete Person am Kindbette-rinfieber leide. — Wie unvollständig, wie wenig geeignet, diese Krankheit von anderen Wo-

chenleiden zu unterscheiden, und wie unzuverlässig deshalb diese so genannte Diagnose ist, bedarf für deutsche Leser wohl keiner weitläufigen Auseinandersetzung. Wie viele Wöchnerinnen gibt es nicht, die bald nach der Geburt, ja öfters bis die Milchabsonderung gehörig in den Gang gekommen ist, alle diese Erscheinungen, ohne die geringste Spur von Kindbetterinfieber darzubieten; und wie oft fehlen diese Erscheinungen dagegen nicht im Verlaufe des wahren Kindbetterinfiebers? Die Vergleichen die zwischen dieser und einigen anderen Wochenkrankheiten angestellt werden, sind höchst oberflächlich, und beziehen sich nur auf das eintägige Fieber der Wöchnerinnen (ephemera), Nachwehen, Kolik und Cholera. Die Prognose hält auch unser Verf. für höchst ungünstig, doch glaubt er daß dies mehr von dem oft schleichenden, und deshalb im Anfange unbeachteten Eintritte der Krankheit, von der Sorglosigkeit und Hartnäckigkeit der Kranken mit denen sie zu rechter Zeit die nöthige Hülfe zu suchen, und anzuwenden verschmähen, und von der bisher unrichtigen Behandlung, als von der Natur der Krankheit selber abhängt. Die Mittel die er empfiehlt sind, wie schon nach dem Vorhergehenden zu erwarten war, allgemeine und örtliche Aderlässe, ölige Einreibungen und warme erweichende Umschläge auf den Bauch. Der Schmerz im Unterleibe und die Stärke des Pulses geben den Maassstab für die Menge des zu entziehenden Blutes ab. Daß bey der stärksten Anzeige dazu oft der Puls sehr klein und kaum zu fühlen ist, wird hier nicht berücksichtigt, obgleich der Verf. früher selber anmerkt, daß der Puls bey dieser Krankheit klein und schnell gewesen sey. Zur örtlichen Blutentziehung sollen sechszig bis hundert Blutegel auf den Unterleib gelegt werden. Purgiermittel passen, wenn im Anfange der Krankheit

der Leib verstopft ist, unmittelbar nach hinreichenden Aderlässen, und zwar nur die milderen als Ricinusöl, oder bey unüberwindlichem Ekel dagegen, ein gelindes Purgiersalz. Der Anwendung des Kalomels in großen Gaben, und der drastischen Abführungen die Armstrong so sehr empfiehlt, geschieht gar nicht Erwähnung. Die von ebendemselben beschriebene Blutdrangkrankheit (congestive disease of child-bed) der Kindbetterinnen hatte unser Verf. nicht zu beobachten Gelegenheit. Zur Vorbeugung des Kindbetterinfieters empfiehlt er besonders die möglichste Entfernung alles dessen, wodurch sowohl während der Schwangerschaft und Geburt, als auch im Wochenbette, eine entzündliche Anlage entstehen, oder gar die Entzündung selber hervorgerufen werden könnte. Der letzte Abschnitt gibt von dem Zustande des Wetters während der Epidemie Nachricht. Den Anhang, Gordons Werk, übergehen wir, da es schon 1795 erschien, und also bekannt ist.

Mde.

W i e n.

Bey Friederich Wolfe 1826: Tractatus de partu praematureo artificiali, auctore Piringer M. D. et A. Obst. Magistro. II und 72 Seiten in gr. 8.

Diese kleine Schrift ist die Inaugural-Dissertation ihres Verfassers, und sie zeichnet sich als solche zu ihrem Vortheile aus. Nach einer kurzen geschichtlichen Darstellung der Operation, die wir die künstliche Frühgeburt nennen, hauptsächlich nach Reisingers Schrift darüber kündigt der Verf. sich als ihren entschiedenen Gegner an, und stellt die meistens schon von Anderen davor vorgebrachten Gründe, die von ihren Lobrednern, wie man gestehen muß, in der That zu wenig berücksichtigt werden, recht gut zusam-

men. Mißbilligung verdient es jedoch daß er dabey keinen festen Standpunct behauptet, und wissenschaftliche und moralische Einwürfe immer durch einander mengt; mit keinen von beiden aber völlig im Klaren ist. Die wissenschaftlichen Gründe, die der künstlichen Herbeiführung der Frühgeburt entgegenstehen, sind allerdings wichtig genug, um gegen ihre übereilte und unvorsichtige Anwendung zu warnen; sie aber als durchaus unnütz, ja schädlich darzustellen, dazu reichen sie nicht hin. Bleibt sie darnach aber, auch nur für einzelne Fälle, in dem Maaße gesichert, daß sie darin als das einzigste Mittel zu einer wahrscheinlicheren Erhaltung der Mutter und des Kindes, ja selbst nur ersterer allein, als irgend ein anderes uns darbieten könnte, erscheint, so ist ihr Gebrauch auch von moralischer Seite hinreichend gerechtfertigt. Ueber das Verhältniß einer Schwangeren zu ihrer Leibesfrucht, in Beziehung auf die Wahl eines der bey ihr nothwendig werdenden Kunstverfahren, der künstlichen Frühgeburt, der Anbohrung des Kopfes und der Zerstückelung des Leibes der Frucht, oder des Kaiserschnitts, ist der Vf. noch völlig im Dunkeln, und beschäftigt sich daher noch immer mit der ganz unnützen und lächerlichen Streitfrage: ob der Arzt das Leben der Frucht zum Vortheil der Mutter zu opfern habe; oder umgekehrt: ob zur Erhaltung der Frucht das Leben der Mutter auf das Spiel gesetzt werden dürfe? Diese Frage hat nicht der Arzt, sondern allein die Mutter zu beantworten, und er muß sich, wie Hr. Mittermaier dies noch kürzlichst bewiesen hat, in so weit es nach den Grundsätzen seiner Wissenschaft und Kunst geschehen kann, ihrem Entschlusse fügen. Hätte der wohl noch junge Vf. dies bedacht, so würde er nicht den Rec. wegen eines vor 25 Jahren leicht hingeworfenen Gedankens über die künstliche Frühgeburt, auf eine unziemliche Weise angetastet haben. Man

muß indessen der Jugend, wenn sie sonst nur Hoffnungen erregt, dergleichen nicht anrechnen. Merkwürdig und wichtig sind die Angaben über die geringe Zahl der Kreisenden in den Entbindungsanstalten der Oestreichischen Monarchie, die eine bedeutende Verengerung des Beckens darboten. Wenn hierin freylich an verschiedenen Orten Unterschiede vorkommen, so muß es doch auffallend seyn, wenn einige Geburtshelfer die künstliche Frühgeburt so oft, und andere, unter gleichen Verhältnissen, so selten nöthig fanden.

Mde.

Heidelberg und Leipzig.

Bey Groos: Das Saugadersystem der Wirbelthiere, von Vincenz Fohmann, Prof. d. Med. zu Lüttich. Erstes Heft. Das Saugadersystem der Fische. 1827. VII u. 46 S. in Fol. nebst XVIII Stein-drucktafeln.

Der schon durch seine anatomischen Untersuchungen über die Verbindung der Saugadern mit den Venen rühmlichst bekannte Vf. liefert gegenwärtig von einem Werke, welches die Beschreibung des Saugadersystems der Wirbelthiere enthalten soll, und dem er anfänglich den Titel: „Naturgeschichte des Saugadersystems der Wirbelthiere“ zu geben beabsichtigte, das erste Heft, und gewiß ist es nicht ohne großen Vortheil, daß er bey der Bearbeitung dieses, bis jetzt so wenig bearbeiteten Gegenstandes von den unvollkommnern Wirbelthieren, nämlich von den Fischen, allmählich zu den vollkommnern übergeht. — In der Einleitung, von Pag. 1 bis 11, ist das Saugadersystem der Wirbelthiere im Allgemeinen historisch betrachtet. — Der Verf. war vor 6 Jahren zwar nicht der Erste, welcher, abgesehen vom duct. thorac. u. s. w. Verbindungen zwischen den Saugadern und den Venen beobachtete, indeß bleibt ihm das Verdienst dergleichen Verbindungen deut-

licher und bestimmter nachgewiesen zu haben, als es je vor ihm geschehen war. Diese Verbindungen finden bey den Säugethieren und dem Menschen nur in den lymphatischen Drüsen selbst statt; bey den Fischen aber findet man nicht nur größere Saugaderstämmchen in größere Venen (in der Nähe des Herzens) einmünden, sondern auch auf dem Darmcanal und im Gekröse finden sich zahlreiche Verbindungen kleiner Saugaderstämmchen mit kleinen Venenästen vor. Wohl kein Anatom hat sich in Bezug auf den Menschen und die Säugethiere für das Bestehen eines vielfachen Zusammenhanges zwischen Saugadern und Venen, außer den Milchbrustgängen und den Gefäßen in den Drüsen selbst, so sehr ausgesprochen, als der Prof. Lippi in Florenz, nur ist zu bedauern, daß man auch hier, wie leider! so häufig, sieht, auf welche Abwege, wie auch unser Vf. ganz richtig bemerkt, entweder ein Gefäuschtwerden, oder eine absichtliche Selbsttäuschung führen kann. — Der erste Abschnitt, von S. 12 bis 17, liefert die Beschreibung der Manipulationen bey dem Aufsuchen und Einspritzen der Lymphgefäße der Fische. Welchen Schwierigkeiten eine genauere Untersuchung der Lymphgefäße im Allgemeinen unterworfen sey, und wie schwierig es ist sie aufzufinden, dann mit Quecksilber anzufüllen und endlich darzulegen, weiß jeder practische Anatom zu gut, als daß wir darüber hier noch ein Wort verlieren sollten; bey weitem schwieriger aber muß dieses bey den Thieren seyn, deren Lymphgefäße so zart und klein sind, daß sie nur nach oft mißglückten, unverdrossen wiederholten Nachforschungen aufgefunden werden können, wir meinen bey den Fischen. Der Vf. wählte immer zuerst Fische aus, bey welchen die Lymphgefäße deutlicher zu sehen waren, und suchte dann bey den übrigen an denselben Stellen nach; er schnitt bey Fischen, bey denen seit früheres Nachsuchen nach diesen Ge-

fäßen vergebens gewesen war, in der Umgebung der Blutgefäße und auf den Darmmündungen selbst, nach verschiedenen Richtungen ein, und blies mittelst eines Röhrchens Luft an diese Stellen. Gelang es endlich einige Saugaderzweige oder Stämmchen aufzublasen, so war der Weg gefunden diese Gefäße mit Quecksilber anzufüllen und in ihrer weiter Verbreitung kennen zu lernen, da wegen des Mangels an Klappen in den Saugadern dieser Thiere das Quecksilber nach den verschiedensten Richtungen vordringen kann. Sind die Gefäße zu fein, so werden sie durch das Quecksilber, noch bevor sie völlig ausgesprüht sind, zerissen, und in dem Fall begnügt sich der Vf. mit Luftpfeifen. Auch wandte er Weingeist an, um die Gefäße haltbarer zu machen. Vorzüglich, besonders wenn man die Gekrösssaugadern darstellen will, eignet sich der Wels und Kabliau zu dergleichen Untersuchungen. Was die Instrumente zum Einspritzen anbetrifft, so fand der Vf. den von S ö m m e r i n g angegebenen Apparat am zweckdienlichsten. — Im 2. Abschn. S. 18 u. 19, wird sehr kurz über die Entdeckung der Saugadern in den drey niedern Klassen der Wirbelthiere geredet, und Alex. M o n r o das Recht der Priorität der Entdeckung, H e w s o n aber die Verdienste der genauern und gründlichern Untersuchung eingeräumt. — Dann folgt von S. 20 bis 37 die Erklärung der Abbildungen. — Der letzte Abschn., von S. 38 bis 46, gibt eine Uebersicht von den Arten der Fische, in welchen Saugadern bis jetzt beobachtet sind, nebst einer vergleichenden Darstellung der ältern Lehren und der Erfahrungen des Vf. über diesen Gegenstand. Wenn M o n r o die Saugadern des Rochen, Schellfisches, Kabliau und Lachses beschrieben und abgebildet, H e w s o n eine Beschreibung von den Saugadern des Schellfisches gegeben, und bey der Betrachtung der Saugadern des Darmcanals den Kabliau, die Scholle und

Steinbutte angeführt hat, so hat der Vf. seine Untersuchungen an Rochen, Hayen, dem Aal und Meeraal, dem Hecht, Wels, der Steinbutte, dem Kabliau, der Aalraupe, dem Lachs und Seeteufel angestellt. Die Annahme Monros und Hewsons, daß die Saugadern an den Stellen, wo sie ihren Ursprung nehmen mit freyen Mündungen, durch welche sie einsaugen, versehen seyen, verwirft der Vf. mit Recht; er glaubt, daß Monro die Flüssigkeit statt in ein Lymphgefäß, in einen Schleimgang eingesprützt habe, worauf sie dann freylich durch freye Mündungen an den allgemeinen Bedeckungen des Kopftheils zum Vorschein kommen mußte; in Bezug auf Hewson ist er der Meinung, daß bey seinen Experimenten das Quecksilber, welches er in den Darmcanal eintreten sah, gewaltsam durch Drücken oder Pressen aus den Wandungen getrieben worden sey. Der Vf. ist überzeugt, daß die Saugadern überall indenden, an den meisten Körpertheilen Bläschen oder Erweiterungen bilden, die eine innere glatte, und eine äußere mehr dem Zellstoff ähnliche Fläche darstellen, welche in den verschiedenen Theilen des Körpers von verschiedener Beschaffenheit ist, und von deren größern oder geringern Quantität, mehrern oder mindern Dichtigkeit, das eigenthümliche Parenchym der Gebilde meistentheils abzuhängen scheint. Gerade diese äußere zellstoffähnliche Fläche ist es, durch die die Aufsaugung nach Art eines Schwammes vor sich gehen soll. — Die Saugadern der Fische bestehen in ihrem ganzen Verlauf aus einer einfachen, innen glatten, klappenlosen, in Bezug auf Textur mit den serösen Häuten übereinkommenden Membran. Hier und da findet man aber durch kleine Einschnürungen Stellen, an denen Klappen vorkommen sollten, angedeutet, so wie da, wo die Saugadern die Aderform verlieren, und Erweiterungen, Säcke, Geflechte bilden, faden- blättchen- und zellstoff-ähnliche Vorsprünge die fehlenden Klappen

wirklich zu repräsentieren scheinen. Wirkliche Klappen bemerkt man aber, und nur an den Stellen, an welchen die größern Saugaderstämme in die Venen einmünden. Die Saugaderdrüsen anlangend, so ist ihr Nichtvorhandenseyn bey den Fischen bekannt; bey großen Hechten indeß bemerkte der Wf. an den Saugadergeflechten, die zwischen der Leber und dem Magen sich befinden, Andeutungen von solchen Organen, da dieselben von kleinen Blutgefäßen umstrickt sind und oft von einer schwachen zellstoffähnlichen Substanz bedeckt erscheinen; auch möchte Ref. die Säcke im Gekröse des Aals, die der Wf. für Saugadererweiterungen erkannte, als Analoge von Saugaderdrüsen betrachten. Die einzigen (gehörig gebildeten) Drüsen, welche dem Saugadersystem der Fische angehören, sind nach dem Wf. solche, die nur ausführende Saugadern besitzen, nämlich die Milz und zwey oder drey kleine Drüsenkörperchen, die der Wf. bey Knochen in der Gegend fand, wo sich die Kiemenbögen an die Wirbelsäule anlegen, und die er für Analoge der Thymus- und Schilddrüse der Säugethiere hält. Die Milz der Fische, bey der sich der Wf. verhältnißmäßig etwas lange aufhält, ist nach innen und außen mit sehr vielen Saugadern versehen. Die Zellen, die von Hewson in der Milz wahrgenommen, und als mit den Saugadern zusammenhängend betrachtet sind, hält Hr. Fohmann für nichts anderes, als die blinden Endigungen der Saugadern selbst. Da das, was sonst noch über Milz gesagt ist, auf ihren angeblichen Nutzen, den Nahrungsaft dem Blute ähnlich zu machen, abzielt, eine Ansicht, welche zu theilen die von Hr. Tiedemann u. A. angegebenen Gründe uns noch nicht bestimmen können, so übergehen wir es mit Stillschweigen und schließen mit dem Wunsch, daß uns der Hr. Wf. recht bald mit der Fortsetzung dieses begonnenen interessanten mühevollen Werkes erfreuen möge. B.....d.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht:
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 16. Junius 1827.

L e i p z i g.

Bey Hartmann 1827: Anaxagorae Clazomenii Fragmenta quae supersunt omnia collecta commentarioque illustrata ab Eduardo Schaubach apud Meiningenses diacono (jetzt Superintendent). Accedunt de vita et philosophia Anaxagorae commentationes duae. VI und 191 S.

Da man zum großen Nutzen der Geschichte der Philosophie auch die Fragmente der alten Philosophen zu sammeln angefangen, beyfügend zugleich alle sonstige Nachrichten über Mann und Lehre, damit möglichst alles Zusammengehörige in bequemer Uebersicht vereinigt sey, so hat Hr. Schaubach diesen bekannten Mustern folgend ein Gleiches für den Anaxagoras zu leisten gesucht, der in der Geschichte der Philosophie in mehr als einem Betracht merkwürdig ist, und wenn auch im gegenwärtigen Falle nicht so viele neue Resultate möglich waren, da die Lehre überhaupt schon mehrmals dargestellt worden, so verdient der Verf. vorliegender Schrift dennoch nicht

P [4] *

weniger Dank, indem er durch seine fleißige und gelehrte Zusammenstellung, wo auch die neuern Erörterungen immer mit nachgewiesen sind, den vollständigen Apparat für das Studium dieses Philosophen auch denen, welchen die Quellen nicht zugänglich, zu eröffnen bemüht gewesen. Wir wollen den Inhalt näher angeben. Im ersten Theile der Schrift handelt der Verf. ausführlich und gelehrt von den Lebensumständen des Anaxagoras. Hier ist nun wohl ohne Zweifel der interessanteste Punct, das Verhältniß der Anaxagorischen Philosophie zu dem damaligen Athen, die Art wie man sie betrachtete und nach verschiedenen Seiten hin anwandte; dem Hrn. Vf. ist dies auch keinesweges entgangen, indem er über den Aufenthalt des Anaxagoras in Athen, seine Freunde und seine Schüler, seine Anklage alles aus den Alten zusammenstellt, auch mehrere treffende Bemerkungen beyfügt; doch dürfte bey dem Interesse der Sache zu wünschen gewesen seyn, daß das Ganze noch mehr in zusammenhängende Uebersicht gebracht und aus seinem Mittelpuncte entwickelt wäre, wo dann auch hie und da für das Einzelne sich vielleicht noch nähere Bestimmungen oder Beschränkungen ergeben hätten. Ref. will versuchen seine Ansicht näher darzulegen. Durch die Trennung von Geist und Materie im System des Anaxagoras war jetzt die Materie zum ersten Mal für sich; nun leitete zwar Anaxagoras die Ordnung und Schönheit der Welt überhaupt von dem *νοῦς* ab, ließ durch ihn die Sonderung der Homoiomerien mittelst der Kreisbewegung geschehen, ließ ihn als Seele in die Organismen eingehen, betrachtete ihn als Vorsteher und Wächter des Ganzen, allein im Verlauf der Welterklärung war offenbar, nach den bekannten Stellen der Alten, bey ihm selten mehr vom höchsten *νοῦς* die Rede, sondern er blieb

hier überall bey den physischen Verhältnissen der Dinge unter einander stehen, wie auch der Hr. Verf. bemerkt. Offenbar nämlich hatte der Begriff der Natur als der allgemeinen Einwirkung der Dinge auf einander schon eine große unwillkürliche Gewalt im Anaxagoras, und es kann das fast durchgängige Ableiten aus natürlichen Verhältnissen und Ursachen als etwas Charakteristisches seiner Philosophie angesehen werden, wie es auch die Alten offenbar saßen. Dasselbe liegt auch in sonstigen Erzählungen, wie z. B. daß einst ein Widderkopf mit einem Horn zum Perikles gebracht wurde, wo nun der Seher Lampos gleich eine politische Deutung gab, Anaxagoras aber zum Staunen der Anwesenden einen deutlichen physischen Grund nachwies aus dem Gehirn. Solche rein physische Betrachtungsart der Dinge war nun in Athen damals neu, und konnte, so verständig sie an sich war, doch keinesweges allgemein Beyfall finden; vielmehr wenn man bedenkt wie den Alten besonders auch in Weltkörpern und himmlischen Erscheinungen unmittelbares göttliches Walten und Wirken erschien, so konnte eine Lehre von den Weltkörpern als bloß physischen unbeseelten Dingen und die Ableitung der himmlischen Erscheinungen aus lauter natürlichen Umständen damals in der That nur als *ἀσέβεια* erscheinen, wenn auch bey der Anklage selbst noch Persönlichkeiten im Spiele waren. Hier zeigt sich nun auch der bestimmteste Sinn der Worte *μετεωρολόγῃαι, μετεωροσοφισταί, μετεωροφέναιες*, wodurch nicht sowohl ein Reden und Philosophieren über die *μετέωρα* überhaupt gemeint wird, welches ja auch ein teleologisches seyn könnte, sondern besonders und eigentlich das Erklären aus bloß natürlichen Ursachen und Wechselbeziehungen materieller Stoffe. Plutarch im Nikias: *Ὅ γὰρ ἠείχοντο τοὺς*
 P [4] *

φυσικὸς καὶ μετεωρολόσχος τότε καλουμένος ὡς εἰς αἰτίας ἀλόγους καὶ δυνάμεις ἀπρονοήτους καὶ κατηναγκασμένα πάθη διατρίβοντας τὸ θεῖον. Und eben so erscheint das μετεωρολεσχεῖν auch bey Aristophanes in den Wolken; nicht Zeus, heißt es, regnet, donnert, blizt, sondern die Wolken thun es und der Wirbel bewegt sie. Solchergestalt durch ihre Erklärungen mit dem bisherigen Glauben in Gegensatz tretend schien diese physische Philosophierart von demselben Geiste beseelt, wie die ihrerseits ebenfalls das Bestehende antastende Sophistik, und Aristophanes sprach eine natürliche Zeitanschauung aus, indem er beides ganz in eins verknüpfte; es war damals factisch eins auf die angegebene Weise. Wir halten diese Bemerkung um so weniger für überflüssig, da auch vom Hrn. Eüvern in der trefflichen Abhandlung über die Wolken Anaxagoras nicht in dieser scharfen Bestimmtheit gefaßt worden. Anaxagoras nun also gerieth, wohl ohne ursprünglich mit Bewußtseyn es darauf anzulegen, doch durch die Ansicht, die man von seinem System faßte und die allerdings auch darin lag, mit der Volksreligion in feindseligen Gegensatz. Wir müssen hier gleich auch auf die allegorische Erklärung der Götter kommen, die man dem Anaxagoras beylegt, auch Hr. Schaubach redet davon, nach des Ref. Ansicht aber dürfte man hier genauer zu unterscheiden haben. Zwar war die Persönlichkeit der Götter überhaupt durch das System des Anaxagoras direct durchaus nicht aufgehoben, wie es Thiere und Menschen gibt, mochte es leicht auch ähnliche höhere Wesen geben, und wir meinen auch daß er die Persönlichkeit derselben eigentlich noch nicht leugnete; aber insofern nun doch das Leben und Thun der Götter mehrfach mit der Natur in Verbindung stand, wurde durch das na-

türliche Erklären der Dinge allerdings factisch die mythische Naturansicht vernichtet und die bisherige physische Thätigkeit der Götter in der Welt meist beseitigt. Wenn gelehrt wird wie Regen, Donner, Blitz physisch entstehen, so thut es nun Zeus nicht weiter, und wenn das Tosen des Meeres und das Erdbeben klärllich seine natürlichen Gründe hat, so wirkt Poseidon dazu nichts mehr; nur daß Anaxagoras wie von selbst einleuchtet, keine Polemik der Art hatte, sondern mächtig beherrscht von der Naturanschauung, schlechthin seine physischen Entwicklungen gab. Es blieben also freylich hier zunächst Wasser, Luft, Erde, Feuer u. s. w. für sich zurück mit ihren natürlichen Kräften und Beziehungen, aber das weitere ergab sich doch nur erst durch Schluß und Folgerung, und schwerlich hatte Anaxagoras eine entwickelte Ansicht darüber, wie nun das Verhältniß der Götter zu stellen. Ob er daher selbst schon die Götter allegorisch deutete, wie man gewöhnlich annimmt nach spätern ungenauen Angaben, möchte noch zu fragen seyn; nicht einer thut eben in solchen Dingen schon alle Schritte selbst und allein. In der offenbar genauesten Stelle bey Diogenes Laertius heißt es zunächst nur, Anaxagoras scheine zuerst gezeigt zu haben, daß die homerische Poesie von Tugend und Gerechtigkeit handle; wie weit er dies ins Einzelne führte, bleibt dahin gestellt; aber vermuthlich deutete er doch nur etwa die Handlung des Ganzen überhaupt ethisch oder auch einzelne Handlungen der Götter und Begebenheiten der Helden. Gesezt also, um ein Beyspiel zu nehmen, er hätte gedacht was Socrates scherzend sagte, die Kirke machte durch Vorsehen anlockender Speisen die Unmäßigen zu Schweinen, Odysseus aber sey durch Enthaltbarkeit befreyt geblieben, so würde er diese Fabel ethisch gedeutet haben, ohne

gerade die Kirche selbst als allegorisches Wesen zu nehmen. Ungefähr so aber denken wir uns die Weise des Anaxagoras, und mehr verlangt auch der Ausdruck bey Diogenes nicht. Anaxagoras würde also bey seinen reinern Begriffen vom *Noös*, aus dem auch die Götterseelen waren, das Bedürfniß gefühlt haben anstößige Vorstellungen zu entfernen, mithin alles wohl übereinstimmen. Sinegen die Götter in lauter personificierte ethische Ideen umzusetzen, daran konnte er schwerlich denken; und physische Deutungen machte er auch noch nicht. Vielmehr war erst Metrodorus Lampiscenus, wie es auch ausdrücklich angegeben wird, derjenige welcher die homerische Poesie und die Götter allegorisch-physisch deutete. Die Stoiker faßten bekanntlich die Götter als *δυνάμεις*, Kräfte und Seiten, des *Noös*, und dies war, wenn gewählt werden soll, die tiefere Weise; bey Metrodorus aber waren sie sinnlicher und im Geiste physischer Naturbetrachtung *φύσεως ὑποστάσεις καὶ στοιχείων διακομήσεις*, welches wohl nicht mit jenem dasselbe ist, obgleich in spätern Angaben und bey den Neuern wenig unterschieden. Nämlich wie dem Anaxagoras doch Helios z. B. ein bloß physischer Körper war, nach derselben Weise, aber offenbar weiter gehend, faßte wohl jetzt Metrodorus alle Götter als elementarische Körper und physische Theile der materiellen Weltordnung, und auf solche rein physische Deutungen spielt auch Platon im Phädrus an. Metrodorus, der ein Anhänger des Anaxagoras war, wollte also wohl die physische Weltansicht des Meisters vollenden und Folgerungen durchführen, die für ihn in dem System lagen; das Ganze schien einfacher, und an der Spitze stand der *Noös* als allgemeiner erster Bewegter und Wächter des Ganzen, das Anstößige der Götter war beseitigt. Den Homer wählte

man zur Deutung weil dieser als die Bibel des Volksglaubens galt, und daß Metrodorus auch alle Helden umdeutete, verlangte die Einheit. Ohne Zweifel ein merkwürdiges Unternehmen. Es war dies überhaupt die Zeit, wo die Persönlichkeit der griechischen Götter zuerst zu schwanken anfing, wozu auch die Sophisten beytrugen. Unter denen welche dadurch berührt wurden, war bekanntlich auch Euripides, der auch mehrere unmittlere Sätze des Physikers wiedergibt und ein Anhänger des Anaxagoras heißt. Von den bisher genannten Dingen konnte dagegen Socrates schwerlich sich etwas aneignen. Socrates, auch hierin Freund des Bestehenden, ehrte den Cultus der herkömmlichen vaterländischen Götter, und noch im Tode bestellte er dem Aesculap einen schuldigen Hahn; die allegorische Weise war ihm sicherlich eben so zuwider wie er es in Phädrus sagt, und wie sie dem Platon zuwider war. Auch lehnt er die Physik des Anaxagoras in der Platonischen Apologie und bey Xenophon von sich ab, welche ihm zu flach schien und ins Leere zu gehen. Es ist wesentlich den Socrates sich in seiner Rationalität zu denken. Der bisherige attische Geist war entfernt von Naturspeculation, religiös und practisch; im Socrates tritt dieser Geist philosophisch auf, daher war Mittelpunkt seines Wesens Ethik und religiöse Teleologie, die Physik aber ihm zuwider. Auch seine Gesprächsmethode war die philosophisch idealisierte einheimische mündliche Lehrart der frühern practischen Schulen. Daß aber Socrates erst wißbegierig mehrere Physiken durchgemacht und hernach durch Reflexion gefunden, Ethik sey besser, wie nach Wolf manche denken, ist ganz unwahrscheinlich; vielmehr seine Richtung war durch ursprüngliches Gefühl bestimmt, der Gegensatz der fremden Physik und Sophistik brachte ihn zum Bewußtseyn,

und die allerdings gesuchte nähere Kenntniß des Gegentheils bildete nur seine eigene Ueberzeugung immer fester aus. Xenophon war nicht gemacht zu den feinern Distinctionen wissenschaftlicher Begriffe; aber nicht abzuleugnen scheint, daß er die natürliche Persönlichkeit des Socrates im Allgemeinen gefaßt hat. Doch wir kommen zurück. Die Physik also des Anaxagoras widerstand dem Socrates; aber mit unmittelbarer Evidenz mußte ihn ergreifen der große Satz, daß der *Noös* der Welt vorsteht, nur daß er die Vernunft im Einzelnen der Weltordnung zu wenig teleologisch nachgewiesen und die ganze ethische Seite dieses *Noös* zu wenig ausgebildet fand. Und eben dies ist der Punct wo Socrates weiter bildete. Erst als die Ethik so lebendig in den Mittelpunkt getreten war als es durch Socrates geschah, hieß das göttliche Wesen *ἀγαθόν*, und trat die Idee des Guten als höchste Norm der Weltbetrachtung in ein helles Licht. — Es ist endlich noch eine Seite übrig, nach welcher die Lehre des Anaxagoras zu betrachten; auch Perikles nämlich und Thucydides heißen seine Schüler. Hierher gehört nun die treffende Bemerkung des Hrn. Süvern in der Abhandlung über die Wolken, daß Perikles in Athen als der Erste erscheint, der sich zur Staatskunst durch Sophistik und Philosophie bildete, nur daß er diesen Gedanken wohl nicht genauer entwickelt und veranschaulicht hat, und wenn also um hier nur beym Anaxagoras stehen zu bleiben, gefragt wird nach dem geistigen Einflusse dieses Physikers auf den Perikles, so hätte nicht auch Hr. Süvern sich begnügen sollen mit dem Ausdrucke des Plutarch, er sey mit *μετεωρολογία* und *μεταρσιολογία* zur Vorbereitung auf die Beredsamkeit angefüllt worden; denn diese auch sonst vorkommende Aeußerung leitet sich bekanntlich her aus der Stelle

in Platons Phädrus, der aber offenbar spöttisch sagt, daß Perikles das ἐψηλόβουν und τελεσιουργικόν durch die μετεωρολογία des Anaxagoras habe. Achten wir also lieber darauf, daß auch Thucydides Schüler des Anaxagoras war. Im Thucydides aber ist, wie oft bemerkt, charakteristisch, daß die mythische Weltansicht der frühern Geschichte verschwunden und dagegen durchgängig natürliche Betrachtungsart der Dinge, reine Causalitätsentwicklung an die Stelle getreten, mit andern Worten wir sehen gewissermaßen das Aehnliche bey Thucydides in der Geschichte, was Anaxagoras auf seine Weise that in der Physik, wie auch Hr. Schaubach hier bemerkt. Wenn nun auch mehreres zusammengekommen seyn mag um die politische Individualität des Thucydides auszubilden, so verliert doch das Gesagte dadurch überhaupt seine Wahrscheinlichkeit nicht, und Hr. Schaubach erinnert noch an den Zusatz bey Marcellinus, ὅθεν φησιν Ἀντιλλος καὶ ἄθεος ἠρέμα ἐνομοῶν τῆς ἐξεῖδεν θεορίας ἐμπλησθεῖς, woraus man deutlich sieht, daß von der natürlichen Betrachtungsart die Rede. Kommen wir nun wieder zurück auf den Perikles, in Beziehung auf welchen Wytttenbach sagt: Atqui Thucydides ita se ad Periclis imitationem composuisse videtur, ut quum scriptum viri nullum exstet, ejus eloquentiae formam effigiemque per totum historiae opus expressam posteritati servaret. Bey Männern wie Perikles und Thucydides kann von oberflächlicher Auffassung nicht die Rede seyn, lernten sie die Philosophie des Anaxagoras, so faßten sie eben den Geist derselben, und dieser Geist machte auch ihren Geist freyer und griff lebendig mit in ihre Entwicklung hinein. Es dürfte also auch gar kein Grund seyn mit Hrn. Ritter zu zweifeln, ob Perikles die Philosophie des Anaxa-

goras getrieben, und nicht vielmehr bloß auf seinen Umgang sich beschränkt habe; zumal die Alten das Gegentheil annehmen. Aus dem bisherigen zusammen genommen ist nun wohl so viel klar, daß die Philosophie des Anaxagoras in der That von vielseitigem Einfluß in Athen gewesen, und eben dies wird uns repräsentiert durch die Zahl seiner Schüler und Anhänger, daher denn die Frage seyn mußte was jeder der Einzelnen nach seiner Individualität sich davon aneignete, um ein wirkliches Bild des Ganzen zu gewinnen. Das erste Auftreten der Philosophie in Athen mußte von bedeutenden Folgen seyn. — Hierauf kommen wir auf die vorliegende Schrift zurück. Im zweyten Theile derselben befinden sich nun die Fragmente aus der Physik selbst. Bekanntlich sind sie aufbehalten bey Simplicius und fast nur aus dem ersten Buche der Anaxagorischen Schrift, auf die Principien der Lehre bezüglich. Die meisten bestehen aus mehreren Sätzen und eins ist selbst über eine Seite lang, so daß man von der ionischen Darstellungsart des Anaxagoras einen deutlichen Begriff erhält. Diogenes Laertius nennt das Werk *ἠδέως καὶ μεγαλοφρόνως ἐρμηνεύμενον*, und noch die Fragmente zeigen neben der bekannten ionischen Weichheit und Einfachheit in der Gedankenform, zugleich einen ernstern, würdigen, das Ziel mit Ueberzeugung verfolgenden Ton, der wohl auch einen Perikles und Thucydides ansprechen konnte, obgleich übrigens die ionische Art der Gedankenform weder war noch seyn konnte die Weise ihres Ausdrucks, den vielmehr die Sophistik beherrschte. Herr Schaubach hat nun die Fragmente mit Noten begleitet, worin er Sinn und Construction erläutert und sonstige gelehrte Nachweisungen gibt. In einigen würden wir anderer Meinung seyn. So halten wir das zweyte Fragment noch nicht

für hinlänglich erklärt, welches lautet: Καὶ γὰρ ὁ ἀήρ καὶ ὁ αἰθήρ ἀποκρίνεται ἀπὸ τοῦ περιέχοντος τοῦ πολλοῦ· καὶ τότε περιέχον ἀπειρόν ἐστι τὸ πλῆθος. Geistlich ist der Ausdruck τοῦ πολλοῦ auffallend, und es wäre besser τὰ πολλὰ, wie Fragm. 23 wenigstens ähnlich steht, ἐν τῷ πολλὰ περιέχοντι. Dann kann das Präsens nicht auf die Erzählung der anfänglichen Scheidung bezogen werden, sondern redet von dem jetzigen. Vermuthlich sprach Anaxagoras, wie aus dem Ende des ersten Fragments abzunehmen, irgend wo von der Menge der Luft und des Aethers, und sagte wohl, denn Luft und Aether wird ausgeschieden aus dem περιέχον (nämlich jetzt und tagtäglich) und das περιέχον ist unendlich an Menge, und also unerschöpflich. Fragm. 3 ist zwar die richtige und dem Sprachgebrauche des Anaxagoras gemäße Lesart εἶναι s. ἐν εἶναι vorgezogen, in der Uebersetzung aber doch die letzte ausgedrückt. So ist auch Fragm. 8 in der Stelle von der περιχώρησις die Uebersetzung nicht genau, vermuthlich gegen die Absicht der Verf., denn das Subject der dortigen Verba ist offenbar nicht νοῦς. Fragm. 12 ist der Anfang; καὶ ὅτε δὲ ἔται μοῖραι εἰσι τοῦ τε μεγάλου καὶ τοῦ μικροῦ, πλῆθος καὶ οὕτως ἂν εἴη, wohl richtiger so zu fassen: Und da gleiche Theile sind des großen und kleinen (weil beide unendlich), so ist auch in so fern Menge. Nämlich Menge, meint er wohl, ist nicht bloß in so fern viele Dinge in der Welt sind, sondern auch in so fern in jedem unzählige Theile. Auch würde hie und da noch die Erklärung einer Redeform mehr verdeutlicht haben. Im Fragm. 23 hat der Herr Verf. eine an sich leichte Conjectur gemacht, doch bleibt auch so noch manches anstößig und undeutlich zu Anfang und Ende des Satzes. Auch Hrn. Ritters

Erklärung geht nicht, da *iva* f. damit hier keinen griechischen Sinn gibt. — Auf die Fragmente folgt endlich der dritte Theil dieser Schrift, worin Herr Schaubach kürzlich von der Lehre überhaupt handelt und besonders auch alles dasjenige aus den Alten zusammenstellt, was in den folgenden Büchern des Anaxagorischen Werkes gestanden haben muß. Simplicius redet nur von dem ersten Buche, weil es ihn nur um die Principien zu thun war, in den folgenden Büchern war aber das Detail der Naturerklärungen enthalten. Und davon stellt Hr. Schaubach abermals sehr fleißig was sich erwähnt findet zusammen. Noch muß gefragt werden, wo eigentlich das von der ethischen Auslegung des Homer vorkam. Es ist bekannt, daß bey den alten Physikern allgemeine ethische Gedanken und was sie von den Göttern zu sagen hatten, seinen natürlichen Platz in ihren physischen Büchern fand, und wie z. B. Heraclit die Volksvorstellungen der Götter berührte und tadelte, so konnte gleichfalls Anaxagoras in seinem physischen Werke darauf kommen, und behaupten, auch wohl beispielsweise zeigen, daß man die Handlungen der Götter in den Mythen und im Homer ethischer zu nehmen habe. Und diese Annahme ist die einfachste. Dann aber kann vollends kein großes Detail darüber gewesen seyn. Will man das nicht, so müßte er, wovon keine Spur, ein besonderes Buch davon geschrieben haben, wie er auch über specielle mathematische Dinge besonders geschrieben hatte. Die Mathematik trieb er, wie schon die ältesten Ionier, und sie hing mit seiner physischen Geistesrichtung unmittelbar zusammen, er trieb sie auch im Gefängniß; sollte dieser Physiker auch ebenso zu ausführlichern ethischen Erklärungen des Homer disponirt und geschickt gewesen seyn, um ein besonders Buch damit zu füllen? —

L e u w a r d e n .

Bey Brouwer: Gabini de Wal oratio de claris Frisiae jureconsultis, dicta Franequerae d. 7. Octobr. 1818. Accedunt annotationes de vita, fatis ac scriptis jureconsultorum 1825. XVI 75 u. 468 S. in gr. 8.

Ein für die juristische Litterärsgeschichte höchst wichtiges Werk. Die Rede selbst enthält einen Commentar über die bekannte Aeußerung Ulrich Huber's: Fortean adfirmare liceat, haud alium populum tam anguste habitantem plures numero clarioresque dedisse jureconsultos; und zugleich eine Bestätigung dieser Behauptung, indem nachgewiesen worden ist, daß die Provinz (West-) Friesland, das Geburtsland von 157 ausgezeichneten Rechtsgelehrten gewesen ist, von denen 42 als öffentliche Rechtslehrer, sowohl auf einheimischen als auswärtigen Akademien, aufgetreten sind. Vorzüglich wichtig sind aber die Anmerkungen, in welchen sehr genaue und kritisch gewürdigte Nachrichten von den Lebensumständen, Schicksalen und den Schriften (alle mit möglichster bibliographischer Genauigkeit verzeichnet) jener in der Rede namentlich aufgeführten Juristen gegeben werden; und doppelt schätzbar, weil in denselben so manches Neue gesagt, und so mancher verjährte Irrthum berichtigt worden ist. Die engen Grenzen unserer Blätter verstaten es nicht, aus dem überreichen Detail, was in dem Buche mitgetheilt wird, jenes Neue und Berichtigte hier auszuheben; Ref. muß sich darauf beschränken, dasselbe im Allgemeinen allen Litteratoren seines Fachs auf das dringendste zu empfehlen, und erlaubt es sich nur, diejenigen Männer anzugeben, über welche detaillirte Nachrichten gegeben worden sind, wobey er jedoch bemerkt, daß die beyläufig angeführten die Anzahl

ersterer noch übertreffen. Von folgenden sind die Lebensverhältnisse umständlich erzählt: Forpius ab Aitzema † 1637, Leo ab Aitzema aus Doccum, geb. 1600 † 1669, Meinardus ab Aitzema geb. 1567 † 1640, Aggaeus Albada um 1649, Georgius d'Arnaud aus Franeker, geb. 1711 † 1739, Gisbertus ab Arnsmā um 1578, Dominicus Arumaeus aus Leuwarden, geb. 1579 † 1639, Petrus ab Auckama, ebendaher, geb. 1440 † 1481, Hesselus ab Aysma um 1590, Bernardus Buche ab Aytta, aus Zuichem, geb. 1465 † 1528, Vibrandus ab Aytta, geb. 1548 † 1603, Viglius ab Aytta, geb. 1507 † 1577, Dominicus Balck aus Leuwarden, geb. 1634 † 1720, Johannes Basius, ebendaher, um 1575, Adrianus Bergsma aus Doccum, geb. 1702 † 1780, Johannes Beucker aus Leuwarden, geb. 1650 † 1723, Johannes Beucker ebendaher, geb. 1680 † 1742, Julius a Beyma aus Doccum, geb. 1539 † 1599, Simon Binckes geb. 1731 † 1786, Quirinus de Blau aus Bergum, geb. 1726 † 1780, Regnerus Bogermannus aus Doccum, um 1550, Hermannus Bosscha, aus Leuwarden, geb. 1755 † 1819, Gisbertus Bouricius, aus Leuwarden, um 1618, Hector Bouricius, ebendaher, geb. 1593 † 1636, Jacobus Bouricius aus Doccum, geb. 1592 † 1622, Jacobus Bouricius † 1672, Johannes Bouricius aus Leuwarden † 1671, Sixtus a Deckama † 1555, Joannes Doccumensis aus Doccum † 1541, Pomponius Ellama, Boetius Epo aus Noordahuus, geb. 1529 † 1599. Franciscus ab Eijsinga † 1603, Tjallingius ab Eijsinga † 1569, Tjallingius ab Eijsinga geb. 1562 † 1603, Timaeus Faber aus Leuwarden, geb. 1578 † 1623, Johannes Fungerns, ebendaher, † 1612, Bernardus Gerbraudus Furmerius, ebendaher, geb.

1542 † 1616, Simon Abbes Gabbema, ebendaſer, blühte um 1654—1688, Taco a Glinſ † 1673, Johannes a Glinſtra auß Leuwarden um 1678, Tobias Gutberlethus, ebendaſer, geb. 1674 † 1703, Dominicus Hamerſter, ebendaſer, geb. 1689 † 1774, Guilielmus ab Haren, ebendaſer, geb. 1626 † 1708, Thomas Herbajus † 1613, Hajo Hermannus, auß Leuwarden um 1530, Georgius Hiddema auß Hartlingen, geb. 1679 † 1758, Gellius Hillema † 1626, Wilco ab Holdinga † 1594, Joachimus Hopperus, Snecanus, geb. 1528 † 1576, Hector Hoxvirius auß Mantzum, geb. 1502 † 1547, Hermannus Huberus, auß Franeker, geb. 1663 † 1730, Ulricus Huberus auß Doccum, geb. 1636 † 1694, Zacharias Huberus auß Franeker, geb. 1669 † 1732, Bartius ab Idsaerda, geb. 1528 † 1603, Saco Hermannus ab Idſinga, auß Hartlingen, geb. 1714 † 1779, Fridericus ab Inthiema, auß Goudam, blühte von 1576—1608, Hero ab Inthiema, geb. 1576 † nach 1624, Allardus Petrus a Jongeſtal, geb. 1612 † 1676, Eco Isbrandi auß Zelfſum, um 1603, Antonius Kann, geb. 1619 † 1678, Janus de Kempenaer auß Leuwarden, geb. 1711 † 1789, Marcus Lyclama a Nyeholt, † 1625, Kempo a Martena † 1538, Franciſcus Meinardus um 1610, Gajus Nauta Snecanus, † 1645, Henricus Neuhusius, geb. 1616, Reinerus Neuhusius auß Leuwarden, geb. 1608, lebte noch 1679, Auguſtinus Oedsma † 1578, Cyprianus Regnerus ab Ooſterga, geb. 1614 † 1687, Suffridus Petri, auß Leuwarden, geb. 1527 † 1597, Auſonius a Popma † 1621, Cyprianus a Popma geb. 1550 † 1582, Sixtus a Popma, um 1550—1621, Titus a Popma um dieſelbe Zeit. Georgius Ratallerus, auß Leu-

warden, geb. 1528 † 1581, Fecco Rhala † 1581, Henricus Joannes Rhala, aus Leuwarden, geb. 1591 † 1640, Carolus a Roorda † 1670, Joannes Roorda um 1580, Joannes Ruardi, aus Leuwarden, geb. 1746 † 1815, Petrus a Runia, Johannes Saeckma, aus Colzum, geb. 1572 † 1636, Gerlacus Scheltinga aus Leuwarden, geb. 1708 † 1765, Bernardus Schotanus aus Franeker, geb. 1598 † 1652, Henricus Schotanus, geb. 1548 † 1606, Georgius Friedericus thoe Schwarzenbergen Hohenlandsberg, geb. 1733 † 1783 (gehört nicht hierher, denn er war kein Frieser, sondern im Haag geboren), Pibo Sibranda geb. 1328, Sibrandus Siccama aus Bolsward, geb. 1570 † 1622 Regnerus Sixtinus aus Leuwarden, geb. 1543 † 1617, Cyprianus a Stapert, geb. 1515 † 1578, Nanno Stauriensis um 880, Haringus Sifridi Synnama aus dem Dorfe Haag um 1494, Jacobus Terpstra aus Franeker, geb. 1742 † 1803, Janus Valckenaer, ebendaher, geb. 1759 † 1821, Joannes Vegilin a Claerbergen, geb. 1690 † 1772, Joannes de Venno, aus Leuwarden, geb. 1577 † 1662, Henricus de Venno, ebendaher, Matthaeus a Vierssen, aus Leuwarden um 1655, Bavius Voorda, aus Franeker, geb. 1729 † 1799, Jacobus Voorda aus Harlingen, geb. 1698 † 1768, Joannes Henricus Voorda, geb. 1732 † 1814, Petrus Wierdsma, aus Leuwarden, geb. 1729 † 1811, Elias Wigeri geb. 1730 † 1792, Pierius Winsemius, aus Leuwarden, geb. 1586 † 1644, endlich Martinus Wijbinga, aus Harlingen, geb. 1596 † 1646.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.

Den 18. Junius 1827.

G e t t i n g e n.

Se. Majestät, unser allergnädigster König, haben huldreichst geruht, die beiden bisherigen Privatlehrer der hiesigen Universität, den Herrn D. Johann Georg Reiche und den Herrn D. Georg Heinrich August Ewald, jenen in der theologischen und diesen in der philosophischen Facultät zu außerordentlichen öffentlichen Professoren am 25. May zu ernennen.

P a r i s.

Die Asiatische Societät zu Paris hat ihre gesellschaftlichen Arbeiten seit unserer letzten Berichterstattung (Jahrg. 1824. S. 1998.) mit solchem Eifer fortgesetzt, daß wir mit sechs Bänden ihres Journal Asiatique in Rückstand gekommen sind. Der merkwürdigen Aufsätze sind darin so viele, daß wir sie unter allgemeine Aufschriften bringen müssen, um von dem Ganzen einen umfassenden Begriff zu geben. Wir nehmen dieses Mal drey Bände zusammen: Tom. V. Cah. 25 — 30 (1824) T. VI Cah. 31 — 36 (1825) T. VII Cah. 37 — 42 (1825); jeder Bd. 386 — 388 S. in 8.

D [4]

Das Studium des Sanscrit und die Cultur seiner Litteratur in Europa, die so eigenthümlich unster Zeit angehört, zieht gegenwärtig vor allen andern Theilen die Aufmerksamkeit des Litterators auf sich. Obgleich erst bey dem Schluß des siebenten Bandes die Devanagari-Schrift nach dem Berliner Guß durch ein Geschenk Sr. Majestät des Königs von Preußen in den Besitz der Societät gekommen ist (VI. 254), so hat sie doch durch allerley nützliche Notizen das Studium des Sanscrit dieses Mangels unerachtet schon befördert. Was Deutschland zu seiner Verbreitung gethan hat: der berühmte Staatsmann Freyherr W. von Humboldt durch seine philosophischen Beobachtungen über die eigenthümlichen Sanscritformen, und seine Forschungen über die Philosophie im Bhagavad-Gita, und A. W. von Schlegel in seiner indischen Bibliothek und Prof. Bopp zu Berlin durch seine Sanscrit-Grammatik und seine Untersuchung des Zusammenhangs des Sanscrit mit dem Griechischen, Lateinischen und dem Slavischen, das haben einzelne Mitglieder des Vereins durch Auszüge weiter zu verbreiten gesucht. Burnouf, der Sohn, hat aus dem Purāna vom Lotus (Padmapourāna) einer Section des Bhoumikhandam (der Beschreibung der Erde) einen kurzen Auszug gegeben (VI. 1) und von dem Purāna Shri-Bhāgavata eine vorläufige allgemeine Notiz (VII. 46); Prof. Schulz aus Gießen eine Kunde von der Persischen Uebersetzung, welche der Kaiser Akbar von dem berühmten Mahabharata hat verfertigen lassen (VII. 110). Der General Boissierelle, als Mitglied der Societät Asiatique, hat eine Sanscrit-Grammatik und ein Wörterbuch zum Druck befördert, so daß man in Frankreich jetzt eben so leicht Sanscrit als Arabisch und Persisch erlernen kann. Der wichtigste Aufsatz ist eine beyfällige Beurtheilung

eines *essai sur le Pali*, welchen E. Burnouf und Lassen gemeinschaftlich zur Prüfung der Asiatischen Societät übergeben haben. Er enthält eine Erzählung dessen was bisher über das Pali geleistet worden, eine Entzifferung eines richtigen Alphabets, als man bisher von demselben besaß, die aus den Pali-Manuscripten der Königl. Bibliothek zu Paris gezogen ist, und eine Pali-Grammatik. In einem Anhang ist die historische und linguistische Wichtigkeit dieser Forschungen ins Licht gesetzt.

Für die Orientalische Bücherkunde finden sich an Gelehrte, die im Besiß oder in Benutzung von Manuscriptensammlungen sind, zwey Aufforderungen, einzelne Lücken zu ergänzen vom Hn. Baron Silv. de Sacy: die erste betrifft die heiligen Bücher der Drusen, die der Verf. für sein *Mémoire* über sie, das wir in den Schriften der Acad. des Inscriptions zu erwarten haben, noch nicht vollständig hat zusammen bringen können; die zweyte geht von einem Programm des Hn. Prof. Erdmann zu Casan über das *Tarikh-alem-arai*, einer Regierungsgeschichte des Schah Abbas, aus, von dem der Herr Baron nach Pariser Manuscripten wahrscheinlich macht, daß es der zweyte Band einer Geschichte der Sophi von Persien sey, dessen Verfasser vielleicht entdeckt werde, wenn sich in irgend einer Manuscriptensammlung der erste Band finden sollte.

Die Arabische Münzkunde ist durch gründliche Beweise von der unechten in den Büzowischen Nebenstunden durch D. Gerh. Lychsen abgebildeten und auf verschiedene Weise bald auf das Jahr der Heg. 72, bald 75, bald 82 gedeuteten Dmmajaden-Münze durch H. Frähu (VI. 138) befreyt worden. Könnte man doch auch den Bekanntmacher von dem Schatten befreien, der bey dem Betrug auf seinen Namen fällt.

Bermehrt ist dagegen unsere Arabische Münzkunde worden mit einer unedirten Medaille vom Jahr der H. 525 durch Baron Sylv. de Sacy (VI. 277). Auf die vielen am baltischen Meere gefundenen Arabischen Münzen hat man bisher den großen Handelsverkehr der Araber und Perser mit Rußland und Skandinavien im Mittelalter gebaut, und ihn hatte Rasmussen zu Kopenhagen in einer umständlichen Abhandlung auch noch durch andere Gründe zu unterstützen gesucht, welche die Asiatische Societät wichtig genug muß gefunden haben, weil sie dieselbe in ihr Journal durch eine vollständige Uebersetzung aufgenommen hat (V. 207. 300. 339. 358. VI. 16. 65). Mag man auch zum Theil noch an der Bündigkeit mancher hinzugekommenen Beweise zweifeln, so kann doch die Hauptsache keinem Zweifel unterworfen seyn, und die fortgesetzten Forschungen in Asiatischen Geschichtsquellen werden das Einzelne in Zukunft wahrscheinlich noch in ein helleres Licht setzen. Wie wenig kennen wir noch den ehemaligen Zusammenhang des Nordens mit Asien? Ist ja doch der in frühern Zeiten schon vorhandene Zusammenhang zwischen Rußland und Kbiria kaum erst in schwachen Zügen (nach einem aus dem Russischen übersehten Aufsatz V. 64) bekannt, und bey dem gegenwärtig herrschenden beyfallswürdigen historischen Gesichtspunct unserer Asiatischen Studien, wird dieser Zusammenhang mit dem Norden von Europa sich von mehreren Seiten her immer mehr aufklären, zumal da man auch von Petersburg aus zu eben demselben Zweck eifrig mitwirken würde, was früher nicht möglich war. Man ist erst jetzt daselbst im Besitz der nöthigen Hülfsmittel, an denen es dort noch bis 1815 gänzlich gefehlt hat. Seitdem wird dort eifrig an einem Asiatischen Museum gesammelt. Kaiser Alexander hat für dasselbe 1815

gegen 500 (wie das gedruckte Verzeichniß lehrt) der ausgesuchtesten Arabischen, Persischen und Türkischen Handschriften von Rousseau, dem damaligen General-Consul zu Bagdad, für 30,000 Francs gekauft. Eine zweyte, freylich nicht so wichtige und ausgesuchte, aber doch auch einzelne wichtige und seltene Werke enthaltende Sammlung kam für 15,000 Francs im Jahr 1823 hinzu, die auch Rousseau, jetzt französischer General-Consul zu Tripolis in der Barbarey, gesammelt hatte. Welche Schätze dieses Museum an Asiatischen Münzen und andern Seltenheiten enthält, ist aus den frühern Jahrgängen dieser Anzeigen bekannt. Und was das Wichtigste ist: alle diese Schätze haben einen so sachkundigen und thätigen Conservator an Herrn Collegien-Rath Frähn. Nach den neuesten Anstalten in Rußland wird daselbst Kenntniß der Russischen, Tartarischen, Arabischen und Persischen Sprache von jedem Mann von Bildung in Zukunft erwartet werden. Im J. 1824 ward eine Kriegsschule zu Drenburg (Ecole de Nepliujeff) für 80 Eleven, 40, die aus der Dotation der Stiftung und 40, die von ihren Eltern und Verwandten unterhalten werden, gestiftet, wo Böglinge des christlichen Glaubens und des Islams, Kirgisen, Cosacken, Baschkiren, Meschterken, Tataren, und andere Asiaten in den genannten Sprachen, in Geschichte und Geographie, in Naturgeschichte und Physik, in Arithmetik, Algebra, Geometrie und Trigonometrie, in Kriegsbaukunst, Artilleriewissenschaft und dem Kriegsexercitium, in drey Classen abgetheilt, gemeinschaftlichen Unterricht empfangen; den in der Religion ausgenommen, für den nach Verschiedenheit des Glaubens durch ganz verschiedene Lehrer gesorgt wird. Nach Endigung ihres Cursus, der auf 6 Jahre gesetzt ist, lehren die Eleven entweder als Unterofficiere in

ihr Vaterland zurück, oder sie bleiben, besonders wenn sie es in Sprachen weit gebracht haben, in Drenburg als Uebersetzer, Dragomans und zu andern Geschäften zurück. Die Asiatischen Sprachen werden durch solche Anstalten vieles von ihrem Ungewöhnlichen verlieren, was schon allein künftigen Forschungen durch die möglich gewordene größere Concurrenz großen Vortheil bringen muß. Das große historische Werk des Ebn Khaldoun, das wir schon aus einzelnen gelegentlichen Proben kennen, beschreibt Schulz (VII. 220) nach dem zum Grunde liegenden Plan mit den Worten seines Verfassers aus seinen Prolegomenen; andere Auszüge aus ihm gibt Coquebert de Monbert V. 148. VI. 106. Und wie mancher andere Aufsatz betrifft die Geschichte! die (sehr unerbauliche, fast drusenartige) Sitten und Gebräuche der Mosairis beschrieben von Dupont Viceconsul von Battaquir (eine Schilderung, welche die Nachbarschaft des Werk. wichtig macht) (V. 129), das Leben Saladins von Reinaud (V. 226), des Hauterayes über die Religion des Fo (VII. 750) aus seinen nachgelassenen Papieren, aus denen das Asiatische Journal noch manchen merkwürdigen Aufsatz bekannt zu machen hofft, Leben und Character Ali's (VII. 268), vorläufige Nachricht von der durch Wilson übersetzten Sanscritchronik von Caschmire (VII. 3) von Claproth. Nach zwey von Silv. de Sacy untersuchten Papyrusrollen mußte schon Neschi um 200 Jahre früher gebraucht worden seyn, als Ebn Mocla, von dem die Schrift abgeleitet wird, gelebt hat (VII. 107). Derselbe Gelehrte unterzieht seiner Untersuchung den Vertrag, den Philipp der Kühne mit dem König von Tunis 1270 abgeschlossen hat, als das Heer der Kreuzfahrer das Gebiet von Tunis räumen wollte, und verspricht noch ähnliche Arabische Urkunden, die

sich noch in den Archiven von Frankreich befinden, in Zukunft zu erläutern, damit die künftigen Geschichtschreiber von Frankreich nicht veranlaßt seyn möchten, ihren Inhalt mit Stillschweigen zu übergehen.

Weniger zahlreich sind die Aufsätze über andere Gegenden des Orients. Doch kommen über Drovetti's Sammlung Aegyptischer Seltenheiten zu Turin von den beiden Champollion (V. 18. 20) interessante Berichte vor, und weder Tatarey, noch Sina, noch Japan sind ganz vergessen. Wollen wir den sinesischen Philosophen Mengtseu selbst hören, so kann es nach Stanislas Julien Ausgabe und Uebersetzung geschehen (VI. 51). Marsden's meisterhaften Entzählungen des Marco Polo läßt zwar Klaproth die verdiente Gerechtigkeit widerfahren; nur bedauert er, daß ihm zu denselben sinesische Historiker und Geographen abgegangen wären: wer kann aber zur Erklärung eines so weitschichtigen und dunkeln Buchs als Marco Polo's Reisen sind, alle mögliche Quellen besammeln haben? Desto verdienstlicher wird es seyn, wenn Herr Klaproth das, was dem vortrefflichen Britten nicht zur Hand war, ergänzt, wovon (V. 35) einige Proben vorkommen. Gewissermaßen können wir auch die von Abel Remusat aufgefundenen beiden Vulcane in der Central-Tatarey dahin rechnen, von denen (nach L. Cordier's glücklicher Erläuterung) die Kalmücken das sal ammoniacum ziehen, das sie in verschiedene Gegenden von Asien verführen (V. 44). In mehreren Artikeln beschäftigen sich die vorliegenden Bände des Asiatischen Journals mit den Kalmücken; aber hauptsächlich nach Bergmann's unter uns berühmten Berichten. Doch sucht auch gegen die Gelehrten, welche den Kirgisen Mongolische Abkunft zugesprochen haben, Klaproth aus ihrer Sprache zu beweisen, daß sie zum Türkischen Stamm gehören

(VII. 243). Zum Schluß sey noch ein Schulstreit, der in Frankreich geführt worden, erwähnt (VI. 188): wer die Griechischen Zeitwörter auf Eine Conjugation zurückgebracht habe? ob Thiersch, oder Bail oder das Port-Royal?

B e r l i n .

C. G. Fittnersche Buchhandlung: Vollständige Uebersicht der Geschichte der Medicin in tabellarischer Form. Von F. L. Augustin, Königl. Preuß. Regierungs- und Medicinal-Rathe, Doctor und Professor der Medicin &c. Zweyte durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe. IV u. 215 S. 1825. in 4.

Ueber die Brauchbarkeit dieses Buchs scheint die Stimme des Publicums entschieden zu haben, weil eine zweyte Auflage nöthig geworden. Als eine Hülfe für das Gedächtniß werden diese Tabellen bey Vorlesungen über Geschichte der Medicin, wozu sich der Vf. derselben bedient, gewiß von Nutzen seyn; ohne jene aber, oder ohne eine ausführliche Geschichte möchten sie dem Anfänger einen sehr zerstückelten Begriff von der Geschichte selbst beybringen, und dann ihn eher hindern als fördern im Auffassen der wesentlichen Fortschritte seiner Wissenschaft. Nach einer Einleitung (S. 1—14), welche eine überaus große Zahl von Schriften theils über die Geschichte überhaupt, theils über die der Medicin und ihre einzelnen Theile enthält, folgen die Tabellen, welche in 5 Perioden eingetheilt sind (wovon die letzte von Harvey 1623 bis auf die neueste Zeit unverhältnißmäßig lang ist) und von denen jede 4 Fächer hat: 1) die Zahlen; 2) für die Geschichte der Arzneywissenschaft wichtige Namen; 3) wichtige Begebenheiten und Schicksale der Medicin; 4) Merkwürdige Schriften. Ein Namenregister beschließt das Buch.

G ö t t i n g i ſ c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufficht
der Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften.

98. Stück.

Den 21. Junius 1827.

New = H a v e n.

Travels in New-England and New-York
by Timothy Dwight, S. T. D. LL. D late
President of Yale-College; author of Theo-
logy explained and defended; in four Vo-
lumes. 1821. Vol. I. 524 S. II. 522 S. III.
534 S. IV. 526 S. in 8.

Der Verf. dieſer Reiſen war ein Geiſtlicher,
und Vorſteher des Yale-College in Connecticut,
welches nebst dem zu New-Cambridge in Maſ-
ſachuſet zu den berühmteſten Lehranſtalten von
N. America gehört. Unter dem Namen von N.
England werden bekanntlich die vier ältern Staa-
ten von Connecticut, Maſſachuſet, N. Jerſey
und Rhodeiſland, und die beiden neuern von
Vermont und Maine begriffen; und wenn gleich
der große Staat von N. York im ſtrengern Sinne
nicht dazu gehört, ſo kann er doch nach ſeiner
Lage und ſeinen übrigen Beziehungen als ein
Theil davon angeſehen werden. Die Reiſen wür-
den gemacht in den Jahren von 1796 bis 1802,

R [4]

denn es waren gewöhnliche Ferienreisen im Herbst. Die Nachrichten beziehen sich also zunächst auf jenen Zeitraum; wiewohl der Verf. selber noch bis zum Jahr 1810 supplirt hat, und auch der Herausgeber hat wo es nöthig schien noch über die Veränderungen bis 1820 Noten hinzugefügt. Das ganze Werk ist in der Briefform geschrieben; die Briefe sind an einen Engländer gerichtet, weil es ein Zweck des Wf. war, den vielen Verunglimpfungen und selbst Verleumdungen über diesen Theil der vereinten Staaten zu begegnen, womit die Britischen Zeitschriften angefüllt sind. So viel er wisse, sagt der Verf., habe noch keiner seiner Landsleute N. England bereiset um eine solche Beschreibung davon zu entwerfen; und sein Werk könne also gewiß nicht als überflüssig betrachtet werden. Sollten wir dasselbe mit einem deutschen Werke vergleichen, so wäre es Friedrich Nicolais Reise durch Deutschland, nur daß letzterer bey einzelnen Gegenständen noch mehr ins Detail ging; wogegen unser Verf. mehr historisches einwebt; wozu das Local der von ihm besuchten Gegenden ihn aufzufordern schien. Sonst ist sein Plan nicht weniger umfassend, da alles Wissenswürdige innerhalb desselben lag, und auch vielfache und ausgebreitete Kenntnisse ihn in den Stand setzten, über die vorkommenden Gegenstände zu urtheilen. Wenn er über den Religionszustand zuweilen ausführlicher ist, so wird dieß nicht erst der Entschuldigung bedürfen, die er von seinem Stande hernimmt. Die ersten vierzehn Briefe enthalten allgemeine Nachrichten über N. England; die physische Beschaffenheit, die Producte, die Bevölkerung, das Klima u. Neu-England ist der gesundeste Theil der vereinigten Staaten. Man kennt hier nicht die Seuchen, welche die südlichen Provinzen öf-

ter heimfuchen. Der Beyspiele von mehr als hundertjährigem Alter werden mehrere angeführt. Die Natur ist durchgehends schön, und wenn der Boden nicht die üppige Fruchtbarkeit zeigt, wie anderswo, so liegt dieß mehr an der Bearbeitung, da der Tagelohn zu theuer ist, als an der Beschaffenheit desselben. Es gibt hier bekanntlich nur eine freye Bevölkerung, und keine Slavery. Ueber die Bevölkerung werden genaue Listen mitgetheilt, die bey dem großen Zuwachs derselben nur einen historischen Werth behalten können. Die einheimischen indianischen Völkerschaften, mit Ausnahme der nördlichsten in Maine, gehörten, nach unserm Vf., zu demselben Hauptstamm, und hatten eine gemeinschaftliche Sprache. Die Geschichte der Colonisation von ihrem Anfange bis zu der Freywerdung wird in einer ausführlichen Uebersicht mitgetheilt. Die ersten Colonisten, ein Paar Hundert an der Zahl, waren Presbyterianer, die sich dem Druck der englischen Kirche entziehen wollten, und gingen im Jahr 1607 unter der Leitung ihres Geistlichen J. Robinson, hinüber. Sie erbauten Plymouth in Massachusset; hatten aber mit großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Indesß gingen mehrere Colonisten hinüber. Im November 1620 ward von Jacob I. in Plymouth ein Council errichtet, dem die Aufsicht und Verwaltung von ganz N. England vom 40 bis 48° N. B. übertragen ward. Im J. 1623 ging eine Colonie von mehr als 1500 Personen hinüber; durch die Boston gegründet ward. Im J. 1631 erhielt Connecticut seinen ersten Gouverneur. Schon 1624 ließen sich Ansiedler in N. Hampshire nieder; jedoch erst 1680 ward es als eigene Provinz anerkannt. In Rhodeisland ward 1636 die erste Niederlassung in Providence gegründet. Maine erhielt seine

ersten brittischen Colonisten (früher hatten es schon Franzosen versucht) 1626. Ueber die Trennung dieser Ansiedler von der englischen Kirche spricht der Verf. als aufgeklärter Mann. Er verkennt nicht das Gute dieser Kirche, allein der Gewissens- und Glaubenszwang von dem ersten und zweiten Jacob, und dem Erzbischof Laud, war nicht zu ertragen. Als Vorzüge jener Ansiedler werden angeführt ihre Arbeitsamkeit, ihre Liebe zur Freyheit und zu Wissenschaften und Kenntnissen, ihre Frömmigkeit und Sittlichkeit.

Mit dem funfzehnten Brief beginnt die Beschreibung des Einzelnen in verschiedenen Reisen. Der Verf. geht von seiner Provinz Connecticut, und seinem eigenen Wohnsitz New-Haven aus. Die Geschichte von Yale-College, dessen Vortrager er war, nimmt die beiden folgenden Briefe ein. Es ward bereits 1700 gegründet; jedoch erst 1717 ward das erste Gebäude errichtet, deren Zahl jetzt bis auf vier gewachsen ist. Der Curfus ist von vier Jahren. In den beiden ersten classische Litteratur, Geographie, Mathematik. In den beiden letzten kommen Geschichte, Physik, Chemie, Astronomie und Philosophie hinzu. Wir können dem Vf. in der Beschreibung der einzelnen Dörter nicht folgen, sondern heben nur einige Nachrichten über die Verfassung und Verwaltung von Connecticut heraus. Sitz der Regierung ist Hartford. Die Verfassung von Connecticut ist aber so rein democratisch, als es mit dem Repräsentativsystem nur irgend bestehen kann. Der Staat ist, wie die andern der Union in Counties, und diese in Townships oder Communen getheilt. Jede von diesen ist, in Beziehung auf ihre eignen Angelegenheiten, eine kleine Republik. Jede wählt ihre Beamten; alle anwesende Bürger (Freemen) haben in ihren Ver-

sammlungen eine Stimme, weil die Communen klein sind, sind die Versammlungen nicht sehr zahlreich; und es herrscht dort die größte Ruhe und Ordnung. Sie sind die Schule für die, welche einst nach einem höhern politischen Wirkungskreis streben, wo die jungen Redner sich zuerst üben, und die Talente sich bemerkbar machen. In den Beamtenstellen lernen sie hier die Verwaltung der Communen, die practische politische Bildung geht also von unten auf. Wer sich hier bewährt, kann in die Legislatur des Staats, und demnächst ins Council gewählt werden; in welchen er gewöhnlich durch Wiederwahl so lange bleibt als er will. Die Legislatur besteht aus den beiden Häusern, der Repräsentanten und des Councils. Dieses letztere besteht aus dem Gouverneur und zwölf Rätthen für das Jahr; die Wahlen der Repräsentanten sind halbjährig. Ihre Zahl wächst natürlich mit der der Townships. Alle Richter und Friedensrichter werden jährlich von der Legislatur, die Sheriffs von dem Gouverneur und Council; die Aldermen und Mairs von den Bürgern gewählt. Die Gehalte sind gering. Der Gouverneur und der Oberrichter haben jeder das Jahr tausend Dollars. Jährlich im May ist die general election in Hartford, wo der Gouverneur, sein Stellvertreter, der Schatzmeister und das Council gewählt werden. Sie ist mit vielen Feyerlichkeiten, religiösen und politischen, verbunden. Bey dem Congress der Union, sowohl im Senat als in dem Hause der Repräsentanten, ist Connecticut immer vortreflich repräsentiert worden. Es ist fast unmöglich daß Unwürdige oder Ungeschickte hinein kommen. Die Vortreflichkeit dieses Wahlsystems in der Ausübung erklärt der Verf. sehr richtig daraus, daß Connecticut gar

keinen Pöbel (Rabble) hat. In andern Staaten ist es anders. Indes ist der Verf. auch nicht blind für die Mängel der Verfassung, wohin er hauptsächlich die Abhängigkeit der Richter durch das Wahlsystem rechnet. — Mit dem dreißigsten Briefe fängt die Beschreibung von Massachusetts an. Sie ist ganz örtlich, mit Einmischung einiger historischen Episoden, besonders aus der Periode des Unabhängigkeits-Krieges. Northampton gehört zu den vorzüglichsten Städten im Innern dieses Staats. Ueberhaupt, sagt der Verfasser, lag es in N. England schon in der Art der ersten Anlagen, wenn hier mehr Bildung Statt fand. Die Colonisten in N. E. siedelten sich gleich in Dörfern an; nicht vereinzelt, wie andernwärts; es fand also hier mehr Zusammenleben Statt. Ueber Boston am Schluß des ersten Bandes sehr ausführliche Nachrichten. Die damalige Zahl der Einwohner von 33250 ist nach einer beygefügteten Note nach der Zählung vom Jahr 1820 auf 43298 gestiegen. Ueber die Erziehung, besonders auch der Töchter unter der höhern Classe, Bildung bloß zur Ostentation, Romanenleserey u. s. w. macht der Verfasser sehr freymüthige Bemerkungen, die auch in Europa ihre Anwendung finden können.

Der zweyte Band enthält in den ersten fünf Briefen eine Fortsetzung der vorigen Reise. Dann folgt in acht Briefen eine Reise nach den weißen Bergen, in dem obern Theile von N. Hampshire, den höchsten in dem alten Gebiet der Union. Der Verfasser besuchte auf dieser Reise Dartmouth-College in dem Staat von Vermont. Es sollte Anfangs die Bestimmung haben Missionäre für die Indianer zu bilden, doch mußte dieß bald aufgegeben werden. Es hatte damals fünf Professoren und 150 Studen-

ten. — Die weißen Berge tragen diesen Namen, weil ihre Gipfel den größten Theil des Jahrs mit Schnee bedeckt sind. Die Höhe von Mount Washington, dem höchsten in der Kette, wird auf 7800 Fuß über dem Meere angegeben. Die letzten Briefe dieser Reise geben Nachricht von dem jetzigen Staat, damals noch Gebiet, von Maine, dem nördlichsten der vereinigten Staaten — Die folgende Reise ging nach der Grenzlinie die unterm 45° d. B. Obercanada von N. England trennt. Dieser Abschnitt enthält besonders eine genaue Beschreibung des Connecticut-Flusses und des reizenden Thales in dem er fließt. Die letzte Reise dieses Bandes geht nach Vergennes in Vermont, und giebt über diesen Staat weitere Nachrichten. Damals war er noch größtentheils eine Wildniß, dieß veranlaßt den Verfasser über die Art des ersten Anbaues Nachrichten zu geben. Der erste Anbauer wird selten wohlhabend; er verkauft seine Anlage um eine neue zu gründen. Erst der zweite Besizer erndtet die Früchte der Arbeit des ersten. Vermont ist der einzige Staat, dessen Gesetzgebung aus Einem Hause, dem der Repräsentanten, besteht, das jährlich neu gewählt wird; eine Einrichtung, die der Verfasser mit Recht mißbilligt. Dem gleichfalls jährlich gewählten Gouverneur steht ein Rath von 12 Mitgliedern zur Seite. Diese, so wie auch die Richter, werden gleichfalls jährlich gewählt, zu derselben Zeit mit den Repräsentanten.

Der dritte Band ist fast ganz dem Staat von Neu-York, jetzt dem wichtigsten der Union, gewidmet. Der Verfasser machte vier Reisen durch denselben, die in diesem Theil beschrieben werden, so daß kein erheblicher Ort in demselben leicht unbeachtet geblieben ist. Zu histori-

schen Excursen war hier um so mehr Platz, da dieser Staat in dem Befreyungskriege lange Zeit der Hauptschauplatz war. Die genaue Beschreibung der Hauptstadt (die nach neuen Nachrichten bis zu 150000 Einwohnern angewachsen ist) und der in ihr befindlichen mannigfaltigen Institute, so wie der benachbarten großen Insel Long = Island ist ausführlich gegeben. Zum Erstaunen ist es, wie in Genesee, am Erie = See, die Colonisation fortgeschritten ist, (die durch die Anlage des großen Canals vom Hudson bis zu diesem See noch schneller wachsen muß). Auch von dem Niagara = Fall lesen wir eine genaue Beschreibung, die in dem vierten und letzten Bande noch fortgesetzt wird. Derselbe Band enthält auch zwey Reisen zu dem Winnipeg = See.

Der Verfasser beschließt sein Werk mit allgemeinen Bemertungen über die Sprache, den Zustand der Gelehrsamkeit, der Moralität, der Religion, der Manufacturen von Neu = England. Auszüge daraus zu geben, verstattet der Raum dieser Blätter nicht. Mit Gewißheit können wir aber sagen, daß das Werk des Verfassers das reichhaltigste und das unparteyischste ist, welches wir über diesen Theil der vereinten Staaten kennen. Wenn seit den Reisen des Verfassers schon Manches sich wieder verändert hat, so kann dieß dem Werth seines Werkes keinen Eintrag thun. Bey einem so im Fortschreiten begriffenen Staat ist es von Wichtigkeit, daß man aus den verschiedenen Perioden desselben glaubhafte Nachrichten hat, weil sonst das Fortschreiten selber nicht deutlich werden würde.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

99. Stück.

Den 23. Junius 1827.

D r e s d e n.

Lehrbuch der Chemie von J. Jacob Berzelius. Nach des Verfassers schwedischer Bearbeitung der Blöde-Palmstedtschen Auflage, übersetzt von F. Wöhler. Bd. I in 2 Abtheilungen. 1825. 844 S. Bd. II in 2 Abth. 1826. 995 S. 8.

Dieses Werk des berühmten Hrn. Verfassers, welches die Chemie in ihrem gegenwärtigen (veränderten) Zustande darstellt, und die neuen Entdeckungen vereinigt enthält, wird in dieser Beziehung die Erwartung des Lesers befriedigen, wenn er auch in Hinsicht des Planes und der Ausführung mit dem Vf. nicht immer ganz einverstanden seyn dürfte.

Die Chemie hat die Eigenschaften und Natur der Stoffe zum Gegenstand, so wie die Mittel und Verfahrungsarten, die Stoffe darzustellen, und zu verändern, und die Erscheinungen hervorzubringen, welche in der Zusammensetzung und Zerlegung der Stoffe ihren Grund haben. Man kann daher von einem guten und vollständigen wissenschaftlichen Lehrbuche der Chemie Folgendes

S [4]

erwarten: 1) eine zweckmäßige und auf Grundsätzen beruhende Beschreibung aller bekann- ten Stoffe, ihrer äußern Merkmale, der Formen, unter denen sie vorkommen u. c.; 2) eine auf Ver- suche und gründliche Beurtheilung gestützte Be- lehrung über die Zusammensetzung der Stoffe, die Einfachheit der einen, und die Art und das Mengenverhältniß der Bestandtheile der andern, über die Gesetze der Zusammensetzung und über die Natur derselben, aus welcher sich diese Ge- setze erklären lassen; 3) Belehrung über das Ver- halten der Stoffe gegen einander und unter ver- schiedenen Umständen, über ihre Verbindungen und Trennungen, über die Mischungs- und Schei- dungsprocesse, wodurch die Stoffe gebildet, dar- gestellt, zerlegt, in andere Stoffe verwandelt werden, über die Erscheinungen, die sich dabey zeigen, und die Umstände, welche auf diese Er- scheinungen einfließen, über die Gesetze dieser Er- eignisse und Erscheinungen und endlich über die Ursachen wodurch sie bewirkt werden. Als min- der wesentliche, doch unentbehrliche Theile erwar- tet man 4) eine wissenschaftliche Classification der Stoffe und Erörterung der Gründe für dieselbe und ihrer Vorzüge vor andern, 5) eine wissen- schaftliche Nomenclatur und Bezeichnung. Wün- schenswerthe Zugaben sind 6) Geschichte und Lit- teratur, 7) Belehrung über die Anwendung der Kenntnisse, welche die Chemie gibt, auf Künste und Gewerbe; Anwendung auf Erklärung von Naturerscheinungen. 8) Noch ein wesentlicher Theil endlich ist die Beschreibung der wesentlichen Ap- parate und Operationen.

‘Die Chemie, sagt Berzelius, ist die Wissen- schaft von der Zusammensetzung der Körper und von ihrem Verhalten gegen einander.’ Allein die Chemie hat nur die chemische Zusammensetzung und Reaction (die mechanische z. B. nicht), zum

Gegenstände. Die Definition ist also nicht treffend, und sie läßt gerade dasjenige unbestimmt, was durch sie bestimmt werden sollte. Welche Ereignisse und Erscheinungen in der Körperwelt sind es denn eigentlich, die wir chemische nennen? Verschiedenstoffige Körper bilden ein gleichstoffiges Ganzes, und gleichstoffige Ganze werden in verschiedenstoffige Theile getrennt. Das gänzliche Verschwinden der heterogenen Theile in der Bildung des homogenen Ganzen, die Verwandlungen der Stoffe durch Mischung und Scheidung sind das Characteristische der chemischen Zusammensetzung und des chemischen Verhaltens der Körper. Die Hervorbringung dieser Ereignisse und Erscheinungen, und die Erkenntniß ihrer Gesetze und Ursachen sind der wesentliche Gegenstand der Chemie als Kunst und Wissenschaft. In ihrem ganzen Umfange ist die Chemie eine Lehre der Eigenschaften und Natur der Stoffe, mit einem Worte 'Stoffkunde'; als Kunst ist sie eine Misch- und Scheidekunst, als Wissenschaft hat sie die Gesetze und Ursachen der Mischung und Scheidung (die Lehre von den chemischen Proportionen, von der Affinität u. s. w.) und der Erscheinungen, welche sich dabey zeigen, (die Erklärung von den Verwandlungen der Stoffe, die Gesetze der Sättigungscapacität, die Theorien der Verbrennungsercheinungen &c.) zum Gegenstand.

Berzelius handelt die Chemie in 4 Theilen ab. Die beiden ersten enthalten die Abhandlung von Licht, Wärme, Electricität, Magnetismus und die unorganische Chemie. Der dritte Theil soll die organische Chemie umfassen, Bemerkungen über Vorkommen und Benutzung der Stoffe sind in diesen Theilen gelegentlich beygebracht. Der vierte Theil soll zuvörderst Vorschriften enthalten in Bezug auf die Art, chemische Analysen anzustellen, und hierauf ein alphabetisches Verzeichniß von Kunstwörtern, so wie die Benennungen von

Instrumenten und Operationen nebst Beschreibungen und Abbildungen. Eine eigentliche Geschichte der Wissenschaft und die Litteratur fehlen.

Der Verf. äußert sich über die Anordnung des Inhaltes im Allgemeinen folgendermaßen: 'In einem Handbuche, welches das Promemoria des ausgebildeten Chemikers ist, ist eine strengsystematische Ordnung die Hauptsache (für ein solches Promemoria wäre eine alphabetische Ordnung hinreichend, R.), in einem Lehrbuche dagegen, dessen Inhalt der ausschließliche Gegenstand des Anfängers ist, muß diejenige Ordnung aufgesucht (angewandt, R.) werden, nach welcher die Wissenschaft am leichtesten begriffen und im Gedächtniß behalten wird.' — 'Mehrere haben versucht, diese Ordnung so aufzustellen, daß der Leser immer von unbekanntem zu bekanntem Materien geführt werde, diese Ordnung ist aber unmöglich, und schwächt das Interesse (?); bey dem Vf. eines Lehrbuches ist es eine eben so wichtige Sache, wie in dem erzählenden Style der schönen Litteratur, die Neugierde des Lesers zuvor zu spannen, ehe sie befriedigt wird' (!) — 'Man könnte zuerst alle einfache Stoffe abhandeln, und dann nach einer gegebenen Ordnung die Verbindungen aller mit einem jeden besonders, hierauf die Verbindung dieser Verbindungen mit einander, und eine solche (strengsystematische) Ordnung würde Gelegenheit geben zu einer allgemeinen Auseinandersetzung der gemeinschaftlichen Eigenschaften einzelner Classen der Körper (Stoffe), welche gerade dasjenige ist, was das Lehrbuch characterisirt, und das eigentliche Wissenschaftliche in sich trägt (der Verf. erkennt das Bessere). Allein manche Stoffe haben für den Anfänger und für die Lehren selbst wenig Interesse, während andere oder ihre Verbindungen die vorzüglichsten Mittel sind, deren man sich in der Chemie bedient, und mit diesen muß man sich zuerst bekannt machen, (das Characteri-

flische eines Lehrbuchs und eigentliche Wissenschaftliche sollte doch der Leichtigkeit des Verstehens nicht aufgeopfert werden, auch sagt ja der Vf. selbst, es sey in der Chemie unmöglich, immer vom Bekannten zum Unbekannten überzugehen, und er hat in seinem Lehrbuche den Beweis hierzu geliefert, z. B. in der Abhandlung der Imponderabilien, wo er hundert Mal sich auf Stoffe und Eigenschaften derselben bezieht, die dem Leser noch unbekannt sind. R.). 'Es ist eine große Kunst, jede Thatsache an der Stelle anzuführen, wo sie die größte Aufmerksamkeit erregt' (diese Stelle möchte wohl bey verschiedenen Lesern eine verschiedene seyn, für denjenigen aber, der sich rein um die Wissenschaft bekümmert, würde die Thatsache sicher da, wo sie im wissenschaftlichen Systeme hingehört, das größte Interesse haben, R.). — 'Ich habe die häufigen Unterbrechungen und Unterabtheilungen vermieden, und so viel als möglich war, und die Natur der Materie es erlaubte, das Lehrbuch zu einem unterhaltenden Lesebuch zu machen gesucht.' Rec. ist der Ansicht, daß gerade für ein Lehrbuch eine streng systematische Ordnung und Eintheilung sich schicke, weil sie die Uebersicht erleichtert, das Gedächtniß unterstüzt, und nach ihr, welche die wesentlichste Verbindung der Gegenstände, die schärfste Bestimmung der Begriffe und den consequentesten Gang in der Abhandlung voraussetzt, die Wissenschaft nothwendig am leichtesten begriffen wird. Auch darf die Würde der Wissenschaft doch nicht ganz außer Acht gelassen werden.

Die vollständige Auseinandersetzung des Zusammenhanges der chemischen Ereignisse und Erscheinungen im Allgemeinen und der Geseze und Ursachen derselben kann entweder der Abhandlung der einzelnen Stoffe vorausgehen, oder darauf folgen. Gegen das erstere Verfahren könnte man einwenden, daß der Leser, welcher noch nicht mit den einzelnen Thatsachen und Stoffen bekannt ist, auch nicht im-

Stände sey, die Lehren, die ihm vorgetragen werden, zu prüfen, oder an der Prüfung Theil zu nehmen, daß er, wie der Vf. bemerkt, genöthigt wäre, vieles im Voraus auf guten Glauben anzunehmen. Auf der andern Seite ist es zweckmäßig, sich mit der Chemie als Wissenschaft zuerst bekannt zu machen. Im Besitze dieser Wissenschaft, vertraut mit den allgemeinen Begriffen und theoretischen Ansichten studiert der Leser sodann die besondere Stoffkunde mit mannigfaltigem, wissenschaftlichem Interesse, nicht wie ein unterhaltendes Lesebuch, das die Neugierde spannt und befriedigt, sondern jene Ansichten und Begriffe prüfend, berichtend, erweiternd, die einzelnen Thatsachen und die daraus gezogenen Folgerungen beurtheilend. Auch fallen die Einwürfe, welche man gegen dieses Verfahren machen möchte, größtentheils hinweg, wenn die Classification der Stoffe, die Aufzählung der Charactere der Classen, eine Uebersicht der Stoffe vorausgeht, und wenn die Lehren, welche hierauf vorgetragen werden, gehörig entwickelt werden. So kann die Chemie als Wissenschaft vollkommen verständlich vor der vollständigen Abhandlung der einzelnen Stoffe vorgetragen werden, wodurch noch nebenher der Vortheil eines verminderten Umfanges erreicht wird. Berzelius befolgt theilweise den einen und den andern Weg. Er schickt allgemeine Bemerkungen über die Verwandtschaft voraus, und spart die vollständige Auseinandersetzung der Lehre von den chemischen Proportionen und der electrochemischen Theorie bis nach Abhandlung der Gegenstände der unorganischen Chemie (mit welcher der 2te Band geschlossen wird) auf. Diese Trennung kann für die Wissenschaft und ihren Vortrag nicht vortheilhaft seyn. Auch muß Rec. an dem, was der Vf. über Affinität sagt, tadeln, daß es nicht scharf genug bestimmt, und nicht deutlich genug vorgetragen ist, um für den Leser (den Anfänger oder irgend einen) von Nutzen zu seyn. Unter Verwandtschaft, Affinität, versteht man eine

eigenthümliche, d. i. nach eigenen Gesetzen wirkende Anziehungskraft, die man als Ursache der chemischen Vereinigung annimmt. Diese Verwandtschaft bewirkt außerdem noch anderes, Cohäsion, Adhäsion. Ihre Aeußerungen werden durch verschiedene Umstände modificiert, und in den chemischen Ereignissen und Erscheinungen äußert sich nicht sie allein, sondern es äußern sich darin noch andere Kräfte, welche mit der Affinität übereinstimmend wirken, oder ihr entgegen wirken. Die verschiedenen Fälle von Mischung und Scheidung haben zur Unterscheidung von verschiedenen sogenannten Verwandtschaften veranlaßt; wenn z. B. der Fall der ist, daß gewisse Stoffe sich vorzugsweise verbinden, mit Ausschließung (Ausscheidung) anderer, so nennt man dies Wahlverwandtschaft; ist der Fall der, daß ein Stoff, welcher Affinität zur Verbindung von zwey andern hat, diese Verbindung veranlaßt, und zu ihr seine Affinität äußert, so nennt man dies prädisponierende Verwandtschaft; wobey übrigens zu bemerken ist, daß auch in diesen Fällen immer nur eine und dieselbe (nach denselben Gesetzen wirkende) Anziehungskraft, und diese nicht allein wirkt. Berzelius nennt die in Mischung sich äußernde oder chemische (sagt er) Affinität Vereinigungsverwandtschaft im Gegensatz der Zusammenhangsverwandtschaft, oder Cohäsionskraft, nachdem er doch vorher im Allgemeinen die Verwandtschaft als eine Vereinigungskraft bezeichnet hat. Er sagt nicht, worin das Eigenthümliche dieser Anziehungskraft (Affinität) bestehe, und führt dasjenige, was das Wesentliche ist, z. B. die verschiedene Größe der Affinität an der Stelle an, wo er von den vorzüglichsten Veränderungen der Verwandtschaft reden will. Er nennt die Wahlverwandtschaft eine Veränderung der Vereinigungsverwandtschaft. Er führt den Einfluß der Umstände auf die chemischen Verbindungen und Trennungen an, erwähnt aber nichts von dem Einfluß der Temperatur, der electricischen Zustände, nir-

gend etwas von einer Kraft der Expansion und Repulsion. Welche unvollständige und verwirrte Begriffe über das, was man Affinität nennt, und über den chemischen Proceß im Allgemeinen (in welchem sich ja alle Kräfte der Stoffe üben, welches ein eigentliches Stoffleben ist) müssen in dem Kopfe des Anfängers entstehen!

Indem der Vf. zur Abhandlung der einzelnen Stoffe übergeht, bemerkt er, daß die Körper (Stoffe) eingetheilt werden in 1) einfache, 2) unzerlegte, u. 3) zusammengesetzte; allein auch die unzerlegten müssen entweder 1) einfach, oder 2) zusammengesetzt seyn. Diejenigen aber, die wir für zusammengesetzt halten, sind entweder a) zerlegt, oder b) unzerlegt. Berzelius handelt bey den einfachen Stoffen zugleich ihre Verbindungen ab, jedoch so, daß er auch zuweilen ihre analoge Verbindungen zusammenstellt, und besonders abhandelt, z. B. Säuren, Salze, um allgemeine theoretische Ansichten zu entwickeln, oder allgemeine Begriffe mitzutheilen.

Unter den einfachen Körpern, sagt der Vf. ferner (richtiger kann man sagen, unter den Stoffen überhaupt), gibt es eine gewisse Classe, welcher mehrere Haupteigenschaften der übrigen mangeln, die wir daher mit Unsicherheit zu den eigentlichen materiellen Stoffen rechnen, und die deshalb von Manchen nur als Eigenschaften derjenigen Körper betrachtet werden, an welchen sie sich in gewissen Fällen vorfinden; die imponderablen Stoffe (oder Stoffe ohne Schwere, sagt der Vf.!) So zerfielen dann die Chemie in die Chemie der Imponderabilien, welche ganz hypothetisch wäre, und in die Chemie der wägbaren Stoffe. Berz. nennt die Abhandlung der Imponderabilien in der Vorerinnerung eine Entleihung aus dem Gebiete der Physik, ohne welche das Studium der Chemie nunmehr unmöglich ist, sie ist aber ein wesentlicher Theil der Chemie, wenn wir die Existenz der unwägbaren Stoffe zugeben.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 23. Junius 1827.

D r e s d e n .

Bechluß der Anzeige: Lehrbuch der Chemie von J. Jacob Berzelius u. s. w.

Nach Abhandlung des Lichtes, der Wärme, der Electricität und des Magnetismus, in welcher nichts Eigenthümliches vorkommt, theilt der Vf. die Chemie ein in die unorganische und organische. Diese Eintheilung in Beziehung auf die Classification der Stoffe ist gewöhnlich, aber ganz unchemisch. Eine chemische Eintheilung verlangt, daß die Stoffe nach ihrer chemischen Zusammensetzung und Reaction geordnet seyen, oder wenigstens überhaupt nach ihren Eigenschaften und ihrer Natur, und nicht nach den Umständen, unter denen sie gebildet wurden, wodurch die in ihren chemischen Verbindungen verwandtesten Stoffe getrennt werden, z. B. Säuren, Alkalien. Berz. hat sich auch veranlaßt gesehen, dieser Eintheilung nicht getreu, mehrere vegetabilische Säuren in seiner unorganischen Chemie abzuhandeln. Die Eintheilung in unorganische und organische Chemie kann sich nicht auf die Classification der Stoffe beziehen. Alle Stoffe, so fern sie (ihre chemische Verhältnisse) außer dem Einflusse des Lebens betrachtet werden, auch die vegetabilischen und thierischen und die unwegbaren Stoffe, gehören in die unorganische Chemie. Das chemische Verhalten aller Stoffe

E [4]

aber in lebenden Thieren und Pflanzen, dies ist es, was den Gegenstand der eigentlichen organischen Chemie ausmacht.

Die einfachen Körper, sagt der Vf., indem er von den wägbaren Stoffen spricht, bilden eine Reihe, in welcher die Körper der einen Hälfte electronegative Körper, das ist solche, welche vorzugsweise nach dem negativen Pole gehen, genannt werden können (an andern Orten nennt Berz. solche Körper electropositive, deren Verbindungen mit dem Sauerstoff nach dem negativen und solche Körper electronegative, deren Verbindungen mit dem Sauerstoff nach dem positiven Pole gehen, so sind ihm dann gewisse Metalle das eine Mal electronegative, das andere Mal electropositive Körper) und diese Reihe bildet richtig aufgestellt die Basis für die Chemie als ein wissenschaftliches System von Thatsachen und deren Ursachen. Aber diese Ordnung ist nicht diejenige, nach welcher die Körper am leichtesten zu studieren sind.' Der Vf. zieht es vor, die Eintheilung in die durch ihre äußere Eigenschaften so ausgezeichneten Metalle und in nicht metallische Körper zu befolgen. Die unorganische Chemie zerfällt ihm daher in die der nichtmetallischen Körper und in die der Metalle. Metalle heißt es, sind brennbare, undurchsichtige Körper, welche die Wärme und Electricität leiten, und durch Polieren einen eigenthümlichen Glanz annehmen. Die Charactere der (einfachen) Nichtmetalle, die der Vf. (sehr übel) Metalloide nennt, sind Unvermögen, die Electricität und Wärme zu leiten. Demnach wäre die Eintheilung eigentlich diese: in Körper, welche die Electricität leiten, und solche, welche sie isolieren. Die Metalloide sind namentlich Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Schwefel, Phosphor, Chlor, Jod, Fluor, Kohlenstoff, Bor, Kiesel oder Silicium, welches letztere nach der Entdeckung des Vf. die Electricität isoliert und dem Bor am nächsten

verwandt ist. Wäre Verz. consequent gewesen, so hätte er auch das Zirconium und das Selen unter seine Metalloide stellen müssen, und der Kohlenstoff dürfte vielleicht auch eine andere Stelle erhalten.

Diese Metalloide und ihre Verbindungen werden zuerst abgehandelt als die am allgemeinsten vorkommenden Körper, deren Kenntniß zuerst nothwendig ist. Sie werden abgetheilt in 1) Sauerstoff, 2) brennbare Körper. Verbrennung und Drydation wird also (hier, nicht in der Folge, wo Verz. mit diesem Ausdruck den gewöhnlichen Sinn verbindet) für gleichbedeutend genommen, Entzündung ist Anfang der Drydation, und Chlor, Jod, Fluor sind brennbare Körper. Wenn man jedoch mit dem Begriff von Verbrennung einen tiefern Sinn verbinden will, und so muß er sich auf das Feuer und die Natur der Stoffe beziehen. Verbrennung ist Drydation mit Feuer, wenn man nicht überhaupt Mischung mit Feuer darunter verstehen will; dann wäre auch das electrische Feuer eine Verbrennungerscheinung. Würde weiter vom Feuer abgesehen, so wäre jede chemische Vereinigung der Stoffe eine Verbrennung, und gewiß läge in diesem Begriff ein tieferer Sinn, als in jenem oberflächlichen und einseitigen, welcher aus der Zeit der durch ihre Einseitigkeit ausgezeichneten antiphlogistischen Chemie herrührt). Chlor, Brom, Jod, Fluor bilden mit dem Sauerstoff eine Reihe von electronegativen Stoffen, im Gegensatz der brennbaren Körper, welche electropositiv sind. Bey der Verbindung dieser electronegativen Stoffe mit dem Sauerstoff entsteht kein Feuer; sie zeigen ein ganz anderes Verhalten, als die eigentlich brennbaren nichtmetallischen Stoffe gegen die Metalle und zeigen in keiner Beziehung Analogie mit den brennbaren Körpern im Allgemeinen. Sie daher mit diesen in eine Classe stellen, heißt ihre Natur verkennen. Warum nicht lieber gar keine Abtheilung, wenn es der Zweck des Wf. for-

derte, diese Stoffe vermischt unter einander vorzutragen?

Nachdem der Vf. die Metalloide, und bey jedem die Verbindungen mit dem Vorhergehenden abgehandelt, handelt er ihre Dryde und saure Verbindungen mit Wasserstoff besonders ab, atmosphärische Luft, Wasser, Säuerstoffsäuren und Dryde, Wasserstoffsäuren.

‘Säuren, sagt er (Bd. I S. 181, wo von der Drydation die Rede ist) werden diejenigen Dryde genannt, welche von den electronegativen Metallen (d. i. eben Säurebildenden Metallen) und von den Metalloiden gebildet werden (keineswegs alle diese Dryde), und wovon die meisten einen sauren Geschmack haben.’ Ferner (ebendasselbst); ‘Wenn sich Säuren und Salzbasen, (d. i. Dryde electropositiver [d. i. vorzugsweise Salzbasen bildender!]) Metalle verbinden, so entstehen eigene Körper, Salze genannt, in welchen (nicht in allen) die Säure und die Basen einander gänzlich die Hauptcharacter aufheben.’ Von den Sauerstoffsäuren heißt es (S. 445) weiter: ‘Die Charactere, welche veranlassen, einem Dryde den Namen Säure beizulegen, sind im Allgemeinen saurer Geschmack, und die Eigenschaft, verschiedene blaue Pflanzensäfte zu röthen, einige sind jedoch nicht sauer, einige röthen auch die blauen Pflanzensäfte nicht, sie werden aber Säuren genannt, weil sie die Eigenschaft haben, sich mit Dryden electropositiver Metalle, d. i. mit Salzbasen zu Salzen (was sind aber Salzbasen und Salze?) zu verbinden, welches diejenige Eigenschaft ist, wodurch hauptsächlich eine Säure characterisirt wird, die aber auch andern Dryden zukommt.’ Ferner (S. 602): ‘wenn sich Chlor, Iod, Fluor, Cyan mit Wasserstoff verbinden, so entstehen auch eigenthümliche Säuren. Die sauren Eigenschaften dieser Wasserstoffsäuren bestehen nicht darin, daß sie die Basen sättigen (S. 711), sondern darin, daß sie diese als Basen

vernichten' (dies ist unrichtig, denn sie bilden mit den vegetabilischen Alkalien neutrale Salze, welche aus der Säure und dem Alkali zusammengesetzt sind, R.). Was soll sich nun der Anfänger für einen Begriff von Säuren machen? wird er sich endlich einen solchen Begriff zusammen lesen? wird dieser Anfänger etwa ins Reine kommen, wenn er endlich S. 697 liest: 'Electronegative Dryde d. i. Säuren,' oder zuletzt im folgenden Bande: die Analogie zwischen den Eigenschaften der electronegativen Verbindungen (unter welche nach Berz. auch gewisse Schwefelmetalle gehören) nennen wir Acidität? Nach Rec. versteht man unter Säuren -electronegative Verbindungen der einfachen Stoffe mit einfachen, oder mit zusammengesetzten Stoffen, welche blaue Pflanzenfärbstoffe röthen, und die in electrischemischen Beziehungen ihnen entgegen gesetzte und auf Pflanzenfarben anders wirkende Verbindungen der Eigenschaften berauben; die den letztern gemeinschaftlich zukommen, und umgekehrt von diesen ihrer eigenen charakteristischen Eigenschaften beraubt werden. Die Vereinigung dieser Eigenschaften bildet den Character, den wir mit dem Ausdruck Acidität bezeichnen. Man nennt aber häufig auch solche säureähnliche Stoffe Säuren, welchen der Säure-Character nicht vollständig zukommt, wie Hydrothionsäure, Blausäure, Wolframsäure, Kieselsäure u. s. w.

Nach Abhandlung der Säuren folgen die Metalle. Zu diesen zählt Berz. auch das Zirconium und das Selen. Was das erstere betrifft, so wurde es aus dem (unzureichenden) Grunde den Metallen zugezählt, weil es mit dem Sauerstoff eine Salzbase bildet, wodurch es von den Metalloiden abzuweichen schien; es zeigt aber eine nicht minder wichtige Abweichung von den Metallen, und dem gemeinschaftlichen Character der Nichtmetalle darin, daß es die Electricität isolirt; das isolirende und durchscheinende Selen, welches in allen

feinen Verhältnissen mit dem Schwefel die größte Ähnlichkeit zeigt, unter die Metalle zu rechnen, ist gar kein Grund vorhanden.

Bei den Metallen werden auch die sonst so genannten Schwefellebern als Schwefelmetalle angeführt. Aus den angeführten Thatsachen läßt sich folgender Beweis für diese neuere Ansicht ausheben. Wenn man Wasserstoffgas über glühendes schwefelsaures Kali leitet, so erhält man so viel Wasser, als dem Sauerstoff der Säure, und dem des Kali's zugleich entspricht, und einfaches Schwefelkalium. Nimmt man Schwefelstoffgas statt Wasserstoffgas, so erhält man ein Schwefelkalium, welches $3\frac{1}{2}$ mal so viel Schwefel enthält, als das vorige, und wenn man dieses mit überschüssigem Schwefel in einem Destilliergefäße schmilzt, bis der Ueberschuß von Schwefel fort ist, so erhält man ein Schwefelkalium mit dem Maximum von Schwefel, welches 5 mal so viel Schwefel enthält. Durch Schmelzen von 100 Theilen kohlenfauren Kali's mit wenigstens 94 Theilen Schwefels erhält man eine so genannte Schwefelleber, welche sich ganz so verhält, als bestände sie aus fünffach geschwefeltem Kalium, und einer gewissen Menge von schwefelsaurem Kali, welche dem 4ten Theil des Kali entspricht. Uebrigens verhält sie sich ganz wie das zuletzt erwähnte Schwefelkalium mit dem Maximum von Schwefel. Man muß daher annehmen, daß bey der Bildung dieser Schwefelleber $\frac{1}{3}$ von dem Kali zersezt werden, daß der Sauerstoff desselben Schwefelsäure bildet, während das Kalium sich mit einem 2ten Theil Schwefels sich zu fünffach geschwefeltem Kalium verbindet.

Gegen die gewöhnliche Meinung nimmt Berz. an, daß wenn sich die Schwefelmetalle in Wasser auflösen, sie nicht als hydrothionsaure Salze, sondern als Schwefelmetalle aufgelöst werden. Man müßte sonst wohl annehmen, daß es eben so viele Wasserstoffsauren gebe, als das Kalium Schwefe-

lungsstufen hat, und jedes electronegative Metall, das mit dem ersten Schwefelkalium eine im Wasser auflösbliche Verbindung darstellt, sollte dabey auch eigene Wasserstoffsäuren bilden, die aus einem electronegativen Metall, Schwefel und Wasserstoff zusammengesetzt wären.' Durch diese Ansicht des Wfs. wird die Erklärung mancher Proceffe vereinfacht, allein andere Umstände sprechen dagegen. Die Auflösung von Schwefelkalium in Wasser riecht entschieden nach Schwefelwasserstoff (Hydrothionsäure), und reagiert alkalisch auf Pigmente. Berz. leitet dies von der Kohlensäure der atmosphärischen Luft her, welche die Bildung von kohlensaurem Kali und Schwefelwasserstoff veranlasse. Ob diese Erklärung richtig ist, mögen Versuche entscheiden; wenn aber auch die Kohlensäure nicht Ursache wäre, so würde der Wf. dennoch bey seiner Meinung bleiben.

Berz. hat die Metalle eingetheilt in 1) Metalle, welche Alkalien und Erden bilden, 2) solche, welche eigentlich so genannte Metalloxyde und Metallsäuren bilden, a) electronegative, d. i. solche, welche vorzugsweise Säuren bilden, b) electropositive, d. i. solche, welche vorzugsweise Salzbasen bilden. Freylich sind Alkalien und Erden auch Salzbasen, und Erden bildende Metalle dürften am Ende ganz hinwegfallen, da die Radicale der Erden so weit sie genau bekannt sind, wie das Silicium, das auch nicht mehr hier steht, und das Zirconium die Electricität isolieren. Uebrigens beruht diese Eintheilung auf der herkömmlichen Eintheilung der Salzbasen (der Stoffe, welche die Säuren der Säure-Eigenschaften berauben) in Alkalien, Erden und Metalloxyde. 'Diese Eintheilung, sagt der Wf., ist nur künstlich, und in der Natur findet keine Grenze Statt zwischen diesen drey Abtheilungen; indessen wir sind daran gewöhnt, und die Abschaffung derselben würde mehr Verwirrung als Erleichterung verursachen' (für

diejenigen, die immer noch am Alten kleben; richtigere, bestimmtere, sachgemäße Begriffe bringen keine Verwirrung in die Wissenschaft, R.)

Der Vf. will vor Abhandlung derjenigen Metalle, deren Dryde Alkalien und Erden darstellen, einige allgemeine Begriffe über die so genannten Alkalien und Erden mittheilen (Bd. I. S. 731) welche das Studium derselben erleichtern sollen. Er zählt sie namentlich auf: a) die Alkalien, auch das Ammoniak, nicht aber die vegetabilischen Alkalien, b) die alkalischen Erden (immer noch!), die Talkerde mit eingeschlossen c) die eigentlichen Erden (von denen jedoch nicht gesagt wird, was man eigentlich darunter zu verstehen habe) mit Ausnahme der Kieselerde, welche Berz. nicht mehr unter die Erden rechnet, sondern zu den Säuren zählt. Von den Alkalien und alkalischen Erden heißt es: 'sie zeichnen sich durch verschiedene Charaktere einer höhern basischen Natur aus, welche den übrigen Salzbasen nicht zukommen; diese sind 1) Laugengeschmack und Aëzkräft (die Talkerde und die vegetabilischen Alkalien haben keinen Laugengeschmack und sind nicht ähend, R.) die Abscheidung von Kohlensäure, sagt der Vf., von einem Alkali auf eine solche Art, daß das Alkali mit keiner andern Säure statt ihr verbunden wird, nennt man (wer?) Kausticieren (ein barbarischer und falscher Ausdruck). Berz. sagt statt reine Talkerde, ähende Talkerde! was soll der Anfänger glauben? 2) die bekanntere Reaction auf Pigmente, 3) die Eigenschaft, die Säuren zu neutralisieren, von ihnen neutralisiert zu werden.' (die Verbindungen der einfachen Stoffe lassen sich einteilen in Säuren, in Alkalien, und in solche, welche in Hinsicht auf Acidität und Alkalität indifferent sind. Die Alkalien sind electropositive Verbindungen, welchen die bekannte Reaction auf Pigmente und die Eigenschaft zukommt, mit den Säuren bey einem gewissen Verhältnis neutrale Körper zu er-

zeugen. Die Vereinigung dieser Eigenschaften nennen wir Alkalinität. Die Alkalien sind theils Metalloryde, worunter man alle Verbindungen der Metalle mit Sauerstoff, welche keine Säuren sind, versteht, theils nicht, und deswegen gehört auch ihre Characteristik nicht in die Abhandlung von den Metallen. Eben diese gelegentliche Entwicklung der Begriffe führt zu Einseitigkeiten und Unrichtigkeiten, R.).

Bey den Metallen wird auch das Ammoniak abgehandelt. Dieses aus Stickstoff (der nach Berz. vielleicht ein Dryd von einem brennbaren Stoffe ist, den er Nitricum nennt) und aus Wasserstoff zusammengesetzte Alkali bildet mit Quecksilber am negativen Pole der electrischen Säule ein metallisches Amalgam, welches nach den Versuchen von Gay-Lussac und Thenard in Quecksilber, Ammoniak und Wasserstoff zerlegt werden kann. Berz. nimmt an, daß derjenige Körper, welcher mit dem Quecksilber das Amalgam bildet, selbst ein Metall sey (ist nicht nothwendig) und nennt dieses Metall Ammonium. Es besteht nach ihm entweder aus Nitricum (und Wasserstoff), oder, nach den Versuchen von Thenard, und Gay-Lussac, vorausgesetzt, daß keine wässerige Feuchtigkeit mit im Spiele war, aus Ammoniak und Wasserstoff. Dies vorausgesetzt, ist die flüchtige Schwefelleber ein Schwefelmetall, Schwefelammonium, Salmiak, ein Chlor-
metall &c. Diese Ansicht des Vf. ist ganz consequent, übereinstimmend mit seinen Ansichten von den Schwefellebern &c.

Auf die Metalle folgen die Salze; sie machen eine Abtheilung für sich selbst aus und beschließen den 2ten Band. Der Vf. sagt (Bd. I. S. 696): Gegenwärtig begreife ich unter dem Namen Salz folgende Verbindungen: 1) die der electropositiven Metalloryde (Salzbasen) mit electronegativen Dryden sowohl der Metalle als der Metalloryde d. i. mit Säuren. Diese Art von Salzen werden Sauer-

stoffsalze genannt (von dem Vf.; sonst nennt man Salze gewöhnlich Verbindungen von Säuren mit Stoffen, welche sie der Säure-Eigenschaften berauben; freylich ist man in demjenigen, was man Salz nennt, nicht ganz übereinstimmend und consequent, was nur zu bedauern ist). 2) Verbindungen eines Salzbilders (so nennt der Vf. Chlor, Jod, Fluor, Cyan) mit einem Metalle, welche einfache Haloidsalze genannt werden, und Verbindungen einfacher Haloidsalze mit einander, oder mit Verbindungen der Metalloide mit Salzbildern, welche den Namen doppelte Haloidsalze erhalten. 3) Verbindungen electropositiver Schwefelmetalle mit electronegativen Schwefelmetallen, welche Schwefelsalze genannt werden, und in welchen der Schwefel dieselbe Rolle, wie der Sauerstoff in den Sauerstoffsalzen spielt (in der Abhandlung der Schwefelsalze werden auch die Verbindungen von electropositiven Schwefelmetallen mit Schwefelwasserstoff, Schwefelkohlenstoff, Schwefelcyanwasserstoff angeführt). Was hat aber Verz. für einen allgemeinen Begriff von Salz? Was soll sich der Anfänger unter diesem Ausdruck im Allgemeinen vorstellen? Bey der speciellen Abhandlung der Salze sagt der Vf. weiter: die Analogie zwischen den Eigenschaften der electropositiven Verbindungen nennen wir Basicität, und die zwischen den electronegativen Acidität. Basen und Säuren verbinden sich oder zersehen einander; in beiden Fällen ist das Product analog (aber im letzten Falle ist das Product doppelt, R.), und besitzt (welches?) diejenigen Eigenschaften, welche die Salze bezeichnen (welche? der Begriff von Salz soll ja erst bestimmt werden), ungeachtet es im ersten Fall aus zwey Dryden oder drey Elementen, im andern aus zwey einfachen Körpern besteht. Was wir ein Salz nennen, muß folglich auch aus einem electrisch-chemischen Verhältniß ohne Rücksicht auf die Anzahl der Elemente be-

stimmt werden; (nach solchen Grundsätzen hätte der Vf. consequenter Weise auch das Chlor, Jod etc. Säuren und die Metalle Basen nennen sollen). Wir nennen deshalb die Verbindung von Chlor und Natrium ein Salz, weil diese beide Körper vollkommen ihre electrisch-chemischen Beziehungen gegenseitig vernichtet haben. Wir benennen aber nicht die Verbindung von Sauerstoff mit Natrium ein Salz, weil der Sauerstoff nicht die electrischen Reactionen des Natrium aufhebt. — Ist also ein Salz etwa überhaupt eine Verbindung von zwey in electrochemischen Beziehungen entgegengesetzten Stoffen, welche diese Beziehungen gegenseitig vernichten? Dann ist das Wasser auch ein Salz.

Von den Sauerstoffsalzen sagt der Vf., daß man die Bestandtheile gesättigt, oder neutralisiert nenne, wenn die Verbindungen nicht mehr sauer, noch basisch reagieren, man erkenne den Sättigungspunct durch mit verschiedenen reagierenden Pflanzenfarben gefärbte Papierstreifen.

Allein Berz. hat bekanntlich einen andern Begriff von Sättigung oder Neutralität aufgestellt, über den er sich sofort erklärt. Man rechnet gewöhnlich (?) sagt er, alle Salze zu den neutralen, in welchen der Sauerstoff der Säuren und Basen in demselben Verhältnisse steht, welches in den neutralsten Verbindungen Statt findet, die eine Säure mit den Alkalien oder alkalischen Erden geben kann (aber in den Ammoniaksalzen enthält die Base gar keinen Sauerstoff, R.). So bezeichnet man den Alaun als ein neutrales Salz, twiewohl dasselbe stark als Säure reagiert. So nennt Berz. das gemeine kohlensaure Kali, ungeachtet es stark alkalisch reagiert, neutrales kohlensaures Kali, das sonst so genannte neutrale aber, welches noch schwach alkalisch reagiert, zweyfach kohlensaures. Gewiß ist es zweckmäßiger, für jene Salze, die Berz. neutrale nennt, den Ausdruck einfach zu gebrauchen, so daß man sagt, einfach

Kohlensaures Kali, einfach Schwefelsaure Kali:Thonerde (für Alaun) u. und dem Ausdrucke 'neutral' seine eigentliche Bedeutung zu lassen. Die Verwechslung der Begriffe von Sättigung und Neutralität, obschon gewöhnlich, ist auch nicht zu billigen. Der Ausdruck Sättigung bezieht sich eigentlich auf die Abnahme der Affinität eines Stoffes zum andern, mit dem er sich verbindet. Ein Stoff ist mit dem andern (vollkommen) gesättigt, wenn er nichts mehr davon aufnimmt, und ein Stoff sättigt den andern, mit dem er sich verbindet, in dem Verhältniß, in welchem durch die Verbindung mit ihm die Affinität des andern zu einem neuen Antheile desselben abnimmt. Nur für eine gewisse Theorie ist jene Verwechslung beider Ausdrücke zulässig.

Von den Haloidsalzen, d. i. Chlor-, Jod-, Fluor- und Cyanmetallen nimmt der Vf. an, wie von den Schwefelmetallen, also consequent (sonderbar ist nur die Trennung der Schwefelmetalle von eben diesen Verbindungen), daß sie sich als solche, (nicht als salzsaure, hydrojodsaure, flußsaure, blausaure Salze) im Wasser auflösen. Es gibt überhaupt nach ihm keine Salze, welche Verbindungen sind von Wasserstoffsäuren mit Basen (außer doch wohl mit den vegetabilischen Alkalien). Die so genannte salzsaure Thonerde z. B. ist nach ihm Chloraluminium, ihr Zerfallen durch Hitze in Thonerde und Salzsäure rührt von Wasser her, welches dabey zersezt wird. Die so genannten basischen salzsauren Salze sind Verbindungen von Chlormetallen mit Dryden der Metalle u. Gegen diese Ansicht, worin der Vf. von allen andern Chemikern abweicht, erhebt sich der Einwurf, daß die in Wasser aufgelösten Cyanmetalle alkalisch reagieren, und alkalisch und nach Cyanwasserstoffsäure schmecken (gleichwie die im Wasser aufgelösten Schwefel-Alkalimetalle alkalisch reagieren, und nach Schwefelwasserstoff schmecken und riechen).

Nach Berz. rührt dies daher, daß selbst das Reactionsmittel und das Organ des Geschmacks die Drydation des alkalischen Radicals und die Bildung der Cyanwasserstoffsäure herbeiführen. Ist aber diese Annahme nicht willkürlicher und sonderbarer, als die, daß das Wasser die Cyanmetalle, Schwefelmetalle, Chlormetalle ic. in Dryde und Verbindungen des Wasserstoffes mit Cyan, Schwefel, Chlor ic. verwandle? wodurch sollte denn das Geschmacksorgan die Zerlegung bewirken, als durch die Feuchtigkeit des Mundes, oder nimmt der Wf. etwa eine feine Säure in demselben an? Phosphorkalium gibt mit Wasser Kali und Phosphorwasserstoff und Schwefelkalium zeigt, wenn es in Wasser aufgelöst wird, alle Erscheinungen, welche auf das Daseyn von Kali und Schwefelwasserstoff hinweisen; warum sollte man daher nicht annehmen, daß das Schwefelkalium bey der Auflösung in Wasser sich in Kali und Schwefelwasserstoff verwandle? Von der Auflösung des Chlorphosphors und des Chlorschwefels nimmt Berz. selbst an, daß diese Verbindungen in Chlorwasserstoff und in Verbindungen des Phosphors oder Schwefels mit Sauerstoff übergehen. Es wäre demnach der Analogie gemäß gewesen, Aehnliches auch von andern Chlorverbindungen so wie von den analogen Cyanverbindungen ic. anzunehmen.

Für die neue Ansicht von der Natur der Salzsäure und der sonst so genannten salzsauren Salze werden folgende Gründe angeführt, 1) die Unmöglichkeit einen Sauerstoffgehalt im Chlor darzuthun (man könnte hinzusetzen, die Unmöglichkeit, einen Wassergehalt in der Salzsäure zu beweisen), 2) der Umstand, daß Kohle bey keiner höhern Temperatur das Chlorgas verändert; man sollte nach der ältern Ansicht erwarten, daß Kohlenoxyd oder Kohlensäure und wasserfreye Salzsäure oder eine Verbindung dieser mit jenen entstehen würde, letzteres um so mehr, da man jetzt wirklich meh-

rere Verbindungen von Chlor und Kohlenstoff, d. i. nach der ältern Ansicht, Verbindungen von wasserfreyer Salzsäure und Kohlenoxyd oder Kohlen säure kennen gelernt hat. 3) Die Analogie der Cyanwasserstoffsäure und der Cyanmetalle mit der Salzsäure und den vermeintlichen salzsauren Salzen. Verz. sagt, ich gewann später als die andern Chemiker eine volle Ueberzeugung von dem Vorzuge der neuern Erklärungsart vor der ältern, die Veränderung dieser Ansichten in dem Lehrbuche der Chemie machte es nothwendig, den Plan vollständig umzuschaffen. Eine solche Veränderung in dem Plane der Arbeit, angemessen der seit der ersten Aufstellung des Plans vorgegangenen bedeutenden Erweiterung und Veränderung der Wissenschaft ist nun geschehen und in dieser Hinsicht ist die Auflage sehr von der vorhergehenden verschieden. Es ist nur zu bedauern, daß in dieser Auflage wieder eine Ansicht herrschend ist, worin der Vf. eben so sehr wie in der vorigen mit andern Chemikern nicht übereinstimmt.

Bei der Beschreibung der einzelnen Stoffe und der Erklärung der dabey angeführten Thatsachen hat Rec. öfters die gehörige Vollständigkeit und Deutlichkeit vermißt. Der so genannte weiße Präcipitat mag als Beyspiel dienen (Bd. II. S. 907). Ammonium-Quecksilberchlorid. Quecksilberchlorid (d. i. Chlorquecksilber mit dem Maximum von Chlor) mit Chlorammonium (d. i. Chlorwasserstoffammoniak oder Salmiak) bildet ein Doppelsalz, welches im Wasser leicht auflöslich ist, und gibt Krystalle, die denen der einfachen Salze nicht ähnlich sind. Es wurde vormalis Alembrothsalz genannt. Schlägt man ein Gemenge dieser Salze mit einem Alkali, am besten mit Ammoniak nieder, so wird ein weißes, unauflösliches, basisches Salz, das aus Quecksilberchlorid und Ammoniak besteht, niedergeschlagen, welches unter dem Namen Mercurius cosmeticus, merc. praecipit. albus

in den Apotheken vorzukommen pflegt. Das basische Salz ist so zusammengesetzt, daß das Ammoniak mit dem Chlor und hinlänglichem Wasserstoff Chlorammonium bilden würde. Von kaustischem Kali oder Natrum wird es zerlegt, wobei das Ammoniak entweicht und Dryd zurückbleibt, aber von kaustischem Ammoniak wird es nicht angegriffen. Hier ist nun Folgendes zu bemerken: 1) Der Ausdruck: Gemenge dieser beiden Salze statt Auflösung ist um so unpassender, da sie wie gesagt ein Doppelsalz mit einander bilden. 2) Wenn man den weißen Präcipitat durch Zusatz von Ammoniak zum Quecksilberchlorid darstellt, so ist der vor-hergehende Zusatz von Chlorammonium (Salmiak) ganz überflüssig und unnütz; man hat nur dann eine Auflösung von beiden Salzen zu nehmen, wenn man den weißen Präcipitat durch Zusatz von kohlensaurem Kali oder Natrum darstellen will. 3) Der weiße Präcipitat besteht nicht aus Quecksilberchlorid und Ammoniak, sondern aus Quecksilberchlorid, Quecksilberoxyd und Ammoniak; es hätte daher wenigstens heißen müssen, er bestehe aus basischem Quecksilberchlorid und Ammoniak. 4) Die Beschreibung ist sehr unvollständig. Der weiße Präcipitat ist ein ziemlich leichter im Wasser sehr wenig, leichter im wässrigen Ammoniak auflöslicher Körper von schwachmetallischem Geschmack, welcher durch Hitze in Stickgas, Ammoniakgas und sich sublimierendes Quecksilberchlorür (Chlorquecksilber im W.) zerlegt wird u. s. w. 5) Die Zusammensetzung ist gar nicht bestimmt, weil nur das Verhältniß des Chlors und also des Quecksilberchlorids zum Ammoniak, nicht aber das Verhältniß des Sauerstoffes oder des Quecksilberoxydes zum Ammoniak, oder des Quecksilberoxydes zum Quecksilberchlorid angegeben ist. Die Zusammensetzung ist diese: das Quecksilberchlorid und Quecksilberoxyd enthalten beide gleichviel Quecksilber, so daß das Chlor mit allem Quecksilber verbunden, dasselbe in Chlorür verwandelt (der Sauerstoff mit allem Quecksilber verbunden, dasselbe in Drydül verwandelt würde), und das Ammoniak ist in dem Verhältniß vorhanden, daß der Wasserstoff von der Hälfte desselben den Sauerstoff des Quecksilberoxydes in Wasser verwandelt (und den Wasserstoff der andern Hälfte des Ammoniaks das Chlor des Quecksilberchlorids in Salzsäure verwandelt würde). So erklären sich dann leicht die Producte der Zerlegung durch die Hitze. 6) Endlich fehlt die Erklärung der Entstehung gänzlich, der Anfänger wird sich darüber den Kopf zerbrechen und wegen der Unbestimmtheit dessen, was der Verf. gesagt, doch nicht ins Reine kommen. Die Erklärung ist diese, wenn

Ammoniak zu Quecksilberchlorid gesetzt wird, so wird ein Theil von letzterem zerlegt, es bildet sich Salmiak und Quecksilberoxyd, dieses aber tritt sogleich in Verbindung mit einem zweyten Theil Quecksilberchlorid und mit einem zweyten Theil Ammoniak in dem vorhin angegebenen Verhältniß und so wird der weiße Präcipitat gebildet, welcher von einigen auch als ein Doppelsalz von Quecksilberchlorid-Ammoniak und Quecksilberoxyd-Ammoniak betrachtet wird. Verhielte es sich nach der Erfahrung des Verfassers anders, so hätte er es ausdrücklich bemerken müssen.

Bev der Beschreibung des Jods sagt der Verfasser, das Jodgas ist von allen bekannten Gasen das schwerste. Sein specifisches Gewicht ist 8,676 (das specifische Gewicht vom Jod selbst wird nicht angeführt!). An kalte Körper setzt es sich (das Gas!) in Krystalle ab u. s. w. Die und da kommen auch Ausdrücke vor, welche man dem Uebersetzer zum Vorwurf machen könnte, und welche bey einiger Aufmerksamkeit vermieden worden seyn würden, wie salzsaures Silber statt Chloräther, Kohleneerde statt Kohlensäure, stinkender Geschmack u. s. w.

Uebrigens ist das Buch eine ziemlich vollständige und reiche Sammlung der chemischen Thatsachen und enthält manche wichtige Bemerkung für den Chemiker und Liebhaber der Chemie. Derjenige, welcher schon einige Fortschritte in dieser Wissenschaft gemacht, wird es mit Nutzen lesen, und es würde auch für den Anfänger eines der vortrefflichsten Lehrbücher seyn, wenn sich mehr logische Schärfe, Bestimmtheit der Begriffe, mehr Vollständigkeit in der Beschreibung und Erklärung, wenn sich endlich mehr systematische Ordnung in demselben fände. Es ist zu hoffen, daß diese Mängel der Inhalt der folgenden Bände einigermaßen ersetzen werde, wozu insbesondere das Verzeichniß von Kunstwörtern (hoffentlich nicht solchen, wie kausticieren) und die Auseinandersetzung der Gesetze und Ursachen, der chemischen Ereignisse und Erscheinungen im Allgemeinen (nicht nur der Lehre von den chemischen Proportionen und der electrochemischen Theorie) Gelegenheit geben wird.

Der Vf. hat sich bekanntlich durch die genaueste Untersuchung der Gewichtsverhältnisse, nach welchen sich die Stoffe verbinden, und durch die Vervollkommnung der chemischen Analysen ein ganz besonderes Verdienst erworben. Um so mehr muß das Publicum der Fortsetzung dieses Werkes, durch welche der Vf. seine in dieser Hinsicht gemachte Erfahrungen mittheilen wird, mit Begierde entgegensehen.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stück.

D e n 25. J u n i u s 1 8 2 7.

H a n n o v e r.

Erster Sieg des Lichts über die Finsterniß in der katholischen Kirche Schlesiens. Ein interessantes Actenstück. 1826. 42 S. in 8.

Merkwürdiges Umlaufschreiben des Fürst-Bischofs von Breslau an die gesammte Diöcesan-Geistlichkeit, begleitet mit einer Vorerinnerung und mit Bemerkungen. Nebst einer Zugabe enthaltend Beiträge zu einer Parallele zwischen dem jetzigen Fürst-Bischof von Breslau und seinem Vorgänger. 1827. 152 S. in 8.

Die Hoffnungen, denen wir uns vor kurzer Zeit bey der Anzeige der merkwürdigen Schrift: die katholische Kirche Schlesiens, überließen, sind sehr bald erfüllt worden, aber eben so bald sind auch die Gegenwirkungen eingetreten, denen wir dabey von einer andern Seite her entgegen sahen. Der Geist, der in jener Schrift wehte, in welcher so manche Gebrechen und Schäden der katholisch-schlesischen Kirche aufgedeckt, beklagt und gerügt wurden, hat mehrere Schlesische Geistliche mächtig genug aufgeregt, um sie zu dem Ergreifen gemeinschaftlicher Maaßregeln entschlossen zu ma-

chen, durch welche der Anfang einer Verbesserung auf einem ordnungsmäßigen Wege eingeleitet werden könnte. Mehrere Parochen und Seelsorger der Breslauischen Diocese vereinigten sich, ihrem Bischöfe eine Vorstellung zu übergeben und ihn darin als ihre vorgesetzte geistliche Behörde förmlich zu ersuchen, daß er wenigstens zu Abstellung derjenigen Gebrechen die Hände bieten möchte, die, ihren Erfahrungen nach, der Wirksamkeit der Religion bey ihren Pfarr- und Weicht-Kindern am wirksamsten entgegen träten. Diese vom 2. Nov. 1826 datierte und an den Bischof wirklich erlassene Vorstellung, die in der ersten der vorliegenden Schriften dem Publico mitgetheilt worden ist, war allerdings nach mehreren Hinsichten für den Zweck, der dadurch erzielt werden sollte, nicht übel berechnet. Sie war an die competente Behörde in einer sehr anständigen und doch eben so ehrfurchtsvollen als männlichen Sprache gerichtet; die besondern Beschwerden aber die darin ausgezeichnet wurden, und die bestimmten Bitten und Wünsche, welche sie enthielt, waren so beschaffen, daß sie immer ein Einschreiten der bischöflichen Behörde zuließen, oder es ihr wenigstens möglich machten, einige Bereitwilligkeit dazu blicken zu lassen. Die Wünsche beschränkten sich auf die drey Punkte, daß doch von oben herab einige Anstalten zu einer Verbesserung des liturgischen und besonders des Kirchengesangs bey dem Parochial-Gottesdienst getroffen und vorzüglich zu diesem Ende bessere Gebet- und Gesangbücher in die Hände des Volks gebracht, daß ihm die heiligen Handlungen des Cultus selbst auch in seiner Muttersprache verständlicher, eindringlicher und ehrwürdiger gemacht, und die in der Diocese bisher gebräuchlichen Missale und Agenden, mit tauglicheren und zweckmäßigeren vertauscht werden möchten. Nun mochte zwar die volle

Erfüllung dieser Wünsche nicht ganz in dem Bereiche der bischöflichen Ordinariatsgewalt liegen, aber einige Einleitungen dazu konnten doch immer von ihr gemacht oder wenigstens — versprochen werden, und diese schien auch die Klugheit um so mehr zu rathen, je schreyender die Uebel waren, deren Hebung oder Verminderung man wünschte. Das bischöfliche Officialat zu Breslau scheint jedoch geglaubt zu haben, gegen seine reformationssüchtigen Parochen eine imponierende Stellung annehmen zu müssen, und ließ deswegen im Namen des Hn. Fürst-Bischofs Emanuel von Schimonosky das Unlauffchreiben an die gesammte Diöcesan-Geistlichkeit ergehen, das in der zweyten der vorliegenden Schriften, mit nur allzu bitteren Anmerkungen ebenfalls in das größere Publicum gebracht worden ist. In diesem Schreiben ließ man zwar den Herrn Bischof erklären, daß er weit entfernt sey, 'gründliche Vorstellungen seiner Diöcesan-Geistlichkeit abzuweisen, so oft sie ihm wirkliche, der Abhülfe bedürftige Mängel anzeigen, und um deren Behebung, so weit sie von ihm abhinge, nachsuchen würde — daß die Beförderung wahrer Religiosität niemand mehr als ihm selbst am Herzen liege, und daß er ernstlich darauf bedacht sey, alles dazu beizutragen, was in seiner Macht stehe, daß deswegen auch die Verbesserung der Agende beständiger Gegenstand seiner Aufmerksamkeit bleiben werde, aber nur so weit bleiben werde, als sie in dem Kreise seiner Befugnisse liege, über welche offenbar die Zulassung der deutschen Sprache bey allen Theilen des Gottesdienstes und die Herausgabe eines neuen Missale hinausgehen würde: dabey ließ man ihn jedoch über die Geistlichen, welche die Vorstellung eingebracht hatten, den unverholenen Unwillen ausgießen, ließ ihn von Untrieben unruhiger Duc-

rulanten sprechen, welche den Frieden der Kirche zu stören strebten, und endlich am Schlusse seinem ganzen Clerus mit dem warnenden Ernste des Oberen ankündigen, daß er solche Motionen nicht zu gestatten, noch weniger eigenmächtige Aenderungen im äußeren Cultus zuzulassen, sondern die Penitenten im Nothfalle auch durch kirchliche Strafen zur Ordnung anzuhalten entschlossen sey. Durch diese Erklärung der bischöflichen Behörde ist nun freylich die Hoffnung noch nicht ganz abgeschnitten, daß doch bey dieser Gelegenheit noch etwas Gutes für die Schlesiſche Kirche erzielt — aber daran läßt sich bey der Form der Erklärung nicht mehr denken, daß es ohne schweren Kampf erzielt werden könnte, und dieß mag man um so mehr bedauern, da man sich unmöglich verhehlen kann, daß von Seiten der Partey, die das Bessere erzielen will, doch auch in der Einleitung etwas gefehlt worden seyn mag. Ohne genauere Kenntniß mancher persönlichen und örtlichen Verhältnisse läßt sich zwar nicht darüber urtheilen, ob nicht schon bey dem ersten Vorbereitungs-Schritte, in der Schrift: die katholische Kirche Schlesiens, etwas zu stark aufgetreten worden ist. Wenigstens ist zu laut und zu viel davon gesprochen worden; auch hat man sich vielleicht allzu sehr beeilt, die Frucht des darin ausgestreuten Saamens in einem kaum nothreifen Zustande einzuthun, denn man fing sogleich an, Subscribenten zu der offenbar aus jener Schrift genommenen Vorstellung zu werben, deren man jedoch aus dem ganzen Diöcesan-Clerus kaum zwölf zusammen brachte; daß man aber diese Vorstellung selbst fast zu gleicher Zeit, da man sie dem Bischöfe übergab, und noch vor dem Eingange seines Erlasses darauf in das Publicum brachte und unter dem nicht nur durch seine Voreiligkeit unziemlichen Titel:

Erster Sieg des Lichts über die Finsterniß in der katholischen Kirche Schlesiens, in das Publicum brachte — dieß mußte allein schon so viel böses Blut machen, daß freylich durch den Abdruck des bischöflichen Umlaufs = Schreibens mit dem hinzugefügten Commentar nichts weiter verdorben werden konnte. Noch mehr Ursache bekommt man vielleicht, dieß auch um deswillen zu bedauern, weil dadurch die Weisheit der zu der Förderung alles Guten sonst so bereitwilligen Landes = Regierung über ihr Einschreiten dabey, zu dem sie wohl zuletzt von allen Seiten aufgefordert werden dürfte, bedenklicher gemacht werden könnte; dennoch zweifeln wir ebendeshwegen, weil es so wahrscheinlich zu diesem Einschreiten kommen muß, jezt desto weniger, daß auch aus dieser Bewegung für die Sache des Guten in der Schlesißen katholischen Kirche etwas Heilsames und Ersprießliches sich entwickeln wird.

U n n e b e r g.

Narratio de Friderico Myconio, primo Dioeceseos Gothanae Superintendente atque ecclesiae et Academiae Lipsiensis ante haec tria fere secula Reformatore, quam speciminis inauguralis loco aequorum Censuram examini submittet, Car. Henr. Godofr. Lommatsch, Theol. ac Philos. Doctor, Dioecesis Annaemontanae Ephorus, ordinisque Meritorum in Saxoniam civilium Eques. 1825. 153 S. in 8. — Eine mit ganz besonderem, wir möchten wohl sagen, altem litterarischen Fleiße bearbeitete historische Monographie des guten Myconius, zu welcher sich ihr gelehrter Vf. glücklicher Weise durch den Umstand veranlaßt und berufen fühlte, daß Myconius seine erste litterarische Bildung in der Schule zu Annaberg erhalten hatte. Aber der wackere Mann verdiente auch diese Aus-

zeichnung und den darauf verwandten Fleiß; denn er war vom ersten Anfang des Reformations-Werks an, einer seiner eifrigsten und thätigsten Beförderer, er blieb hernach sein ganzes Leben hindurch Luthers treuester Gehülfe, von dem er auch auf das höchste geschätzt wurde, und wiewohl er seine Stelle zu Gotha, wohin er schon im J. 1524 als erster evangelischer Prediger berufen wurde, bis an seinen Tod behielt, der nur einige Monate nach Luthers seinem erfolgte, so leistete er doch der evangelischen Sache und Parthey überhaupt auch an andern Orten die trefflichsten Dienste, indem er von den Churfürsten Johann und Johann Friedrich fast bey allen Gelegenheiten, wo für das Ganze gewirkt werden mußte, zugezogen, auf mehrere Convente deputiert, auch auf einige Reichstage mitgenommen, und selbst zuweilen andern Fürsten, wie z. B. dem Herzog Heinrich v. Sachsen bey der Einführung der Reformation in Leipzig geliehen wurde. Doch der Mann mußte seinen Zeitgenossen und muß auch jetzt noch der Nachwelt fast noch ehrwürdiger durch dasjenige erscheinen, was er war als durch dasjenige, was er that. Den gelehrten Theologen wollte er niemals spielen, daher ist uns außer mehreren Briefen fast nichts als eine kleine Schrift: 'Wie man die Einfältigen und sonderlich die Kranken im Christenthum unterrichten soll' von ihm erhalten worden, welche im J. 1539 zu Wittenberg mit einer Vorrede Luthers heraus kam; aus seinen meistens lateinisch geschriebenen Briefen ersieht man aber, daß es ihm gar nicht an gelehrten Kenntnissen und selbst nicht an klassischen fehlte, daher kann man es um so leichter glauben, daß es wahre Bescheidenheit war, die ihn vom Bücherschreiben zurückhielt, weil er, wie er selbst an Paul Eber schrieb, nicht so stolz war zu glauben, daß man bey den Büchern von Luther, Melancthon, Brenz, noch welche von ihm bedürfen könne. Desto mehr

würkte er als Volksredner, denn es gelang ihm selbst im Bauernkriege im J. 1525 eine zu Echtershausen versammelte Nothe durch eine an sie gehaltene Rede zu einem friedlichen Abzuge zu bewegen; dabey machte ihn aber auch seine Besonnenheit, seine Mäßigung und seine Klugheit in der Behandlung der verschiedensten Menschen, zu dem brauchbarsten Geschäftsmann, und diese Eigenschaften waren es vorzüglich, welche ihm die hohe Achtung erwarben, welche selbst Melancton in so vielen Stellen seiner Briefe für ihn bezeugt. Bey einigen ungewissen, zugleich aber auch weniger bedeutenden Partien in seiner persönlichen Geschichte, wie z. B. über seine Eltern, über die verschiedenen Klöster des Franziscaner-Ordens, in welche er vom J. 1510 in dem er in das Kloster zu Annaberg eintrat, bis zum J. 1524 versetzt wurde, in welchem er wahrscheinlich aus dem Orden austrat, und über das bestimmte Kloster, aus welchem er zuletzt sich flüchtete, hat sich der Hr. D. mit Recht begnügt, bloß zu zeigen, daß man nicht darüber im Klaren ist; durch die weiseste Auswahl und durch die treueste Darstellung alles dessen, was den einfach-edlen Character und die Verdienste von Myconius in ein helleres Licht setzen kann, hat er ihm ein Monument gestiftet, bey dem man desto gerner verweilt, je lebhafter man fühlt, daß er es verdiente.

S t r a l f u n d.

Bey Löffler: Theodosius von Tripolis drey Bücher Kugelschnitte. Aus dem Griechischen mit Erläuterungen und Zusätzen. Herausgegeben von Ernst Nizze. Nebst 4 Tafeln in Steindruck. 1826. VIII u. 171 S. in 8.

Hr. Nizze liefert hier eine Uebersetzung des Theodosius, wie von Archimed's Werken, und es ist für die Litteratur allerdings nicht ohne Vortheil, wenn die Arbeiten der alten griechischen Mathematiker den Liebhabern der Wissenschaft wieder zugänglicher

gemacht werden. Die Originalausgaben sind selten und kostbar und werden schon aus Mangel an Sprachkenntniß von Mathematikern nicht leicht benutzt. Die vorhandenen Uebersetzungen sind alle aus dem 16. u. 17. Jahrh. und deswegen ebenfalls dem Liebhaber selten zur Hand und dabey zuweilen un-
 critisch. Mit Recht hebt dabey Hr. N., Barrows latein. Uebersetzung, London 1675, 4. hervor. Wie von mehreren griech. Mathematikern ist auch Theodosius Schrift zuerst durch latein. Uebersetzungen aus dem Arabischen seit dem Aufleben der Wissenschaften ins Publicum gekommen, und zwar ebenfalls durch Zusätze verändert, so daß man nicht immer die dem Vf. eigenthümliche Ansicht in denselben heraus finden kann. Das Original selbst kam nach Hn. N. zuerst heraus Paris 1558 (nach Fabricius 1557) 4, darauf von Jos. Hunt, Orford 1707, 8. Am meisten im Umlauf sind noch: Sphaericae doctrinae propositiones graece et latine nunc primum per Cunr. Dasypodium editae. Argentorati 1572. Aber die Ausgabe enthält bloß die Lehrsätze ohne Beweise. Hr. N. hat sich nun bey seiner Arbeit bloß an den griechischen Text gehalten, die späteren Zusätze aber und die Bemerkungen der Uebersetzer namentlich von Wögelin (Wien 1529, 4), Maurolycus (Messina 1558, Fol.), Clavius (Rom 1586, 4), Dechales (Cursus mathematicus T. I. Lyon 1674, Fol.) am Ende beygefügt, was Ref. sehr billigt, weil dadurch der Leser ein Ganzes und einen allgemeinen Ueberblick erhält, besonders, wenn es demselben nicht bloß um die Lehrsätze des Theodosius, sondern auch um die Litteratur zu thun ist. Die eignen Bemerkungen des Uebersetzers sind größtentheils erläuternd und stehen unter dem Texte, wie in der Ausgabe des Archimedes. Einige derselben beziehen sich auch auf die Critik des Textes, welchen Hr. N. noch besonders zu bearbeiten verspricht.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. Stück.

Den 28. Junius 1827.

P a r i s.

Histoire des expéditions maritimes des Normands, et de leur établissement en France au dixième siècle par G. B. Dep-ping; ouvrage couronné en 1822 par l'académie Royale des Inscriptions et de belles lettres. T. I. LI u. 264 S. T. II 348 S. in Octav. 1826.

Die K. Academie der Inschriften hatte im Jahr 1820 die auf dem Titel bemerkte Preisfrage aufgegeben; die im Jahr 1822 von dem Verf. beantwortet, und seine Schrift gekrönt wurde. Er arbeitete jedoch dieselbe erst weiter aus; so daß sie erst im verflossenen Jahr in zwey Theilen erschien. Der Verf. wenn gleich in Paris lebend, ist, so viel wir wissen, ein Deutscher; ein Umstand für die hier anzuzeigende Schrift von Wichtigkeit, da ihm nicht bloß seine Kenntniß der deutschen, sondern auch der scandinavischen Sprachen und Litteratur dabey sehr

Æ [4]

zu Statten kam; und wir nicht zu irren meinen, wenn wir auch die Beweise deutscher Bildung in seinen kritischen Ansichten zu erkennen glauben. Gewiß gehört es in Paris zu den seltenen Erscheinungen, eine so vertraute Bekanntschaft mit den Sprachen und der Litteratur des Nordens, selbst die Isländische nicht ausgenommen, zu finden. Man wird davon die Beweise sofort in dem Discours preliminaire, über die Quellen und Hülfsmittel seiner Arbeit treffen; wir haben selbst bis auf einzelne Abhandlungen herab, mochten sie in deutscher, dänischer oder schwedischer Sprache verfaßt seyn, so wie wiederum in alt-französischer oder romanischer Sprache, zum Theil selbst handschriftlicher Werke, Nichts vermist. Zu den letzteren gehören besonders drey Auszüge aus Robert Wace's Canonicus von Caen im XII. Jahrhundert Reimchronik, oder Roman du Rou, wovon Hr. Bröndstedt und Hr. Pluquet einzelne Abschnitte bekannt gemacht haben, und die noch ausführlichere Chronik seines Zeitgenossen Benoit von St. Maure, wovon sich nur Eine Handschrift in dem britischen Museum erhalten hat, wovon der Verf. gleichfalls durch die Mittheilungen des Herrn Bröndstedt in den Stand gesetzt ward, fast das ganze erste Buch abdrucken zu lassen. Unter den neuern gedruckten Werken bemerken wir neben den Arbeiten eines Dahlmann, Hegewisch u. A. vor allen die Saga bibliothek von P. Craßm. Müller. Mit Vergnügen hören wir, daß sich in der Normandie selbst selbst seit Kurzem eine Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Alterthümer gebildet hat.

Die drey ersten Kapitel enthalten allgemeine Untersuchungen über den Zustand des Nordens und der Völker, die unter der Benennung der

Normannen begriffen werden. Die großen Wanderungen der Völker des Nordens scheinen hier eine Volksmenge vorauszusetzen, welche fremden muß. Die Völker, welche das römische Reich angriffen, kamen nicht wie die Normannen um Beute zu machen, sondern sich Wohnsitz zu suchen, wozu die Rauheit ihres Klimas, und die daraus hervorgehende Ungewißheit der Subsistenzmittel die Veranlassung gaben. Dieselbe Ursache trieb die Normannen früh aufs Meer, um Fischfang zu treiben. Daraus entstand die Ueberlegenheit in der Schiffkunst, und aus diesem bey einem so rohen Volke das Herumschweifen auf dem Meer und die Freybeuterey. Man knüpfte daran rühmliche Ideen; sie wurden die Beduinen des Meers. Obins Religion feuerte außerdem den kriegerischen Muth an. Nach einigen Berichten soll noch eine besondere Sitte oder Einrichtung dieß befördert haben. Es wird erzählt die erwachsenen Söhne seyen weggeschickt worden, mit Ausnahme dessen, der den Sitz des Vaters erbt. Allerdings sagen dieß die Chroniken, aber in den Sagas kommt keine Spur davon vor. Untheilbarkeit des Erbtes zu Gunsten des ältesten Sohns hat sich indes in Norwegen erhalten. Außerdem begünstigte der politische Zustand jene Lebensart. Es gab eine Menge Oberhäupter, die man Könige nannte; fast jede Insel, jede Landschaft hatte die ihrigen. Diese waren in häufigen Kriegen unter einander. So entstanden die in den Sagas so berühmten Meer-Könige. Die Freybeuterey gab, was zum Luxus und Wohlleben gehörte, neben andern Schätzen auch Sklaven und schöne Weiber. Auf diese Weise befand sich die Blüthe der jungen Mannschaft auf dem Meer. Es bildete sich unter ihnen das Institut der Kämpere,

oder Krieger, die sich dem Dienst einzelner Heerführer ergaben (was die Gefolge bey den Germanen) von deren Kämpfen die Sagas voll sind, so wie das der Berserker, die sich in Wuth versetzten und so ihre Angriffe machten. Auch Helbinnen waren keine ungewöhnliche Erscheinungen. Man hatte auch fremde Piraten zu bekämpfen, zu denen besonders die Finnen (Quaenes) gehörten. Die Ostfeeländer gehörten zu den ältesten Zielen der normännischen Seeräuber, namentlich der Amsturwey (d. i. das Land zwischen der Weichsel und Finnland) und Biarmaland (das Russische Perm); so wie Griekaland, das übrige Rußland. Dieß Alles nach den Sagas, in so fern sie nach den Regeln der Critik als Quellen für die Geschichte gebraucht werden können. Mit dem vierten Kapitel beginnt dann die Erzählung von den einzelnen Unternehmungen der Normannen aus der historischen Zeit, d. i. unter den Merovingern und Carolingern. Zufolge der Preisfrage sollte besonders auf Frankreich hier Rücksicht genommen werden. In dem übrigen Theile des ersten Bandes sind daher die Einfälle der Normannen in Frankreich bis auf die Zeiten ihrer Ansiedelung in der Normandie einzeln mit Genauigkeit erzählt, vor allem während der Regierung von Karl dem Kahlen, unter dem berühmtesten Hasting und anderen, worin wir dem Verfasser im Einzelnen nicht folgen können.

Der zweyte Band setzt zuerst die Erzählung dieser Einfälle unter Karl dem Dicken und Odo fort, und entwickelt alsdann den Einfluß dieser Seeräuberey auf Scandinavien selbst; wie unter den vielen kleinen Heerführern einzelne mächtig wurden, bis Harald Harfager durch den Seesieg

bey Hafursfiord im Jahr 885 sich zum unumschränkten Herrn von Norwegen machte. Dadurch veranlaßte Auswanderungen nach den Hebriden, und besonders nach Island, und Gründung des dortigen so merkwürdigen Freystaats. — Alsdann mit besonderer Sorgfalt die Geschichte von Rollo, seine Eroberungen und demnächstige Festsetzung in Frankreich, bis zu dem Vertrage mit Karl dem Einfältigen. Der Verfasser macht es sehr wahrscheinlich, daß eine schriftliche Urkunde darüber nie vorhanden gewesen sey. Verträge wurden damals bey den Normannen nur mündlich geschlossen. Der Schritt von Karl ist nicht schwer zu rechtfertigen; er that nur was er nicht ändern konnte. Das wichtigste in seinen Folgen war die Annahme des Christenthums, und zwar um so mehr, da der vormalige Freybeuter ein so eifriger Christ wurde. Freylich konnte die Sicherheit Frankreichs vor jenen Piraten dadurch nicht völlig erreicht werden, da sie auch an der Mündung der Loire sich festgesetzt hatten. Die weitere Geschichte der Normannischen Herzöge bis zur Eroberung Englands, so wie auch ihrer Seezüge nach dem Mittelmeer und ihrer dortigen Eroberungen ist nur summarisch angegeben. Dafür aber wird in dem letzten Kapitel ein Ueberblick über die Geschichte der Civilisation der Normannen in der Normandie in den ersten drey Jahrhunderten ihrer dortigen Niederlassung gegeben. Es ist bekannt, daß in Folge des Christenthums sie überhaupt die Cultur und selbst die Sprache der Franken, schneller als man es hätte erwarten können, annahmen. Denkmähler, die über jenen Zeitpunkt hinaufgingen, findet man in der Normandie von ihnen nicht. Aber seit der Annahme des Christenthums erwachte der Baueist bey ihnen; und schwerlich enthält ein anderes Land

von Europa so viele Denkmähler, Schlösser, und vor allem Kirchen, aus dem zehnten und elften Jahrhundert als die Normandie. Der Clerus erhielt nicht sogleich einen Platz in den ständischen Versammlungen; aber nachher ward sein Einfluß desto größer, als die vielen reichen Abteyen und Klöster entstanden. Ihr Einfluß auf die Sprache und Volkspoesie, besonders auf die epische Dichtkunst, ist schon von deutschen Schriftstellern, die dem Verf. nicht unbekannt blieben, geschildert. Unter den zwölf Beylagen heben wir besonders die dritte, vierte, achte und neunte hervor, wegen der Stücke, welche sie aus bisher noch ungedruckten Chroniken und Sagen mittheilen.

Hn.

D a r m s t a d t.

Wey Meyer: Das Landrecht oder die eigenthümlichen bürgerlichen Rechte der Grafschaft Erbach und Herrschaft Breuberg im Odenwalde. Gesammelt, geordnet und erläutert von F. K. H. Beck, Großherz. Hess. Justizkanzleyrath und Ch. Lauteren, Großh. H. J. R. Advocat. 1824. 533 S. in 8.

Die Grafschaft Erbach und Herrschaft Breuberg im hessischen Odenwalde, von den angrenzenden Altpfälzischen, Mainzischen und Hessischen Ländern durch die natürliche Grenzscheide ihrer Gebirge getrennt, bieten dem Forscher deutscher Rechte eine nicht unwichtige Seite dar. Auch der Odenwald hatte, in frühern und noch bis in die neuern und neuesten Zeiten, seine Leibeigenschaft und Frohnden an Landes- und Gutsherrn und Kirchen und Klöster; allein er hatte auch in seiner ehemaligen öffentlichen Ge-

richtsverfassung und freyen Wahl der Richter, und hat noch in dem Institute seiner allgemeinen ehelichen Gütergemeinschaft, in der Allgemeinheit seiner Erbverträge und Seltenheit der Testamente, echt deutsche Rechte, und in seinen bauerlichen Gutsverhältnissen, ihren Rechten und Lasten und so manchen andern, älteren und neueren gesetzlichen und Herkommensrechten und über Verträge, Vormundschaften, Schuldenwesen u. s. w. solche eigenthümliche Institute, deren Kenntniß dem Germanisten nicht ohne Werth und Bedeutung seyn kann. Dazu kommt, daß das eigenthümliche Recht des Hessischen Odenwaldes, oder doch wenigstens seine interessanteste Seite, ursprünglich Gewohnheitsrecht ist, welches weder vollständig gesammelt, noch öffentlich bekannt, bis jetzt nur in der stillen Sitte des Landes, in den Sprüchen der Gerichte, und in seltenen, wenig bekannten und überdieß unvollständigen Aufzeichnungen lebte; so daß aus allen diesen Rücksichten die Bekanntmachung dieser eigenthümlichen Rechtsverhältnisse wünschenswerth seyn muß. Eine solche finden wir nun in dem oben genannten Werke, durch welches mithin dem Studium des deutschen Rechts eine neue willkommene Quelle eröffnet worden ist. Es zerfällt in zwey Theile, deren erster eine „geschichtliche Einleitung in die Natur, Sitten und Rechte des Landes“ in einem zwar kurzen aber doch genügenden Umriss enthält, zugleich aber, als urkundliches Recht die bis dahin ungedruckten Statuten und Ordnung der Herrschaft Erbach, welche Schenk Eberhard und Schenk Welten von Erbach im Jahre 1520, so wie die Landesordnung, welche die Söhne

Eberhards, um 1552 erliefen, mitgetheilt hat. Der zweyte Theil dagegen liefert eine ausführliche Darstellung der noch geltenden eigenthümlichen bürgerlichen Rechte der Grafschaft Erbach und Herrschaft Breuberg. Von denselben sind die Rechtsfälle über die allgemeine eheliche Gütergemeinschaft, über die Auzwenden, Hufen und sonstigen Bauergüter, und über die Erbverträge lediglich aus dem Gewohnheitsrechte und Herkommen, mithin zum größten Theile aus den Präjudicien der Gerichte, Attesten der Behörden, Heirathsbriefen u. s. w. geschöpft und zusammengestellt; wogegen die Rechtsfälle über die Ehe, Vormundschaft, die Verträge der Juden mit Christen, über Viehhandelschaft, über Wirths- und Pechschulden, über Concurss- und Hypothekwesen, so wie über Frohnden und Leibeigenschaft (nur die eben aufgeführten Rechtsverhältnisse machen den Gegenstand der Darstellung aus), aus besondern Gesetzen und Verordnungen der einzelnen Landesherren hervorgegangen sind, weshalb denn diese einzelnen Verordnungen, mit einleitenden Bemerkungen, theils in extenso, theils im Auszuge mitgetheilt werden. Solchergestalt ist daher das vorliegende Werk auch zum unmittelbaren practischem Gebrauche für die Beurtheilung der dort geltenden Rechte vorzugsweise geeignet.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

103. Stück.

Den 30. Junius 1827.

P a r i s.

Bey G. Dufour und E. D'Oragne: Description géologique des Environs de Paris, par MM. G. Cuvier et Alex. Brongniart. Nouvelle Edition, dans laquelle on a inséré la Description d'un grand nombre de Lieux de l'Allemagne, de la Suisse, de l'Italie etc. qui présentent des Terrains analogues à ceux du Bassin de Paris, par M. Alex. Brongniart. Avec 2 Cartes et 16 Planches représentant les Coupes de ces Terrains et beaucoup de Coquilles fossiles qu'ils renferment, et une Table alphabétique de tous les Lieux décrits ou seulement cités. 1822. VIII u. 428 Seiten in gr. 4.

Das Werk, dessen zweyte, sehr vermehrte und einen etwas veränderten Titel führende Ausgabe wir hier anzeigen, ist für das geologische Studium von großer Wichtigkeit, indem dadurch die Aufmerksamkeit auf eine Reihe merkwürdiger Gebilde gelenkt worden, die früher nach ih-

D [4]

ren wahren Verhältnissen, bapnahe ganz unbekannt waren. Fortgesetzte Beobachtungen haben erwiesen, daß die Pariser Formationen nicht etwa, — wie man anfangs zu glauben geneigt war — nur als locale Gebilde angesprochen werden dürfen, sondern vielmehr zur Reihenfolge der allgemeinen Erdenrindlagen gehören. Jene meisterhafte Arbeit hat aber nicht allein auf solche Weise zur Erweiterung der Kunde des Geozimmers der Erde ein Großes beygetragen, sondern auch durch die glückliche Anwendung eines genauen Petrefactenstudiums, auf die Methode in der Geognosie einen bedeutenden Einfluß gehabt und durch Untersuchungen über den merkwürdigen Wechsel von Meer- und Süßwasser-Productionen, ein neues Licht auf die mit unserem Erdbörper vorgegangenen Veränderungen geworfen. Die Verf. hatten die Genugthuung, daß, obgleich seit dem Erscheinen des *Essai sur la Géographie minéralogique des Environs de Paris* die Kunde der tertiären Formationen mit raschen Schritten sich erweiterte und vervollständigte, dennoch die in jenem Werke zuerst aufgestellte Ordnung derselben, im Wesentlichen unverändert beybehalten werden konnte. Die größere Vollkommenheit der neuen Ausgabe besteht hauptsächlich in einer ungleich vollständigeren Characterisierung der verschiedenen Formationen; in einer bedeutenden Vermehrung der Listen von den in ihnen sich findenden Nesten und Spuren organisirter Wesen, sowie in einer genaueren Bestimmung derselben; in einer vervollständigten Nachweisung des Vorkommens in verschiedenen Gegenden und besonders in einer weit umfassenderen Vergleichung der Pariser Formationen mit ihren Aequivalenten in anderen Theilen der Erde. Um diese vergleichende Kunde der tertiären Gebilde hat sich vorzüglich Herr

Brongniart Verdienste erworben, sowohl durch die Mittheilung eigener, auf verschiedenen Reisen angestellter Beobachtungen, als auch durch Benutzung der Untersuchungen anderer, zumal französischer Naturforscher. Der jüngere Brongniart hat durch die angehängte Beschreibung vegetabilischer Ueberreste aus den tertiären Formationen, zur Erhöhung des Werthes dieser neuen Ausgabe beygetragen.

Das Werk besteht aus drey Hauptabschnitten. Der erste Abschnitt liefert eine Uebersicht und Charakteristik der verschiedenen Formationen, die den Boden der Umgegend von Paris constituiren; in dem zweyten ist das Vorkommen und die Verbreitung dieser Formationen an den verschiedenen Orten in der Gegend von Paris im Besonderen nachgewiesen und bey jeder Formation sind Bemerkungen über ihr Vorkommen in anderen Gegenden angehängt. Der dritte Abschnitt enthält das Nivellement der Gegend von Paris und die geognostischen Durchschnitte, nebst allgemeinen Betrachtungen über die gegenseitigen Verhältnisse unter den verschiedenen Lagen und über ihre Bildung.

Die Verfasser unterscheiden in der Reihenfolge der Gebirgsformationen: I. Terrains anciens ou primordiaux, welche das primäre oder so genannte Uebergangsgebirge begreifen. II. Terrains de sédiments, bey denen von ihnen unterschieden werden 1) Terrains de sédiment inférieur, oder die Formationen vom jüngsten Uebergangsgebirge bis zum Calcaire à Gryphites inclus. worunter hier aber ein Theil des älteren Flößkalkes und nicht die Formation verstanden zu seyn scheint, welche die deutschen Geognosten Gryphitenkalk zu nennen pflegen. 2) Terrains de sédiment moyen, oder die Formationen von jenem Flößkalk bis zur

Kreide inclus. 3) Terrains de sédiment supérieur. Diese letztere Abtheilung zerfällt nach der jetzt von den Verfassern angenommenen Classification, in folgende, in der Gegend von Paris verbreitete Formationen: 1) Premier terrain d'eau douce, wozu der sogen. plastische Thon, nebst den Braunkohlen und dem ersten tertiären Sandstein gehören. 2) Premier terrain marin: Grobkalk und Sandstein, der zuweilen mit ihm vorkommt, oder ihn vertritt. 3) Deuxième terrain d'eau douce: kieseliger Kalk, Knochengyps, Süßwassermergel. 4) Deuxième terrain marin: Mergel mit Gyps, Sandstein mit Sand, Kalkstein und Mergel. 5) Troisième et dernier terrain d'eau douce. Die sogen. Meulières der Gegend von Paris und der obere Süßwassermergel. 6) Terrain de transport: Geschiebe und Conglomerat, Thonmergel, Torf.

Die Folge der in der Gegend von Paris befindlichen Formationen beginnt mit der Kreide. Die Verfasser unterscheiden in dieser Formation drey Abtheilungen, die sich nicht allein oreographisch, sondern auch petrographisch verschieden zu zeigen pflegen und die sie durch die Namen Craie blanche, Craie tufau und Craie chloritée oder Glauconie crayeuse bezeichnen. In der Pariser Gegend stellt sich allein die reinere, weiße Kreide in einfachen Verhältnissen dar. Sie ist ärmer an Petrefacten wie die beiden anderen, tieferen Abtheilungen, von denen die Craie tufau von graulicher Farbe und sandig zu seyn und Statt des Feuersteins, Hornstein zu enthalten pflegt, wogegen die Craie chloritée durch den Gehalt grüner, chloritähnlicher Körner und grünlicher oder röthlicher Knoten sich auszeichnet, deren Mischung nach Bert hier hauptsächlich aus phosphorsaurem Kalk besteht. In anderen Gegenden von Frankreich kommen diese

tieferen Lagen der Kreideformation Theils für sich, Theils in Verbindung mit der reineren Kreide vor. Ueberhaupt zeigt dieß Gebilde sehr verschiedene Beschaffenheiten in verschiedenen Gegenden, welches ja aber auch von vielen andern secundären und tertiären Gebirgsformationen gilt; daher, wie die Verfasser sehr richtig bemerken, der Character einer ganzen Formation und ihrer einzelnen Glieder, weder in den Beschaffenheiten der Gesteine, noch in den Structurverhältnissen, noch in dem Vorkommen gewisser Ueberreste organisirter Wesen allein gesucht werden darf, sondern aus der Auffassung und Vergleichung sämmtlicher Eigenschaften sich ergibt und, wie noch hinzuzufügen seyn dürfte, stets unter die Controle der Bestimmung ihrer Verhältnisse zu anderen Formationen gestellt werden muß. Uebrigens erweist sich immer mehr, daß die Untersuchung der Petrefacten ganz vorzüglich geeignet ist, zur sicheren Unterscheidung der Formationen zu führen. Das von den Verfassern dabey beobachtete Verfahren, kann allgemein zum Muster dienen. Ihnen gebührt das Verdienst zuerst darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß sich die Kreideformation durch ihre Petrefacten von den übrigen Flözgebilden und den tertiären Formationen wesentlich unterscheidet. Dadurch ist es zuerst möglich geworden, gewisse Gebirgsmassen, die entweder wegen ihrer abweichenden petrographischen Beschaffenheiten, oder wegen der Art ihres Vorkommens früher nicht der Kreideformation zugezählt wurden, als Glieder derselben zu erkennen. In England stellt sich das Kreidegebilde wie in Frankreich in den drey bemerkten Hauptabtheilungen dar; aber die unterste Abtheilung ist dort gemeiniglich weit reicher an Sandtheilen, als sie es hier zu seyn pflegt, welches Veranlassung ge-

geben hat, sie mit dem Namen **Green-Sand** zu belegen. Die unreine Kreide pflegt von der reineren durch eine Lage von Thonmergel gesondert zu seyn, in welcher einige Petrefacten vorkommen, die in den anderen Gliedern nicht angetroffen worden. — Am **Petersberge** bey **Maastricht** stellt sich die Kreideformation vornehmlich als Saugkalk dar, worin Statt des Feuersteins, Hornstein vorzukommen pflegt und dessen lockere, körnige Beschaffenheit früher verleitete, das Gestein für Sandstein anzusprechen. — **Dänemark** besitzt die Kreideformation und zwar am **Stevns-Klint** die reinere Kreide mit Feuerstein; aber die neueren Untersuchungen **Forchhammer's** machen es sehr wahrscheinlich, daß weder die Kalkmassen welche am **Stevns-Klint** die Kreide decken, noch die Kreide von **Moen**, mit jener unteren Lage zur nämlichen Formation gehören, sondern vielmehr als tertiäre Gebilde angesprochen werden müssen. Ref. behält sich vor, bey einer anderen Gelegenheit darauf zurück zu kommen und bemerkt hier nur, daß **Forchhammer's** Untersuchungen eine genaue Revision der in der Umgebung der Ostsee an einzelnen Stellen sich findenden Kreidelager, sehr wünschenswerth machen. — Nach den neueren Untersuchungen von **Nilsson** (*Kongl. Vetensk. Acad. Handl. 1824 u. 1825*) besitzt das südliche Schweden die drey oben bezeichneten Hauptabtheilungen der Kreideformation; die reinere Kreide jedoch nur in geringer Verbreitung. Eben so ist in Deutschland das Vorkommen der reinen Kreide von geringem Belange im Verhältniß zu anderen Gliedern dieser Formation. Die unterste Abtheilung stellt sich im nördlichen, östlichen und mittleren Deutschland gemeiniglich als **Quadersandstein** dar, der, so sehr er auch im All-

gemeinen von den übrigen Gliedern der Kreideformation abweicht, doch bald dem Green-Sand bald dem Iron-Sand der Engländer ähnlich ist und zum Theil mit jenem gleiche Petrefacten enthält, worauf Referent zuerst durch Herrn Geheimen-Rath von Schlottheim aufmerksam gemacht worden. Wo der Quadersandstein dem Iron-Sand der Engländer zu vergleichen seyn dürfte, schließen sich ihm nicht selten Lager genau an, die mit der Craie chloritée übereinstimmen. Darüber kommt bald ein dichter, grauer, splittriger Kalkstein, ein Analogon der Craie tufeau, bald ein dichter, weißer Kieselkalk vor, in welchem die Kieselerde nur selten als Feuerstein ausgeschieden, sondern gemeinlich mit der ganzen Masse chemisch verbunden erscheint. Theils mit diesem Stellvertreter der Kreide, Theils unabhängig von ihm, erscheinen verschiedene Mergelarten, in denen das Verhältniß des Kalkes zum Thon und zuweilen auch des Sandes, abändert. — Von ganz besonderem Interesse ist das Vorkommen der Craie chloritée in der Gegend der Perte du Rhone bey Bellegarde, von welchem Hr. Brongniart eine genaue Beschreibung gibt. Hier ruhet dieß Glied der Kreideformation, erfüllt von mannigfaltigen Petrefacten, deren genaue Untersuchung die Uebereinstimmung desselben mit dem Green-Sand außer Zweifel setzt, beynahе unmittelbar auf dem Jura Kalkstein, indem nur eine Lage von Thonmergel beide Gebilde von einander sondert. Hierdurch ist das wahre, früher beynahе ganz verkannte Verhältniß zwischen dem eigentlichen Jurakalk und der Kreideformation, zuerst aufgeklärt worden. Es ist dem Referenten nach der Herausgabe seiner Uebersicht der jüngeren Flöße im Flußgebiete der Weser ge-

lungen, dasselbe Lagerungsverhältniß auch in der Gegend von Goslar und Hildesheim zu beobachten und dadurch, so wie durch die Unterscheidung des jüngeren, dem Gryphiten-Falke sich anschließenden Kohlen-sandsteins, vom eigentlichen Quadersandstein, welche beide durch den Jurakalk getrennt werden, einige in jener Schrift enthaltene Irrthümer, in Uebereinstimmung mit den Beobachtungen der Herren Kieferstein und Hoffmann, zu berichtigen. Dasselbe Verhältniß hat sich dem Referenten auch auf einer Reise durch die Seealpen unzweideutig dargestellt. Auf dem Jurakalk ruhet am südlichen Abfalle des Draus gegen Scarena ein scharf begränztes, sandig-kalkiges, von erdigem Chlorit ganz durchdrungenes, dem Green-Sand analoges Lager, welches in seinen unteren Schichten mergelartig ist. Darauf liegt eine mächtige Masse von abwechselnden Lagen lockeren Mergels und dichten, thönigen Kalksteins und diese wird wieder von Lagermassen gedeckt, die nach den darin enthaltenen Petrefacten, als Glieder der Grobkalkformation angesprochen werden müssen; daher jene Mergel- und Kalksteinmasse als ein Aequivalent der Kreide erscheint, wenn gleich das Ansehen derselben von den gewöhnlichen petrographischen Beschaffenheiten der Kreide sehr abweicht. Ähnliche Mergel- und Kalksteinlagen ruhen auch in der Gegend von Nizza auf dem Jurakalk und hier, zumal an der Straße die nach Vintimiglia führt, werden einzelne Lager der Kreide ähnlicher und liefern auch durch die darin enthaltenen Petrefacten, Belege für die Richtigkeit jener Bestimmung.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 30. Junius 1827.

P a r i s.

Beschluß der Anzeige: Description géologique des Environs de Paris, par MM. G. Cuvier et Alex. Brongniart. etc. etc.

Ist das Auge an solche Abweichungen in dem Ansehen der Glieder einer Formation in verschiedenen Gegenden gewöhnt, so wird man um so leichter sich entschließen, den Gründen des Hrn. Brongniart Gehör zu geben, die denselben bewogen, gewisse, in sehr bedeutenden Höhen der Alpen, namentlich in der Kette des *Buet* in Savoyen vorkommende, Versteinerungen führende Lager eines schwärzlichen Kalksteins, der Kreideformation zuzuzählen. Es war dieses ein kühner Gedanke, der schon vor Hn. Brongniart von dem Hn. *Buckland* geäußert worden, für welchen aber die genaue Uebereinstimmung der Petrefacten mit solchen, die sich in unbezweifelten, an niederen Puncten vorkommenden Gliedern der Kreideformation finden, redet. Wenn man bedenkt, wie das Außerordentliche der Höhe,

3 [4]

in welcher jene Petrefacten führenden Lager auf den Bergen des Eis, de Sales u. s. w. vorkommen, nur von dem von unserer Kleinheit entlehnten Maassstabe abhängt, so wird man obige Annahme um so weniger paradox finden und derselben um so eher die Zustimmung geben, selbst wenn man nicht geneigt seyn sollte, dabey an eine unerweisliche, gewaltsame Emporhebung zu denken. Merkwürdig ist dabey allerdings die Erscheinung der dunkeln, durch kohlige Substanz bewirkten Färbung jener hoch gelegenen Kalkbänke, wodurch das Gestein ein von den gewöhnlichen Modificationen der Kreide sehr abweichendes Ansehen erhält. Da diese Erscheinung bey verschiedenen, selbst noch jüngeren Gebilden und in verschiedenen Gegenden sich wiederholt, so scheint dieselbe einen allgemeineren Grund zu haben, der vielleicht in dem geringeren Luftdrucke und der anhaltenderen Schneebedeckung der höheren Lagermassen gesucht werden darf, indem es nicht unwahrscheinlich ist, daß manche der in geringerer Höhe vorkommenden, lichtereren Kalkmassen, früher auch durch kohlige oder kohlig-bituminöse Theile dunkler gefärbt waren, die aber unter einem stärkeren Luftdrucke und einer freyeren Berührung der Atmosphäre, schneller eine Ausscheidung erlitten, als die färbenden Theile höherer Lager. —

Die Kreide ist in der Gegend von Paris fast durchgehends von einer Thonlage bedeckt, welche die Verfasser mit dem Namen *Argile plastique* belegen. Oft lassen sich zwey verschiedene Lagen unterscheiden, von denen die untere, reinere, zur Fabrication der Fajance und anderer Töpferwaare taugliche Thonarten enthält; wogegen die obere, oft durch eine Sandlage von jener geschiedene, von sandiger Beschaffenheit und dunkler Farbe zu seyn pflegt. Die untere Lage ist gemeinig-

lich leer von Resten organisirter Wesen; wogegen für die obere das Vorkommen von Braunkohlen und von zahlreichen Conchylien characteristisch ist, die Theils dem Meere, Theils süßem Wasser angehörten. Nach den Untersuchungen der Verfasser sind diesem Thongebilde durchaus keine von den Resten organisirter Wesen eigen, die in der Kreide vorkommen und es findet kein wahrer Uebergang zwischen der Kreide und dem Thongebilde Statt; daher man berechtigt ist, dasselbe als eine wesentlich verschiedene Formation zu betrachten, mit welcher die tertiären Erdenrindlagen beginnen. Diese Formation hat nicht allein in verschiedenen Gegenden von Frankreich, sondern auch in anderen Ländern eine große Ausbreitung. Die bedeutendsten Ablagerungen der Braunkohle scheinen ihr anzugehören. England besitzt dieß Gebilde und namentlich in der Umgegend von London hat es die größte Analogie mit dem Vorkommen in der Pariser Gegend. In Dänemark ist die Formation des plastischen Thons zuerst von Hr. Forchhammer nachgewiesen. Sie zeigt hier besondere Eigenthümlichkeiten, worüber Refer. bey einer späteren Gelegenheit zu berichten sich vorbehält. Deutschland ist ganz besonders zum Studium der diesem Gebilde untergeordneten Braunkohlenlager gemacht, die, von Sand- und Thonlagern begleitet, oft von Basalt und damit verwandten Gesteinen bedeckt sind und dadurch wahrscheinlich an manchen Orten gegen Zerstörungen durch Fluthen geschützt wurden. Herr Brongniart theilt Einiges über das bekannte Vorkommen am Meißner und am Habichtswalde bey Cassel mit. Beachtungswerth ist die Bemerkung, welche Referent bis jetzt durchaus bestätigt gefunden, daß unter den mannigfaltigen Abdrücken von Blättern und anderen Pflanzen-

theilen, welche in und bey den Braunkohlenlagern sich finden, niemals Spuren von wahren Farrenkräutern angetroffen werden. Diese Abdrücke, die u. A. in größter Mannigfaltigkeit in der Wetterau vorkommen, bieten noch ein weites Feld für genauere Untersuchungen dar. Bey großer Aehnlichkeit mit Pflanzen der jetzigen Schöpfung, z. B. aus den Gattungen Acer, Salix, Juglans, Pinus, scheint die Vergleichung doch keine vollkommene Identität zu ergeben, wobey es besonders merkwürdig ist, daß sich mit unter Aehnlichkeit mit Gewächsen sehr entfernter Gegenden zeigt. Daneben finden sich aber auch einige vegetabilische Reste, an denen noch keine bestimmte Analogie mit Formen der jetzigen Schöpfung hat aufgefunden werden können. Börnstein und Resinasphalt gehören zu den Begleitern dieser Braunkohlenformation und Hr. Brongniart hält es für wahrscheinlich, daß das berühmte Vorkommen des Börnsteins an der Ostsee, ebenfalls hierher zu zählen seyn dürfte, wofür allerdings manche Wahrnehmungen sehr zu reden scheinen. Dagegen ist Hr. Brongniart geneigt, die Braunkohlenablagerungen in der großen Sandstein- und Nagelsflue-Formation der Schweiz, für jünger als die im plastischen Thon zu halten.

Zu den wichtigsten Erweiterungen welche die Geognosie durch vorliegendes Werk erlangt hat, gehört unstreitig die Unterscheidung und genaue Characterisierung der Formation des Calcaire grossier, des Calcaire de Paris des Hrn. von Humboldt; die nach neueren, in den verschiedensten Theilen der Erde angestellten Beobachtungen, als eine ungemein ausgebreitete, aber freylich in manchen Gegenden als eine sehr zer-rissene erscheint, für deren Bestimmung die genaue Untersuchung der Petrefacten von ganz be-

sonderem Werthe ist. Die Grobkalkformation ist in der Gegend von Paris von dem plastischen Thon oft durch eine Sandlage getrennt. Sie besteht dort aus abwechselnden Lagen eines mehr und weniger festen Kalksteins, von Thon- und Kalkmergel. Die untersten Lagen sind sehr sandig, ja sie enthalten oft mehr Sand als Kalktheile. Fast beständig ist pulverförmige oder körnige Grünerde wahrzunehmen, wodurch sie oft Ähnlichkeit mit dem Grünande der Kreideformation erlangen. Das Vorkommen von Nummulithen mit denen Madreporiten und einige Conchyliolithen vergesellschaftet sind, ist für jene untersten Lagen besonders characteristisch. Die mittleren sind reich an Conchylienresten und in einer Bank kommen auch vegetabilische Abdrücke vor. Die oberen Lager enthalten weniger Conchylien, als die beiden anderen Gruppen. Die letzten Lagen werden durch einen festen Kalkmergel gedeckt, der mit lockerem Kalkmergel, mit Thonmergel und kalkigem Sande abwechselt und zuweilen horizontale Zonen von Hornstein einschließt. In diesem vierten Systeme sind die wenigsten Conchylienreste enthalten. In der zweiten und dritten Gruppe kommen an einigen Orten Bänke von Sandstein oder Massen von Hornstein vor, die von Meerconchylien erfüllt sind und zuweilen den Kalkstein ganz verdrängen. Die dieser Formation angehörigen Reste organisirter Wesen sind von denen der Kreide gänzlich verschieden und vorzüglich characteristisch ist für sie der Reichthum an Cerithien, so wie der gänzliche Mangel an Belemniten, Orthoceratiten, Ammoniten, Baculithen. Herr Brongniart theilt eine Menge interessanter Notizen über das Vorkommen der Grobkalkformation in anderen Theilen von Frankreich, in Spanien, England, der Schweiz,

Italien und in den nördlichen und östlichen Theilen von Europa, so wie in anderen Welttheilen mit. Er hat zuerst es auszusprechen gewagt, daß die Lager des Gipfels der Diablerets in der Gebirgskette welche die Gegend von Ber vom Wallis trennt, in denen unter verschiedenen Petrefacten auch Cerithien vorkommen, zur Formation des Grobkalkes gehören dürften, inwiewohl er darüber nicht völlig entscheiden wollte, indem, abgesehen von den abweichenden Petrefacten, ihre Ähnlichkeit mit den oben bemerkten, der Kreideformation zugezählten Lagern der Buet-Kette auffallen muß. Referent erlaubt sich bey dieser Gelegenheit zu bemerken, daß von ihm in den Seealpen, auf dem Gipfel des Braus, der freylich nur ungefähr 3000 Par. Fuß über dem Meere liegt, wogegen der Gipfel der Diablerets nahe an 10,000 Fuß sich erhebt, ein bedeutendes Lager eines rauchgrauen, mit Nummulithen erfüllten Kalksteins beobachtet worden, welches nach seinen Lagerungsverhältnissen, wie nach jenen Petrefacten, den unteren Gliedern der Grobkalkformation zugezählt werden muß, wenn gleich das Ansehen des Gesteins von den gewöhnlichen Beschaffenheiten der Glieder der Grobkalkformation sehr abweicht. Ein ähnliches, mit mehreren anderen der Grobkalkformation eigenen Petrefacten erfülltes Lager, zeigt sich bey Scarena am Fuße des Braus gegen Nizza, in einer Meereshöhe von ungefähr 1070 Par. Fuß und an der Halbinsel von St. Hospice wird ein der Grobkalkformation angehöriges, von Nummulithen erfülltes, von Hn. Brongniart erwähntes und auch von dem Refer. untersuchtes Lager, von den Wellen bespült. In den Schweizeralpen fand Ref. an mehreren Stellen, z. B. am Lowerzer-See, einen dunklen Nummulithenkalk, der auch zur Grobkalkformation gehören dürfte. —

Hr. Brongniart erwähnt S. 182 bey den Bemerkungen über die Verbreitung der Grobkalkformation in Frankreich einen kalkigen Sandstein, der verschiedene Arten von Meerconchylien und Glossopetern führt und zwischen Avignon und Orange vorkommt. Er entscheidet nicht über das Alter desselben, hält es aber für wahrscheinlich, daß er den tertiären Formationen angehöre und jünger sey als der Knochengyps der Gegend von Aix. Referent hat Gelegenheit gehabt, sich von der Richtigkeit dieser Vermuthung zu überzeugen, indem er bey Vacluse das Aufliegen jenes Gesteins auf dem dortigen Süßwasserkalk beobachtete, der mit dem im Velay und in der Gegend von Aix in der Provence im Wesentlichen übereinstimmt. — Herr Brongniart erwähnt die Mainzer Kalkformation, die dem Pariser Grobkalk sehr ähnlich ist, bey welcher er es aber dennoch unentschieden läßt, ob man sie dieser Formation oder einer späteren zuzählen müsse. Besonders merkwürdig ist für sie, das gemeinschaftliche Vorkommen von Meer- und Süßwasser-Conchylien, von denen indessen die ersteren bey Weitem vorherrschen. In Nord-Deutschland ist in neuerer Zeit die Grobkalkformation an mehreren Orten aufgefunden, aber an keinem in großer, zusammenhängender Verbreitung. Vorzüglich ausgezeichnet ist das Vorkommen an mehreren Stellen bey Cassel, wo die Auflagerung auf die Braunkohlenformation deutlich wahrgenommen werden kann; bey Güntherfen unweit Dransfeld; bey Wendlinghausen im Lippischen, bey Diekholzen und an mehreren anderen Stellen im Hildesheimischen; bey Sternberg im Mecklenburgischen. Die Hauptmasse besteht an diesen und mehreren anderen Orten aus einem kalkigen, durch Eisenoxyd gefärbten Sand,

der hin und wieder Grünerde-*Theile* enthält und von zum Theil wohl erhaltenen Resten von Meer-*geschöpfen* erfüllt ist, von denen Manche mit denen im Pariser Grobkalk übereinstimmen, neben welchen Andere angetroffen werden, die jenem fremd sind. Kalksteine kommen ungleich seltener in Nord-*Deutschland* in dieser Formation vor. — Nach *Forchhammer* findet sich in *Dänemark* über der Kreide ein wesentlich davon verschiedenes Kalkgebilde, welches ein Analogon des Grobkalkes zu seyn scheint.

In der Reihenfolge der tertiären Gebilde folgt in der Gegend von Paris auf den Grobkalk der kieselige Kalk (*Calcaire siliceux*) der bald lockerer, bald fester, von sehr feinem Korn und von Kieselsubstanz überall und in allen Richtungen durchdrungen ist. Sein Vorkommen scheint mit dem des Grobkalkes in einem umgekehrten Verhältnisse zu stehen, indem, wo jener mächtig, dieser schwach ist und umgekehrt. Er steht in jeder Hinsicht auf der Gränze des Meerwasser- und des darauf folgenden Süßwassergebildes, indem in seinen unteren Lagen Meer- und Süßwasser-Conchylien gemengt erscheinen, wogegen in den oberen nur Süßwasser-Conchylien vorkommen.

Es folgt nun ein Gyps- und Mergelgebilde, welches in seinen unteren Lagen als eine Süßwasserformation, in seinen oberen dagegen als eine Meerwasserformation erscheint. Für die unteren Gypslagen ist das Vorkommen von Knochen vieler unbekannter Vierfüßer besonders merkwürdig, um deren Untersuchung sich bekanntlich *Hr. Cuvier* so große Verdienste erworben. Außerdem finden sich darin Reste von *Abgeln*, *Crocobilen*, von Meer- und Süßwasser-Schildkröten. Lagen von *Thon- und Kalkmergel* bedecken den Gyps, worin versteinete *Palm-*

stämme und Süßwasser-Conchylien vorkommen. Darüber liegt ein anderes System von Mergelmassen, welche Meerconchylien und Spuren von Fischen enthalten. Die oberste Decke pflegt eine Lage von thonigem Sande zu bilden. — Eine merkwürdige Süßwasserformation ist nicht auf die Gegend von Paris beschränkt; sie kömmt, auf verschiedene Weise modificiert, auch in anderen Gegenden, namentlich von Frankreich, in großer Ausdehnung vor, z. B. in Auvergne, in Belay, in der Gegend von Aiz, in der Provence, in der Gegend von Vaucluse. Referent hatte Gelegenheit, die von Hr. Brongniart darüber mitgetheilten Beobachtungen in den genannten Gegenden zu wiederholen. Die Kalk- und Mergellager, worin zum Theil Kieselsubstanz, als Horn- oder Feuerstein ausgesondert ist, erscheinen als das Constante; der Gyps kömmt dagegen nicht überall darin vor; er fehlt z. B. in Auvergne, in der Gegend von Vaucluse. Es bestätigt sich daher bey diesem Gebilde, was sich in allen übrigen Formationen zeigt in denen Gyps vorhanden, daß diese Gebirgsart nie als ein allgemeines, stets als ein besonderes und untergeordnetes Formationsglied erscheint. Mannigfaltige Süßwasser-Conchylien, z. B. Lymneen, Planorben, Cyclostomen, Paludinen, Potamiden, Cycladen, kommen überall vor; wogegen Abdrücke von Fischen — die bey Aiz in der Provence sehr ausgezeichnet sich finden — Knochenreste von Quadrupeden, Palmaciten und andere Spuren von Pflanzen, ein beschränkteres Vorkommen haben. Die Grundlage dieser Formation ist eben so abweichend, wie ihre Decke. Sie ruhet z. B. in Auvergne und im Belay entweder unmittelbar auf Granit oder auf einem an Quarz reichen Granitconglomerat; in der Gegend von Aiz und Vaucluse

auf Jurakalk. Bey Aix ist die Süßwasserformation von keinem Meerwassergebilde bedeckt; welches dagegen, wie oben bereits bemerkt worden, bey Vacluse der Fall ist. In Auvergne und im Belay ruhen an vielen Stellen und zum Theil in großer Ausdehnung, Massen von Basaltconglomerat und Basalt, im Belay außerdem auch von Klingstein darauf. Dieß Verhältniß gibt jener Formation noch ein besonderes Interesse, indem es zugleich über das relative Alter der basaltischen Gebilde in den erwähnten Gegenden Licht verbreitet.

Auf die Meerconchylien enthaltenden Mergellager der Gegend von Paris, welche das Süßwassergebilde decken, pflegt eine, zuweilen sehr mächtige und weit verbreitete Masse von Sand und Sandstein zu folgen, deren untere Lagen leer von Ueberresten von Meergeschöpfen sind, mit Ausnahme einiger, die aus früheren Gebilden zufällig in jene Lagen gelangten und daher gemeinlich zertrümmert sind; wogegen in den oberen, aus Sand- oder Kalkstein bestehenden Lagern, Gehäuse von Meerconchylien angetroffen werden, unter denen manche auch den zuvor erwähnten Mergellagern, einige selbst dem Grobkalk eigen sind, wozu u. A. *Pectunculus pulvinatus* Lam. gehört.

Diesem Mergelgebilde folgt eine dritte Süßwasserformation nach, die an verschiedenen Orten in der Gegend von Paris auf verschiedene Weise zusammengesetzt erscheint. Die Gesteine derselben sind: Kalkmergelarten, reiner dichter Kalkstein, oft innig verbunden mit Feuerstein, Hornstein, Taspis, oder diese Kieselarten auch für sich; sodann die sogenannten Meulieres, eine zellige, durch Eisenoxyd-Beschlag gefärbte Kieselmasse, deren Räume oft mit Thonmergel oder mit thonigem Sande erfüllt sind.

Es kommen in diesem oberen Süßwassergebilde mancherley Conchylien z. B. Potamiden, Maznorbis-Arten, Lymneen und auch verschiedene Reste von Vegetabilien u. A. von Chara, Nymphaea, vor. — Hr. Brongniart theilt Notizen über das Vorkommen von Süßwassergebilden in anderen Ländern mit, von denen die über die Verhältnisse des Süßwasserkalkes in Italien, wo der Verf. zum Theil selbst Beobachtungen darüber anstellte, von besonderem Interesse sind. Referent, der Gelegenheit hatte, an den meisten Orten völlig übereinstimmende Beobachtungen zu machen, kann die Angaben des Verf. durch die Bemerkung vervollständigen, daß in der Gegend von Pástum, ein bituminöser, Süßwasserschnecken enthaltender Travertin vorkommt, woraus sowohl die dortigen Tempel, als auch die Mauern der Stadt erbauet sind. Herr Brongniart unterscheidet überhaupt zwey Arten von Süßwassergebilden, die einen verschiedenen Ursprung verrathen: die eine Art ist ein mehr und weniger krystallinischer Absatz aus Wassern, welche die aufgelösten Theile aus dem Innern zu Tage förderten; die andere Art erscheint dagegen als ein mehr mechanischer Absatz auf dem Grunde stehender Gewässer, denen die abgeschwemmten Theile zugeführt wurden. Zur ersten Art rechnet der Verf. den Travertin von Italien, die Süßwassergebilde der Gegend von Paris, von Eocle im Jura; zur letzteren, welche ungleich weniger verbreitet ist, die Deninger Formation. Zur ersten Art würde denn auch das in Deutschland so sehr verbreitete und zuweilen dem Italiänischen Travertin ähnliche Kalktuffgebilde gehören, welches in Thalniederungen vorzukommen pflegt; oft, wie in Thüringen, auf dem Eichsfelde, im Leinethale, in dem Thale von Pyrmont, eine Torflage deckt und außer vielen Spuren von

Vegetabilien, besonders Süßwasser- und Land-
schnecken und hin und wieder auch Knochen von
Vierfüßern enthält.

Den Beschluß der in der Gegend von Paris
verbreiteten Formationen, machen die Geschiebe
und das eigentlich sogenannte aufgeschwemmte
Land.

Die Charte, Durchschnitte und Zeichnungen
von Petrefacten welche die erste Ausgabe zierten,
besitzt auch diese zweyte. Hinzugekommen sind
aber: eine Charte, welche die geognostischen Ver-
hältnisse der Umgegenden von Paris und Lon-
don vergleichend darstellt und mehrere andere
Steindrucktafeln mit Durchschnitten und trefflichen
Zeichnungen von Petrefacten, besonders von denen,
die in der Kreideformation sich finden.

Wir reihen hier die Anzeige einer anderen
Schrift des Hn. Brongniart an, deren In-
halt mit dem des obigen Werkes in einem ge-
wissen Zusammenhange steht.

E b e n d a s e l b s t.

Bey Levrault: Mémoire sur les Terrains
de Sédiment supérieurs Calcaréo-Trappéens
du Vicentin, et sur quelques Terrains
d'Italie, de France, d'Allemagne etc. qui
peuvent se rapporter à la même Époque,
par Alexandre Brongniart, Membre
de l'Acad. Roy. des Sciences etc. etc. Avec
six Planches. 1823. IV 86 Seiten in gr. 4.

Beobachtungen über die tertiären Formationen
des Vicentinischen, der Superga bey Tu-
rin, der Gegend von Mainz, des Fußes der
östlichen Pyrenäen und in mehreren Theilen
der Schweizer Alpen. Am ausführlichsten
verbreitet sich der Vf. über einige Gegenden des
Vicentinischen, auf deren geologische Merkwür-
digkeiten Fortis zuerst die Aufmerksamkeit ge-

lenkt hatte und die so viel Räthselhaftes darbieten, in Hinsicht des Ineinandergreifens von tertiären und Trappgebilden. Hr. Brongniart besuchte auf seiner Reise durch Italien i. J. 1820 Val Nera, Val Ronca, Montecchio maggiore, Monte Biale und Monte Bolca. Diese verschiedenen Punkte zeigen manches Uebereinstimmende; jeder davon hat aber auch etwas Eigenthümliches. Grobkalk und Trappgebirgsarten sind überall vergesellschaftet; beide stehen aber zu einander in verschiedenen Verhältnissen. Im Val Nera, Ronca und zu Monte Biale halten sie ziemlich einander das Gleichgewicht. An ersterem Orte ist die Stratification horizontal und die Abwechselung von Grobkalk- und Trapplagern ist vollkommen deutlich; zu Monte Biale und Ronca ist die Schichtung ebenfalls deutlich, wiewohl die verschiedenartigen Massen sich mengen und die Bänke sich zu neigen beginnen. Zu Montecchio maggiore sind die Trappmassen vorherrschend und der Kalk, der offenbar mit jenen gleichzeitig gebildet wurde, kömmt nur in Bruchstücken damit gemengt vor, oder wird auch nur durch die ihm eigenthümlichen Conchylien vertreten, die von Trappmassen eingehüllt erscheinen. Zu Bolca ist dagegen der Kalkstein vorwaltend, dessen dünne Schichten sehr gestürzt erscheinen. Bekannt ist sein Reichthum an mannigfaltigen Abdrücken von Fischen; außerdem kommen aber auch Conchylien und vegetabilische Reste darin vor. Die Trappgebirgsarten an den erwähnten Orten sind hauptsächlich Basalt, Basaltischer Mandelstein und Basaltisches Conglomerat. Die genaue Untersuchung der zahlreichen Petrefacten die der mit dem Trapp innig verbundene Kalkstein des Vicentinischen enthält, so wie die Vergleichung aller übrigen Verhältnisse, scheinen unzweydeutig zu ergeben,

daß derselbe dem Grobkalk oder dem tertiären Meerwassergebilde zugezählt werden dürfe, welches älter als der Pariser Knochengyps ist. Er ruhet im Vicentinischen auf Flözkalke, der dem Turakalke, zum Theil auch wohl der Kreideformation anzugehören scheint.

Der ungefähr 450 Meter über Turin sich erhebende Hügel der *Superga*, besteht aus abwechselnden Lagen von Sand, Glimmerhaltigem Sandmergel, der in Mergelsandstein übergeht und Thonmergel, mit einzelnen Nieren und Nierenreihen von mergeligem Kalkstein. In den sandig-mergeligen Lagen bemerkt man häufig grüne Partikeln, die offenbar zeretzter Serpentin sind und außerdem Geschiebe und calcinierte Muschelschaalen. Sene nehmen, je höher man steigt, an Größe zu; am Gipfel finden sie sich von nicht unbeträchtlicher Größe. Die Mehrzahl derselben besteht aus Serpentin; außerdem finden sich aber auch Geschiebe von Granit, Gneus und anderen Gesteinen. Die Schichten fallen nördlich, also gegen die Alpenkette ein; am Fuße stärker wie gegen den Gipfel; jedoch — nach den Beobachtungen des Referenten und den früheren von *Saussure* — nicht so stark als die von *Hn. Brongniart* mitgetheilte Profilzeichnung andeutet. Nach der Angabe desselben ist der größere Theil der Petrefacten verschieden von denen, die in den Vorhügeln der Apenninen nach *Brocchi's* Untersuchungen vorkommen. Der Verf. ist geneigt anzunehmen: daß die Hauptmasse der *Superga* mit den tertiären Gebilden gleichzeitig sey, die unter dem Pariser Knochengyps liegen; und daß nur die oberen Lagen den jüngeren tertiären Massen zuzählen und von gleichem Alter mit den Vorhügeln der Apenninen seyen; — eine Meinung, die noch eine genauere Prüfung zu bedürfen

scheint. Wenn der Verf. die vorhin erwähnten, in zerstücktem Serpentin bestehenden, grünen Partikeln mit der Grünerde in den unteren Lagen des Pariser Grobkalkes und den grünen Theilen in dem Grobkalk des Vicentinischen vergleicht, so dürfte nach des Referenten Dafürhalten dabei doch wohl nicht zu übersehen seyn, daß jene grüne Substanz an den verschiedenen Orten ohne Zweifel einen sehr abweichenden Ursprung hatte. An der Superga läßt sie sich ungezwungen von dem Serpentin ableiten, der in so großen Massen am Ausgange des Thales von Susa ansteht, aus welchem auch offenbar die Geschiebe abstammen, die an der Superga sich finden. —

Was der Verfasser über die Mainzer Formation und das Vorkommen des Grobkalkes in den Alpen, zumal an den Diablerets mittheilt, ist eine lehrreiche, weitere Ausführung von dem, was über diese Gegenstände im Auszuge in dem zuvor angezeigten, größeren Werke enthalten.

Die letzte Abtheilung der vorliegenden Schrift, liefert eine musterhafte Charakteristik von einem Theil der in den beschriebenen, tertiären Gebilden gefundenen Resten organisirter Wesen, deren Werth durch genaue, auf fünf Steindrucktafeln enthaltene Abbildungen erhöht wird.

W i e n.

Bey Anton Strauß: J. G. Albrechtsbergers sämtliche Schriften über Generalbass, Harmonielehre und Tonsetzkunst etc. vermehrt und herausgegeben von seinem Schüler Ignaz Ritter von Seyfried. Preis 3 Rthlr. 8 Ggr.

Der Herausgeber, ein Schüler des verewigten Albrechtsberger, theilt dessen zerstreute theo-

retische Schriften der musikalischen Welt in derselben Ordnung mit, in welcher sein Lehrer bey dem theoretischen Unterrichte die Lehrsätze vorzutragen pflegte. Genanntes Werk besteht aus 3 Octav-Bänden. Der erste Band enthält den Generalbass oder die Harmonielehre; im zweyten wird die Stimmenführung bey zwey, drey und mehrstimmigen Sätzen vorgetragen, am Schlusse desselben die Theorie der Fuge angefangen und im dritten Bande ausführlicher fortgesetzt und beendet. Diesem letzten Bande ist noch ein Anhang beygefügt, in welchem die vorzüglichsten Componisten des Kirchen-, Kammer- und Theater-Styls in alphabetischer Ordnung genannt und die jetzt gewöhnlichen und brauchbaren Instrumente kürzlich beschrieben werden. Auch findet man in diesem Anhang eine kurze Anleitung zum Partitur-Spielen, eine Biographie des verewigten Albrechtsberger, und ein Verzeichniß von dessen vorzüglichsten Schülern, Manuscripten und gedruckten Compositionen.

Ob wir gleich in gegenwärtiger Zeit Lehrbücher der Harmonie oder des Generalbasses besitzen, welche nach zweckmäßigerer Ordnung und nach weit einfacheren Principen geschrieben sind, als der erste Band des Albrechtsbergerschen Werkes; so ist doch das, was dieser ausgezeichnete Generalbassist seiner Zeit über Harmonie sagte, dem Gelehrten, welcher nicht bloß, wie die Sachen jetzt stehen, sondern auch wie sie einst standen, wissen will, von außerordentlich großem Werthe.

Albrechtsbergers Portrait nach dem Originalgemälde von Seb. Langer in Kupfer gestochen nebst einem Facsimile seiner Handschrift befindet sich vor dem ersten Bande.